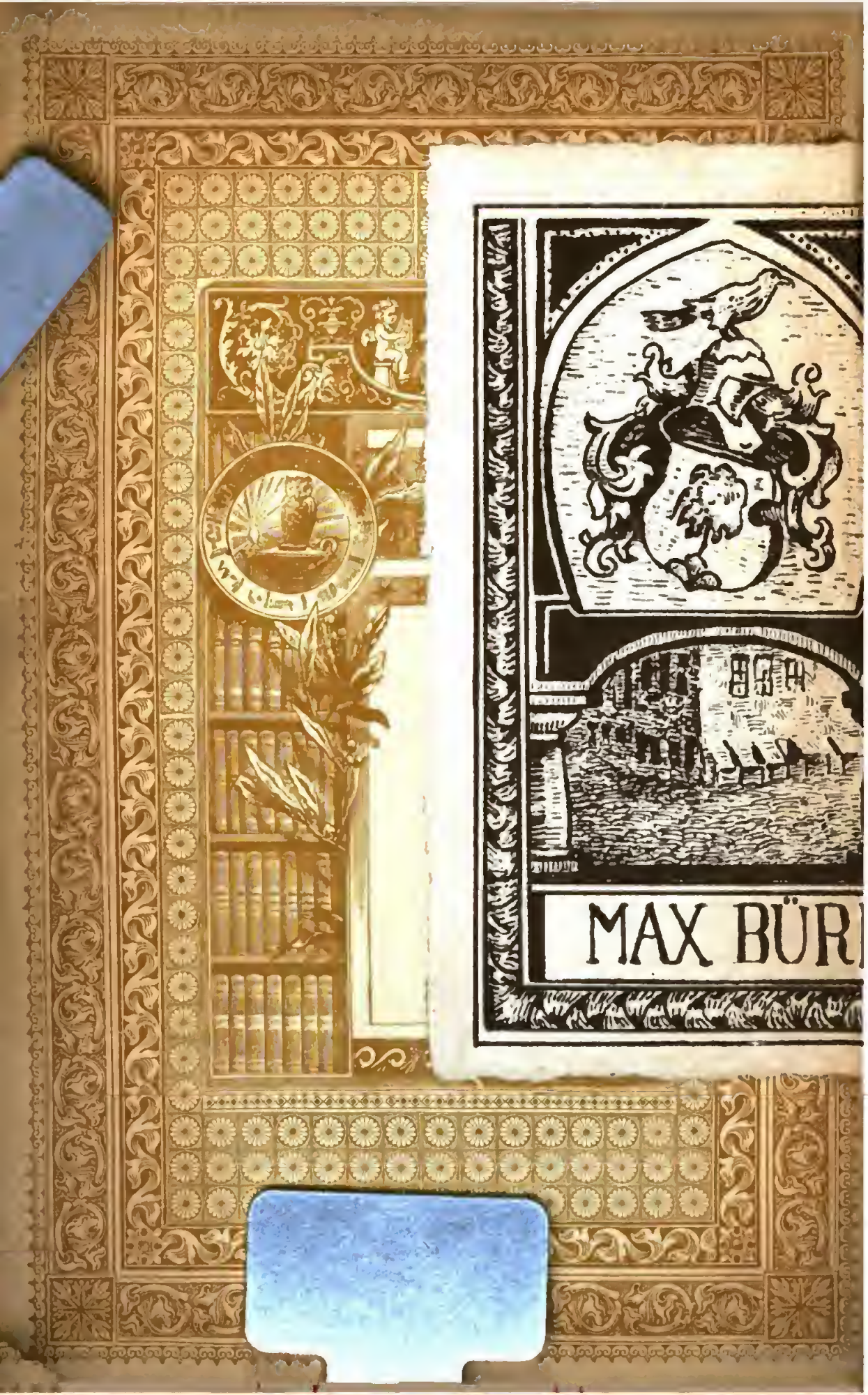
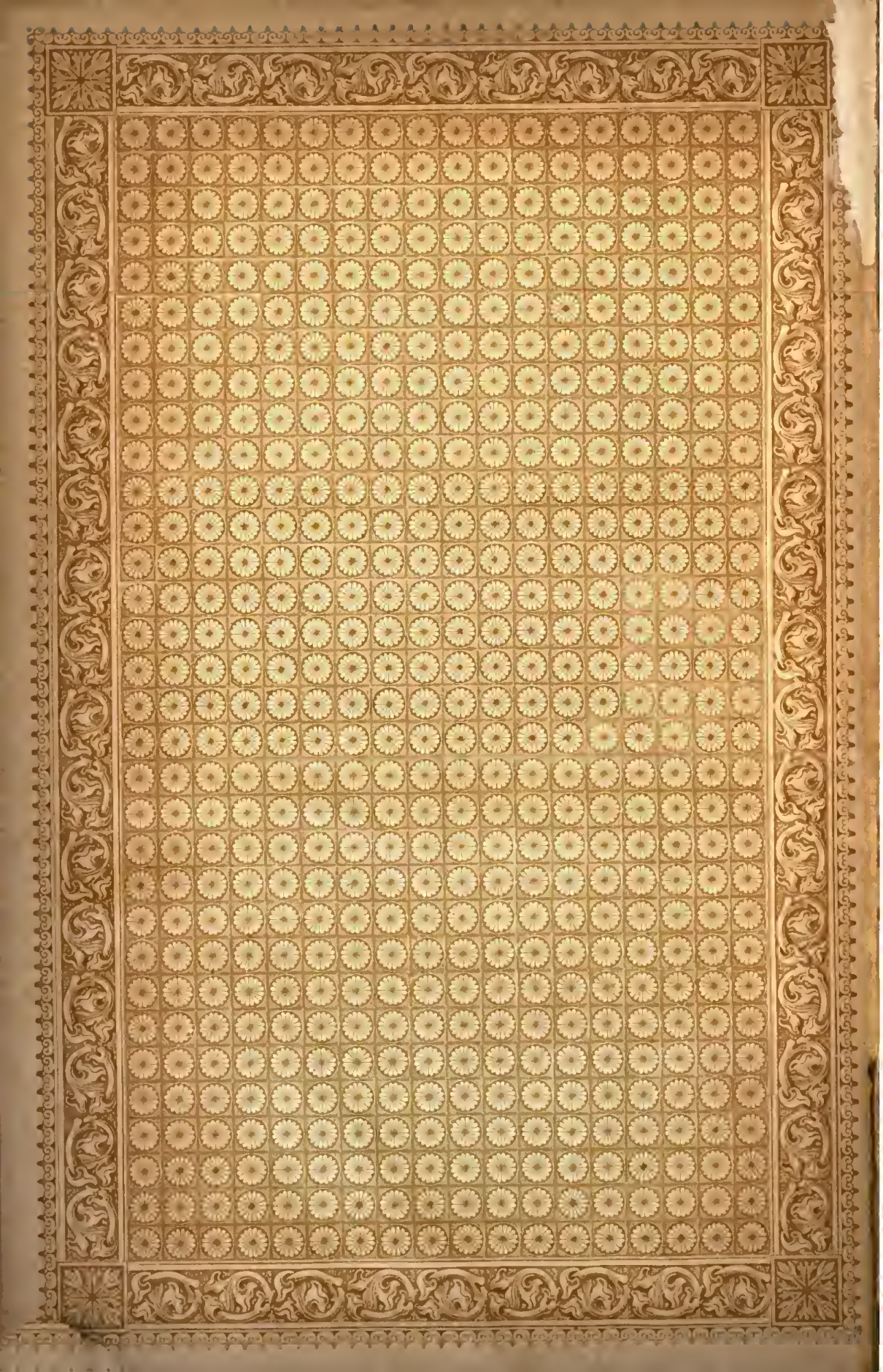
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens


MAX BÜR

warm empfehlen.

*

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.

Zu der Humoreske „Das verwunschene Schloß“ von V. v. Lychdorff.
Originalzeichnung von M. Ledeli. (S. 111)

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1896.

Neunter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

PUBLIC LIBRARY
275436A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Jugendträume. Roman von Georg Hartwig (Fortsetzung und Schluß) 7

Im Paradies. Roman von Woldemar Urban . . . 46

Das verwunschene Schloß. Humoreske von B. v. Lychdorff 91

Mit Illustrationen von M. Ledeli.

Die Liebesprobe. Novelle von Gustav Johannes Krauß 119

Von Genua nach Nizza. Frühlingstage an der Riviera di Ponente. Von K. Prior 155

Mit 16 Illustrationen.

Die Romantik in den Museen. Skizze von E. Lichtermeister 178

Mit 14 Illustrationen.

Krankhafte Neigungen. Blicke in ein dunkles Gebiet. Von Dr. Fr. Parkner 200

Schwedische Eisenwerke. Technologische Studie von Adolf Classen 211

Mit 13 Illustrationen.

Mannigfaltiges:

Unheimlicher Wettlauf 229

Neue Erfindungen: Ein vielseitiges Möbel 233

Mit 4 Illustrationen.

Ein Fürstenkind bittet um ein Stückchen Brod . . 234

Seite

Die Grannen der Gerste 236
Verbrecherbräute 237
Originelle Rache 238
Vom Soldatenkönig 239
Mondbewohner 239
Der Weg einer Gewehrkugel 240
Deutlicher Wink 240
Neue Bezeichnung 240

Jugendträume.

Roman von Georg Hartwig.

(Fortsetzung und Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Der Taschenspieler im rothen Frack hatte mit seinen langen, spitzen Fingern die erste Nummer des Programms elegant erledigt. Ein lautes Beifallsklatschen belohnte ihn dafür.

Plötzlich wandte sich die allgemeine Aufmerksamkeit einem andern Ereigniß zu.

An der Treppenmündung erschien Ariana.

Von ihrer inneren Unruhe getrieben, Menschen aufzusuchen, um den Seelenkämpfen zu entfliehen, welche kein Bedürfniß nach Schlaf aufkommen ließen, war sie herabgestiegen. Ihr Antlitz, von den vorangegangenen Seelenleiden durchgeistigt, war in seiner tiefen Blässe von idealer Schönheit des Ausdrucks. Die strahlende Bläue der Augen schimmerte leicht verschleiert von Thränen, die ungeweint geblieben waren und darum doppelt brannten.

Ariana bemerkte nicht, daß ihr Erscheinen staunende Aufmerksamkeit erregte. Sie sprach mit Hammer, welcher hinter den Säulen auf und nieder geschritten war, jetzt schnell in ihre Nähe trat und ihr den Arm reichte, um sie in die Halle zu geleiten.

„Bis jetzt haben Sie noch nichts von dieſem Genuß verſäumt, gnädige Frau! Einen Stuhl wird Ihr Herr Gemahl wohl in Bereitſchaft haben. Dort ſitzt er!“

„Mein Mann?“ Sie hatte es nur geflüſtert, aber zuſammengezuckt war ſie doch. „Wo?“ fragte ſie raſch.

„Dort neben dem Kamin! Er kommt bereits!“

Rüdiger, dem das unerwartete Erſcheinen Ariana's unter den obwaltenden Verhältniſſen wie ein Gifttropfen lähmend durch die Adern rann, hatte nicht ſofort die Freiheit der Bewegung gefunden, einer Frau entgegenzugehen, vor deren Thür er wie ein Bettler vergebens um Einlaß gebeten, und die jetzt zu einem Beiſammenſein mit Herbert Thun herabſtieg.

Die Herrengruppe um den friſch gefüllten Champagnerkübel war gleichfalls aufmerkſam geworden.

„Wer iſt der Herr dort?“ fragte der Graf mit einem gewaltſamen Lächeln.

„Der mit jener reizenden Frau ſpricht? Ein preußiſcher Offizier, ſoviel ich weiß. Sehr netter Menſch! Wen meinen Sie denn, lieber Graf? Ah ſo! Den jungen Mann, welcher eben herantritt?“

„Ja, den meine ich!“ verſetzte Thun, und ſeine dunklen Augen folgten jeder Bewegung Rüdiger's mit einem Ausdruck von Spannung.

„Das iſt der Gemahl dieſer Dame, ein — ein —“

„Ah, ein Aſſeſſor v. Rüdiger, nicht wahr?“ fiel der Graf mit ſorgloſer Stimme ein, die über den inneren Aufruhr täuſchen konnte, welchen dieſer Name in ihm aufwühlte.

„Ganz recht! Ein jung verheirathetes Paar, wie ich gehört habe. — Ihr Wohl, lieber Graf!“

Die Gläſer klangen aneinander, als Rüdiger vor Ariana ſtand. Sie ſchlug im Bewußtſein deſſen, was ihre Weigerung vorhin in ihm verletzt, die dunkeln Wimpern nieder.

Es entging ihm nicht, und ein namenloſer Grimm erfüllte ſein Herz.

„Was ſuchſt Du jetzt hier?“ fragte er mit ſcharfem Flüſtern. „Wen ſuchſt Du hier?“

Sie hatte, von dieſer letzten Frage verletzt, das Haupt höher erhoben. Plötzlich zuckte die leblos ſcheinende Hand in Rüdiger's Arm leicht zuſammen.

Mit einem Seitenblick, welcher ihr blaſſes Antlitz ſtreifte, bemerkte er die Röthe, welche wie ein Hauch über ihre Wange glitt, als ſie Thun erkannte.

Ihr weißer Kleiderſaum rauſchte neben ihm vorbei. Thun ſprang aus ſeinem Seſſel empor und verneigte ſich tief.

Der Zauberkünſtler begann die zweite Nummer.

Die Aufmerkſamkeit der Anweſenden gehörte wieder ihm. Nur Thun's Blicke hafteten mit verhaltener Gluth auf dem jungen Weibe, deſſen Beſitz er leidenſchaftlich angeſtrebt und deſſen Nichtbeſitz die unheilvollen Schatten jener Melancholie über ihn hinbreitete, unter welcher ihm die Freude am Leben ſpurlos wie der Sand im Winde zerrann.

Rüdiger hatte Ariana zu ſeinem Stuhl geleitet. Als ſie ſich niederließ, flüſterte er ihr gepreßt die Worte zu: „Du kannſt befriedigt ſein. Er iſt hier trotz des Regens!“

Sie ſchrak vor Unwillen heftig zuſammen. „Du wagſt es —“

„Bitte, keinen Auftritt hier, wo es die Ehre meines Namens gilt!“

Der Schreck rann ihr eiſig durch den Körper. Durch die geſenkten Lider hindurch fühlte ſie des Grafen Blicke auf ſich ruhen und zugleich den Blick ihres Gatten, welcher jede Regung zu beobachten entſchloſſen ſchien. So tief alſo glaubte er ſie geſunken, daß ſie Troſt in den Armen eines anderen Mannes ſuchen könne! Flammenden Auges ſah ſie ihm in's Geſicht, und eine erſtickende Angſt erfaßte ſie.

„Laß uns nach oben gehen!“ ſagte ſie haſtig.

„Weshalb jetzt?“ fragte er ſcharf dagegen. „Nachdem Du mich vorhin um eine Unterredung bitten ließeſt, umſonſt bitten ließeſt, iſt es jetzt zu ſpät.“

„Meine Ehre —“ ſagte ſie bebend.

„Iſt die meine, und dieſe werde ich zu wahren wiſſen, verlaß Dich darauf!“

Er nahm das Reiſehandbuch von Neuem zur Hand und las anſcheinend mit Intereſſe darin.

Die Herren am Tiſch gegenüber hatten längſt ihr Geſpräch fortgeſetzt. Graf Thun erzählte eine launige Geſchichte. Niemand achtete auf das junge Paar.

Ariana fühlte den Boden unter ſich ſchwanken. Ein finſteres Etwas, das drohend vor ihr aufſtieg, rüttelte an der Unnatur ihres ehelichen Verhältniſſes. Aber der Bann, welchen jene unſelige Stunde vor der Trauung in Bonsdorf um das liebeheiße Herz des jungen Weibes gelegt, ſchnürte ihr daſſelbe nur feſter zuſammen, ſo daß ſie hätte aufſchreien mögen vor Angſt und Schmerz.

Und um ſie lachte die Menſchenmenge, als ob nichts in der Welt exiſtire als Luſt und Frohſinn. Es ſchnitt ihr in's Herz wie ein ſcharfes Meſſer. Aber ihr Stolz, ihr gutes Bewußtſein rangen die Nebel ſieghaft nieder, welche ſich über ihre Empfindungsfähigkeit breiten wollten. Lieber leiden, als Schwäche geſtehen, als ihr Elend Hammer und Thun verrathen!

Und ſo ſaß ſie mit zuſammengepreßten Händen aufrecht, hin und wieder lächelnd, während ihr Herz blutige Thränen weinte. Als die letzte Nummer beendet war, erhob ſie ſich, das leichte Schwanken, welches ſie dabei überfiel, bewältigend.

„Ich gehe,“ ſagte ſie leiſe. „Gute Nacht!“

Er ſtand augenblicklich auf.

Die Herren lachten fort. Thun ſprach viel und mit

völlig ernſthafter Miene, wobei er Heiterkeitsausbrüche entfeſſelte. Wenn er ſelbſt einmal lächelte, ſah es unbeſchreiblich traurig aus.

Als ſie an Hammer vorüberkamen, trat dieſer auf Rüdiger zu. „Würden Sie mir morgen Früh eine Unterredung bewilligen?“

Rüdiger ſah ihn nicht ohne Erſtaunen an ob des erregten Tones, in welchem dieſe Frage an ihn gerichtet ward.

„Ja, vorausgeſetzt, daß ich nicht zu frühzeitig aufbreche!“

„Ah, Sie verlaſſen ſchon Hotel Roy, gnädige Frau?“ fragte Hammer, ſich gegen Ariana verbeugend.

„Wir ſind Zugvögel,“ ſagte ſie mit unſäglicher Selbſtüberwindung ſcherzend. „Heute hier und morgen da! Damit iſt aber nicht geſagt, daß wir uns nicht abermals auf derſelben Stelle begrüßen ſollten.“

„Das hoffe ich beſtimmt,“ verſetzte er. „Schlafen Sie wohl, gnädige Frau!“

„Gute Nacht, Herr Hauptmann!“

Sie ſchritt die Treppe langſam hinauf. Rüdiger folgte.

Droben vor ihrem Zimmer angelangt, ſtand ſie einen Moment zaudernd ſtill, dann trat ſie ein und ließ die Thür offen ſtehen.

„Du willſt alſo, daß ich eintrete?“ fragte er.

„Wenn Du mir etwas zu ſagen haſt, wie es ſcheint, ja!“ erwiederte ſie leiſe.

Er trat ein und ſchloß die Thür.

Das Balkonfenſter ſtand weit geöffnet. Die Bäume und Büſche des Gartens rauſchten geheimnißvoll. Ueber dem dunklen See zerriſſen die Wolken und ließen den Mond ſich im Waſſer ſpiegeln.

Rüdiger ſtand ſtumm da, den Blick auf ſeine Frau geheftet, welche mit geſenktem Antlitz ſeine Anſprache erwartete.

Die Hitze der erſten Eiferſuchtsaufwallung erloſch im

säuselnden Flüstern der Bäume und in der regungslosen Stille des Zimmers. Er kam sich in der Rolle eines Rechenschaftfordernden plötzlich unerträglich linkisch vor der Frau gegenüber, welche in der Trennung von ihm eine Erlösung, keine Strafe erblicken mußte.

„Du hast den Grafen Thun im Konzert gesehen?“ fragte er ruhig und hatte dabei die Empfindung, als spräche er mit einer fremden Stimme.

„Ja!“ sagte sie, ohne ihn anzusehen. „Gesehen und gesprochen!“

„Gesprochen!“ Er schwieg für Sekunden. „Gesprochen auch?“

„Wir saßen nebeneinander. Der Zufall fügte es.“

„Wußtest Du, daß er heute Abend in's Hotel Roy kommen würde?“

Seine Hochachtung vor ihrer Wahrheitsliebe war so groß, daß er ihr diese Frage als ganz natürlich vorlegte.

„Nein,“ sagte sie aufschauend.

„Nicht? Und kamst doch herunter, doch —“

Sie dachte daran, wie weh sie seinem Stolz kurz zuvor gethan, und erröthete vor Zorn.

„Ich wußte es nicht,“ wiederholte sie langsam.

„Wenn Du es gewußt hättest, würdest Du trotzdem gekommen sein?“ Das Eifersuchtsgefühl fing wieder an, sich in ihm zu regen, wie sehr er sich auch dagegen sträuben mochte.

„Ja!“ sagte sie fest.

Er lachte kurz auf. „Du weißt doch auch, daß er Dich liebte?“

Sie nickte. „Es ist keine Schuld dabei.“

„Schuld! Sehr gut! Du willst damit sagen, daß ich —“

„Schweig!“ rief sie hastig. „Vermenge das, was ich für Dich fühlte, nicht mit dem, was ich Jenem geben konnte. Er ist ein unglücklicher Mensch!“

„Sagte er es Dir?"

„Ich sah ihm in's Herz!"

„Und er in das Deine! Und Du öffnetest es ihm weit, weit genug, um ihn die Leere desselben sehen zu lassen, die zu füllen ist. Und was nicht darin zu sehen war, das ließest Du ihn ahnen. Sein Reichthum sichert ihn vor dem Verdacht einer Spekulationsehe. Er ist in der Lage, dies schwarz auf weiß beweisen zu können, denn er ist nicht auf Diäten angewiesen wie andere unehrenhafte Burschen, die sich aus eines armen Mädchens Armen frisch losreißen, um eine Erbin in sich verliebt zu machen, und diese Erbin gewissenlos betrügen mit ihrer Neigung, ohne Reue, ohne Gewissensbisse, ohne — und solch' Einer ist Dein Mann!" Er brach ab. „Oder wenigstens der Mann, dessen Namen Du trägst!"

Sie war so überrascht, so versteinert vor Schreck und Weh von dieser unerwarteten Wendung, die ihr das Herzblut stocken machte vor Scham über den entwürdigenden Verdacht, welcher damals wie ein schwarzer Schatten über sie hingeschwebt war, daß sie kein Glied zu rühren vermochte.

Ihre blauen Augen hingen in angstvoller Spannung an seinem blassen Antlitz, welches sie so heiß geliebt, so leidenschaftlich oft an ihre Brust gedrückt, und das ihr jetzt wie in einem schweren Traum bekannt und doch so fremd erschien.

„Alexander!" rief sie stammelnd.

„Kannst Du nicht aussprechen hören, was Du denkst? Was Du gedacht hast und stündlich auf's Neue denkst?" rief er finster. „Greift Dir diese widerwärtige Unwahrheit an Dein Selbstgefühl? Und wenn Du es nicht denkst, wie kannst Du es wagen, mich vor Deiner Thür stehen zu lassen! Du meinst, ich sei ein Mensch, den seine Frau von ihrer Thüre jagen kann und der doch wiederkommen muß,

wenn dieſe Frau die Spalte offen hält, weil er ihrer Renten bedarf."

„Wenn Du noch einen Funken Mitleid für mich haſt, ſo ſchweige!" rief ſie, ihre Hände ausſtreckend.

„Mitleid für Dich?" ſagte er, von dieſem ſchrillen Ton, gerade weil er ihm in's Herz drang, nur mehr erregt. „Mitleid für Dich? Du brauchſt mein Mitleid nicht. Und das Deine beanſpruche ich nicht mehr. Das iſt das Einzige, was ich aus dieſem Schiffbruch meines Glückes retten kann. Mitleid für Dich!" Er lachte kurz auf. „Du bedarfſt deſſen nicht. Was fehlt Dir, um den häßlichen Traum neben mir und mich dazu zu vergeſſen? Was ſteht Dir nicht zur Seite, wenn ich Dich verlaſſen habe? Jugend, Schönheit, Reichthum und der Mann, welcher ſich über ſeine uneigennützige Liebe mit Zahlen ausweiſen kann!"

„Du tödteſt mich, Alexander," flüſterte ſie unſicher, nach ſeiner Hand greifend. „Du weißt nicht, was Du mir in dieſem Augenblicke anthuſt."

Er konnte das nicht mehr niederzwingen, was in ſeiner Bruſt wie ein Zündſtoff aufgehäuft lag, und rief leidenſchaftlich: „Weil ich Dir nicht mehr weh thun will und weil ich kein Recht habe, Opfer von Dir zu verlangen, die ſich befugt glaubt, mich zu verachten; weil ich nichts beanſpruche, was mir die Geſetze als den Erfolg einer halb verunglückten Spekulation zugeſtehen, will ich Deinem Glück nicht im Wege ſtehen. Thue, was Du willſt, aber ſchone meinen Namen — ſonſt würde ich den Mann, welcher die Wünſche zu meiner Frau erhebt, niederſchießen!"

Er hatte die letzten Worte wie eine Drohung hervorgeſtoßen, eilte aus dem Zimmer und ſchloß die Thür, bevor Ariana einen Schritt thun konnte, ihn zurückzuhalten.

Was dann über ſie kam, wußte ſie am nächſten Morgen nicht mehr. Sie fand ſich angekleidet auf ihrem Bette liegend, aus einem Schlummer erwacht, der wie Blei auf ihr gelaſtet.

Als sie sich endlich erhob, war ihr erster Gedanke, zu Rüdiger zu gehen. Ein unerklärliches Sehnen, eine innere Unruhe trieb sie zu ihm.

Rüdiger hatte die Nacht ruhelos verbracht. Der Wendepunkt, welchen er hatte umgehen wollen, hatte geglaubt umgehen zu können unter dem Schutz des Hotellebens, war dennoch eingetreten. Er beklagte es nicht, im Gegentheil, nach den Erfahrungen, die er gestern Abend mit seinem Herzen gemacht, kam ihm jeder, auch der schärfste Einschnitt wie eine Erlösung vor Angesichts der Qualen, welche Ariana's Gegenwart nie aufhören konnte ihm zu bereiten.

Er erhob sich bei anbrechendem Tage und trat auf den Balkon hinaus. Er dachte an das, was zu thun in ihm beschlossene Sache war. Und so mußte er nothwendig auch derer gedenken, deren Abneigung ihn zu diesem erlösenden Schritte trieb.

Als er in das Zimmer zurücktrat, war auch das Leben drunten in den Hotelräumen bereits angebrochen. Rüdiger packte seine Handtasche, wie man sich für einen weiteren Ausflug zu rüsten pflegt, und stieg die Stufen hinab.

Im Speisesaal nahm er seinen Kaffee ein.

„Der Herr will eine Parthie machen?" fragte der aufwartende Kellner. „Sehr schönes Wetter heute!"

Rüdiger nickte. „Ich hoffe, daß es sich hält."

„Der Herr kommt zum Mittagessen zurück?"

„Wahrscheinlich! Ist Hauptmann Hammer schon zum Frühstück hier gewesen?"

„Nein, mein Herr!"

„Sehr gut. Adieu!"

Er verließ den Saal, ließ sich vom Portier die Zimmernummer Hammer's nennen und fuhr mit dem Aufzug in den betreffenden Stock hinauf. Als er an des Hauptmanns

Thür pochte und eintrat, fand er dieſen an ſeinem Schreibtiſch beſchäftigt vor.

„Ah, Herr v. Rüdiger!“ ſagte Hammer, ſich erhebend. „Ich war auf dem Wege zu Ihnen!“

„Es iſt mir ſo bequemer,“ verſetzte Rüdiger, näher tretend. „Wer auch immer der Beſucher, wer der Beſuchte ſein mag, die Sache bleibt dieſelbe. Ich kann Ihnen das, was Sie mich fragen wollten, ebenſogut hier beantworten als drüben.“

„In der That!“ Hammer ſandte einen forſchenden, mißtrauiſchen Blick über das ernſte Antlitz des Sprechers, welchen er einſt Jugendfreund genannt hatte.

Rüdiger gab ſich nicht die Mühe, dieſem ſtummen Gedankengang zu folgen.

„Verzeihen Sie, wenn ich raſch zu Werke gehe bei etwas beſchränkter Zeit! Sie wollen wiſſen, was zwiſchen Alwine Hanſen und mir vorgefallen iſt, beſſer geſagt, in welchem Verhältniß ſie zu mir, ich zu ihr geſtanden habe!“

Hammer war bei Nennung dieſes Namens, welcher die peinlichſten Gefühle in ihm wach rief, feindſelig zurückgetreten.

„Ja, das wünſche ich allerdings zu wiſſen,“ ſagte er ſchroff. „Und hätte es längſt erfahren ſollen durch den Mund eines hilfloſen, irregeführten Mädchens, um ihr Anwalt ſein zu können.“

Rüdiger zuckte die Achſeln. „Laſſen Sie das! Wir rechnen hier einzig mit den Thatſachen. Nur dieſe haben Intereſſe für mich und auch nur ſo weit, als ich dazu beitragen möchte, Sie von einer falſchen Vermuthung zu befreien.“

„Da wäre ich begierig,“ ſagte Hammer finſter, indem er ſich mit gekreuzten Armen gegen den Schreibtiſch lehnte. „Sie haben Alwine Hanſen geliebt!“

„Nein!“ versetzte Rüdiger ruhig. „Ich habe sie zu lieben geglaubt.“

„Ah!“ lachte Hammer spöttisch und bitter auf. „Das ist allerdings eine feine Auffassung — und sehr bequem!“

„Warten Sie noch,“ unterbrach Rüdiger ihn. „Sie werden zu einem anderen Schlusse kommen. Alwine Hansen hat mich geliebt — unglücklicherweise!“

„Wollen Sie mir nicht noch sagen,“ fuhr Hammer mit vor Zorn bebender Stimme fort, „daß sie sich mit ihrer Liebe Ihnen an den Hals geworfen hat?“

Rüdiger schwieg einen Moment. Der verhängnißvolle Oktoberabend in der halbdunklen Stube des Professors Hansen stieg allzu deutlich aus der Tiefe langer Vergessenheit auf.

„Hören Sie zu, was geschah!“

Er erzählte wahrheitsgetreu, wie sie an seinem Herzen sich selbst verloren und ihn mit fortgerissen zu trügerischen Wallungen, die vor dem Aufgang einer wirklichen Neigung nicht Stand halten konnten; wie sie mit ihren Thränen die verständige Ueberlegung in ihm ausgelöscht und ihre eigenen Hoffnungen ihm in die Seele gepflanzt hatte.

Hammer hatte mit fieberhafter Spannung zugehört. Eine schmerzliche Regung der Scham, welche er in Alwinens Seele empfand, ließ ihn die Blicke niederschlagen. „Das thörichte, thörichte Kind,“ murmelte er endlich leise.

Er mußte glauben, was er hörte. Wie er Alwine kannte, war dieser Auftritt kein unmöglicher. Doch fiel ihm eine Last von der Seele. Er begriff ihr scheues, tiefes Leid, und indem er es begriff, fühlte er mit wachsendem Sehnen, daß er es zu heilen vermochte.

„Doch warum waren Sie nicht aufrichtig gegen dieses unwissende Kind, das sich so blindlings in Ihre Hand gegeben hatte?“ fragte er.

Rüdiger athmete rascher. Diese Frage traf mitten in die Wunde hinein, welche sein Herz trug.

„Ich war es. Um verstanden zu werden, hätte es von ihrer Seite nur eines geringen Grades von Selbsterkenntniß und Ueberlegung bedurft, die Alwine Hansen aber leider nicht besaß. Dieser Mangel kam meiner Unentschiedenheit und Schwäche gleich, welche mich in zwei entscheidenden Augenblicken verhinderten, ihre Unwissenheit schroff zu belehren. Was dann kam, lag außer meiner Macht, war eine Verkettung unglücklicher Zufälle —"

Er schwieg einige Sekunden.

„Und darauf geben Sie mir Ihr Ehrenwort, Rüdiger?" fragte Hammer, in Gedanken die Ereignisse noch einmal durchlebend, welche ihm so räthselhaft erschienen waren.

„Mein Wort und — als unanfechtbaren Beweis meine Briefe an Alwine Hansen, welche sich in den Händen meiner Frau befinden," sagte Rüdiger, ohne mit einem Zittern seiner Stimme zu verrathen, was in seinem Herzen bei diesen Worten vorging.

„Ihrer Frau?" fragte Hammer, einen Moment ungläubig vor Staunen.

„Wir haben keine Geheimnisse voreinander."

Hammer schüttelte das Haupt. „Und sie war Alwinens einzige Freundin! Wunderbares Geschick in der That! Diese Briefe —"

„Dürfen Sie in meinem Namen fordern, falls ich von meinem Ausflug —"

„Ah, Sie verreisen! Bis wann?"

„Unbestimmt! Vielleicht bin ich Abends bereits zurück!"

Er wandte sich nach der Thür, kehrte aber noch einmal um.

„Ich gebe Ihnen diese Handhabe, um Ihnen den Weg zu Alwinens Herzen zu erleichtern, vornehmlich aber, um Alwine zu einem Glück zu verhelfen, dem Sie an meiner Seite nie hätte theilhaftig werden können. Sie lieben sie!"

„Ja!" sagte Hammer warm und streckte ihm die Hand

entgegen. „Ich liebe ſie und werde jetzt, da ich die Klippe kenne, welche ihr ſchamhaftes Schweigen nicht umſchiffen konnte, den Weg finden, der in ihr Vertrauen führt. Ich danke Ihnen, Rüdiger, danke Ihnen von ganzem Herzen und bitte Ihnen jedes Mißtrauen ab, welches ich gegen Sie empfunden habe. Es lag in der Natur der Sache. Wenn Sie ſich in meine Lage verſetzen —"

„Sehr begreiflich!" Rüdiger erwiederte ſeinen Händedruck. „Leben Sie wohl."

Die Thür fiel hinter ihm zu.

Hammer, welcher, einer plötzlichen Regung folgend, haſtig nach ſeinem Hute griff, um gleichfalls das Zimmer zu verlaſſen, blieb gleichwohl an der Schwelle nachdenklich ſtehen.

Das Räthſel war gelöst. Aber was half es ihm am Ende, daß Rüdiger Alwine nicht liebte, wenn ihr Herz ihm nach wie vor gehörte!

Und wo ſollte er ſie finden? Vielleicht war ſie heute bereits abgereist, von Neuem in die weite Welt gezogen. Er fühlte, daß dieſe Betrachtungen ihn nie wieder verlaſſen konnten. Sein Blut wallte heißer. Er wollte das Schickſal zwingen, ihm ihren Aufenthalt zu verrathen, und ſollte er ihr nachfolgen bis an das Ende der Welt.

Er eilte die Treppe hinunter, um aus dem Hauſe zu gehen und den Weg nach Montreux einzuſchlagen. In der Halle trat ihm Ariana entgegen.

Er begrüßte ſie höflich und dachte an die Briefe, welche Rüdiger ihm verheißen, um den letzten Zweifel zu erſticken. „Iſt Ihr Herr Gemahl ſchon fort?"

„Fort?" fragte ſie, raſch die Farbe wechſelnd, beſann ſich aber und ſagte ruhig: „Wahrſcheinlich!"

Er war zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, ſonſt wäre ihm weder die Bläſſe ihrer Wangen, noch der Widerſpruch in ihren Worten entgangen.

Sie hielt Briefe in der Hand.

„Ich war auf dem Wege, Sie zu mir bitten zu laſſen. Ereigniſſe daheim —"

Sie brach ab, von einſtürmenden Empfindungen überwältigt. Rüdiger fort! Und wohin? Und ſeine letzten Worte geſtern — Warum ſchlug ihr Herz wieder ſo laut, als wolle es den Selbſtvorwurf, der ſich geſtern ſchon darin zu regen begann, rieſengroß anwachſen laſſen?

Zerſtreut ſahen ſie einander an.

Endlich fragte Hammer: „Sie ſprachen von Ereigniſſen daheim, gnädige Frau."

„Ja!" fiel ſie raſch ein. „Meine Mutter ſchreibt —" Sie hielt den Blick jetzt feſt auf ihn gerichtet, als wollte ſie in ſeiner Seele leſen, ob der Verdacht, in welchem ſie ihn damals Alwine gegenüber gehabt, ein leerer geweſen ſei. „Die Nachrichten, welche ich ſoeben empfing, betreffen Alwine Hanſen!"

„Wo iſt ſie zu finden?" rief Hammer mit unverhohlener Bewegung. „Ich ſuche ſie. Ihr Gatte, mein Freund, konnte mir die Spur nicht angeben."

„Freund?" fragte die junge Frau mit ſtockender Stimme.

„Sie dürfen ganz offen zu mir ſprechen, gnädige Frau. Ihr Gatte that es auch. Er wies mich mit meiner Liebe, meinen thörichten Zweifeln großmüthig an Sie."

„Alex?" flüſterte ſie. „Er ſprach offen zu Ihnen von dem —"

Er war viel zu ſehr in Anſpruch genommen von ſeinen Gefühlen, um ihr ſchreckhaftes Staunen zu bemerken.

„Ja, gnädige Frau, mit der ſchönen Ehrlichkeit, die ein Grundzug ſeines Charakters iſt, enthüllte er mir Alles."

„Und was erfuhren Sie durch ihn bereits?"

„Daß er ein thörichtes, verlaſſenes Kind nicht zurückwies, als es ihm in einſamer Stunde ſeine Liebe offenbarte. Und daß er ein voreilig gegebenes Verſprechen

halten, in Wahrheit redlich halten wollte und halten zu können glaubte, bis er — den Reſt wiſſen Sie beſſer als ich, gnädige Frau!"

„Ja!" Sie nickte. Es lag auf ihr wie eine eherne Laſt. „Es iſt ſchwül hier, zum Erſticken!"

Er reichte ihr den Arm und führte ſie in den Garten. Die Sonne überſtrahlte den blauen See. Der Wind flüſterte durch das regenglänzende Blätterdach und aus dem Duftgemiſch der Blumenbeete ſurrte das heitere Arbeitslied der Bienen.

Und ſie ſelbſt ſo elend, ſo elend! Durch weſſen Schuld?

„Ihre Liebe iſt ſo viel großherziger geweſen, als die meine, ſo beſchämend großherzig," begann Hammer abermals, mit inniger Verehrung auf die ernſte, junge Frau blickend. „Sie wußten — und wieſen Alwinens Freundſchaft nicht von ſich. Aber vielleicht, weil Sie Alles wußten —"

„Konnte ich großherzig ſein!" fiel ſie mit bitterſter Selbſtironie ein, die er aus den leiſen Worten nicht herausfühlte. „Die Nachricht, die ich erhielt, iſt erſtaunlich. Wenn Alwine Hanſen wirklich in Montreux oder Clarens iſt, wie Alexander glaubt, ſo iſt ſie mit ihrer Mutter hier."

„Nein! Jetzt irren auch Sie, gnädige Frau!" rief er lebhaft. „Alwinens Mutter iſt —"

„Frau v. Taburowsky! Alwine iſt ihre Tochter aus erſter Ehe mit dem verſtorbenen Bruder des Profeſſors Hanſen."

„Wie? Iſt das zu glauben?"

Sie reichte ihm den Brief der Frau v. Ferchow, welchen er ſtehend raſch durchflog.

„Welch' entſetzliches Geſchick!" murmelte er endlich, den Bogen zuſammenfaltend. „Und Frau v. Taburowsky, wenn mich nicht Alles täuſcht, iſt gekommen, um hier zu ſterben."

„Dann hat Alwine Sie, ihren beſten Freund, zur

Seite!" ſagte Ariana. „Armes Kind! Wie muß ſie gelitten haben!"

„Rüdiger verſprach mir ſeine Briefe an Alwine, die ſich in Ihrem Verwahrſam befinden, gnädige Frau! Schenken Sie mir dieſelben! Indem ich ſie an mich nehme, habe ich die Gewißheit, daß Alles, was dieſem Jugendtraum, dieſem Roman eines Herbſtabends, anhaftet, abgethan und vergeſſen iſt. Wenn Sie Alwine lieb haben, gnädige Frau, ſchenken Sie mir die Briefe!"

„Sie hat edel an mir gehandelt in ſchwerſter Stunde," flüſterte die ſchöne Frau, und ein beſchämender Vergleich zwiſchen jener ſelbſtvergeſſenden Kraft in der Bruſt dieſes zärtlichen Kindes und ihrem eigenen reißend hinfluthenden Schmerz drängte ſich ihr auf. „Sie ſollen die Briefe haben — gleich jetzt! Ich hole ſie!"

Sie ſtand auf und ging in die Halle zurück wie im halbwachen Traum. Ein lähmender Zwang, der aus der Tiefe des erwachten und erweckten Herzens emporzuſteigen ſchien, ließ ſie die Augen nicht vom Boden erheben.

In ihrem Zimmer raffte ſie die Briefe zuſammen. Zögernd und unſchlüſſig, als ob ſie ihr Verſprechen bedauere, ordnete ſie dieſelben nach dem Datum. Dabei aber, nun ſie ſich für immer von ihnen trennen ſollte, überflogen ihre Augen auch die ſpäteren Schreiben — zum erſten Male. Und auch ohne Hammer's Erläuterungen hätten ihr die Wahrheit ſeiner Worte wie die Verſicherungen ihres Gatten einleuchten müſſen.

Wenn ſie Rüdiger's heiße Liebesbetheuerungen mit dieſen widerwillig hingeworfenen Worten verglich — wo fand ſich in letzteren eine Spur jener allmächtigen, Alles vergeſſenden Liebe, mit welcher er ſich ſelbſt und ſie über Zeit und Raum erhoben hatte? Und wenn er nur aus gutwilliger Schwäche fehlte, wo war der Verrath? Und wenn er ſie wirklich liebte, wo war da die Spekulation?

Ihre Wangen färbten sich mit Fieberröthe, während ihr Herz zum Zerspringen zu klopfen begann.

Und wenn es keinen Verrath, keine Spekulation zu verzeihen gab, so war sie ja allein die Schuldige, allein die Zerstörerin ihres Glückes!

Sie zitterte an allen Gliedern. Die Gedanken, welche plötzlich auf sie einstürmten wie eine Springfluth nach langer Ebbe betäubten sie fast mit ihrer erbarmungslosen Gewalt. Was hatte sie gethan, da sie ihm ihre Thür verschloß? Was gedacht, als sie die Lauterkeit seiner Gefühle verkannte und ihn der Habgier verdächtigte?

Sie schrie auf. Und war jetzt Alles, Alles verloren? Nein! Aus Rüdiger's Eifersucht gegen Thun strahlte ihr auf dem finsteren Grunde seines Zornes das helle Licht seiner unerstorbenen Liebe entgegen — und ihr Herz zitterte vor Glück.

Sie nahm die Briefe und eilte hinunter in den Garten, wo Hammer ungeduldig ihrer harrte.

„Ich habe soeben im Fremdenblatt gesehen, daß Frau v. Taburowsky im Hotel Breuer wohnt. Und nun tausend Dank, gnädige Frau! Tausend Dank!" Er küßte rasch ihre Hand und verließ, indem er das kleine Packet sorgsam in seine Brusttasche schob, den Garten.

Mitten durch den Menschenstrom, der auf dem schmalen Fußwege sich drängte, wand sich Hammer geschickt bis zur nächsten Haltestation der elektrischen Straßenbahn. Viel zu langsam für seine Ungeduld erreichte er in kurzer Frist das Hotel Breuer. Er übergab dem Portier seine Karte und ließ sich bei Frau v. Taburowsky anmelden.

Nach wenigen Minuten kehrte der beauftragte Kellner mit der Weisung zurück, daß Frau v. Taburowsky den Herrn erwarte.

Hammer betrat ein mit allem Komfort ausgestattetes Zimmer. Durch die nach Süden gelegenen, weit geöffneten

Fenſter fiel das Tageslicht in voller Pracht. Und in dieſem hellen Sommermorgenglanz ſaß Chriſtiane v. Taburowsky im Schaukelſtuhle neben dem offenen Fenſter. Als Hammer eintrat, erhob ſie das weiße Haupt und ſtreckte ihm die Hand entgegen.

„Herr Hauptmann —"

Er trat zu ihr, tiefes, von Verlegenheit nicht ganz freies Mitgefühl in den Blicken. Trotz der warmen Sonnenpracht draußen fühlte er ihre Finger kalt, als ſeien ſie bereits erſtorben, in ſeiner Hand ruhen.

„Gnädige Frau —" ſagte er, erſchüttert von dem faſt unbegreiflichen Wechſel dieſer noch jüngſt ſo vollendet ſchönen Züge — und beugte ſich tief über Chriſtianens Rechte.

„Sie wiſſen —?" fragte die Präſidentin leiſe. „Ich darf es annehmen."

„Ich weiß und beklage tief, was geſchah — was geſchehen mußte, um Alwine in ihrer Mutter Liebe ein ſicheres Heim zu geben. Sie war ſehr unglücklich, ſo unglücklich als ſchuldlos."

„Nehmen Sie dieſen Seſſel. Wir wollen Vergangenes ruhen laſſen. Das Schickſal wollte es, daß ich gerade Sie, der meiner Tochter am nächſten ſtand, am wenigſten ſah."

„Dafür wußte ich am beſten in Ihrer Tochter Seele zu leſen. Sie liegt wie ein aufgeſchlagenes Buch vor mir. Jede Frage, welche Ihr Mutterherz an mich zu richten haben mag, kann Ihnen beantwortet werden, gnädige Frau. Ihre Tochter hatte den beſten Talisman gegen innere und äußere Noth in ihrem reinen, liebevollen Herzen und ihrem kindlich-beſcheidenen Sinn."

„Herr Hauptmann, wenn etwas mir wohlthun kann in dieſer letzten Friſt meines Lebens, welche raſcher abläuft, als Alwine zu ahnen vermag, ſo iſt es Ihr Erſcheinen. Es ſtimmt mit meinen Wünſchen überein. Alwine hat in Ihnen einen Freund gefunden, und dies gibt mir die

tröſtliche Verſicherung, daß ihr in kommender Zeit ein Beiſtand, ein treuer Beiſtand nicht fehlen wird."

Hammer, von dieſen Worten tief ergriffen, ſagte warm: „Mit Ihnen gemeinſam, gnädige Frau!"

„Nicht mit mir. Ich gehe. Mein Tagewerk iſt bald gethan." Sie ſah ihm forſchend und ernſt in's Auge. „Auch Sie haben Unglück erfahren — am Irrthum gelitten."

„Schwer!" murmelte er.

Sie nickte. „Ich habe darauf gedrungen, daß zwiſchen meinem Schmerz und Alwinens heiterer Unſchuld keine Verbindung beſteht. Sie durfte nicht um ihren Stiefbruder trauern, wie ſie es wollte. An ihr ſoll nichts von Allem haften, was mich in's Jenſeits ruft. Es iſt mein Wunſch und meine Bitte an Sie, ihrem Gedächtniß, wenn ich nicht mehr bin, die Erinnerung an mich, das iſt an das, um was ich litt, zu nehmen. Ganz losgelöst von ihrer traurigen Jugend ſoll ſie ein neues, ſorgenloſes Leben beginnen. Und ſie kann es. Alwine iſt meine Erbin, wie ſie die Erbin meines verſtorbenen Gemahls und meines verſtorbenen Sohnes iſt. Unſer Vermögen gehört ihr. Und Sie ſollen es verwalten. Profeſſor Hanſen verſteht nichts davon und will davon nichts wiſſen."

Sie hatte ſich, vom Sprechen ermüdet, feſter gegen die Rücklehne des Schaukelſtuhles gelehnt, todtenblaß und mit dem Athem kämpfend, richtete ſich aber wieder auf und fragte: „Wollen Sie mir das verſprechen, Herr Hauptmann? Ich habe es in meinem Teſtament ſo aufgeſetzt."

„Nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen," ſagte er bewegt, „wenn Sie einſt Alwine verlaſſen müſſen."

„Und noch Eines!" begann Chriſtiane v. Taburowsky nach kurzem Schweigen von Neuem, und ihre dunkel umränderten Augen hafteten mit der Strenge einer unabweisbaren Forderung an Hammer's Zügen. „Da Sie das

Schickſal freiwillig zu uns geführt hat, bleiben Sie hier, in unſerer Nähe. Seien Sie in entſcheidender Stunde Alwinens Halt und Schirm!" Sie ſtreckte ihm ihre Hand entgegen. „Ich bitte Sie darum, Herr Hauptmann!"

Er nahm ihre Finger feſt in die ſeinen und ſagte bewegt: „Vertrauen gegen Vertrauen! Alwine mag in Unwiſſenheit über ihre Gefühle gegen mich ſein, aber ich bin es über die meinen gegen ſie nicht. Wie auch immer der Urſprung derſelben geweſen ſein mag und wie gewaltſam ich auch dagegen angekämpft habe, meine Neigung zu Ihrer Tochter iſt der Beweggrund geweſen, der mich unwürdige Bande ſprengen ließ. Gnädige Frau, ich liebe Ihre Tochter, ich liebe Alwine — jetzt, da ich ſie wiederſah, nur mehr! Jetzt ſagen Sie mir, ob Sie mir unter dieſen Verhältniſſen Ihr Kind anvertrauen wollen."

Die Präſidentin war vor Ueberraſchung einige Minuten ſprachlos. Sie verſank in Nachſinnen. Endlich ſagte ſie leiſe und zögernd: „Mir war's, als trage Alwine eine Liebe, eine andere Liebe im Herzen."

„Gewiß, das that ſie!" erwiederte er raſch. „Ich kenne auch den Gegenſtand ihrer Neigung. Es war ein hoffnungsloſer Jugendtraum, aus dem ſie unter Thränen erwachte. Hören Sie Alles, gnädige Frau, ſo werden Sie mir beiſtimmen."

Er erzählte Alwinens Verhältniß zu Rüdiger, wie er es ſoeben von dieſem und Ariana vernommen.

Chriſtiane v. Taburowsky hörte aufmerkſam zu. Als Hammer ſchwieg, ſagte ſie gepreßt: „Auch das muß ſie von ſich abthun und vergeſſen in einer glücklichen Zukunft. Alles vergeſſen, was ſie gelitten. Und dazu, dazu ſollen und können Sie allein ihr verhelfen."

„Gnädige Frau!" rief er in überwallendem Empfinden. „Sie weiſen mir den Weg zum Herzen, zum Beſitz Ihres Kindes!"

Sie nickte. „Mein letzter Wunsch ist es, daß Sie diesen Weg finden, bald finden. So darf ich unbekümmert die Augen schließen.“

Er sah, daß sie erschöpft das Haupt zurücklehnte. Da stand er auf.

„Wenn ich die Glocke ziehen soll —“

„Nein!“ flüsterte sie mit geschlossenen Augen. „Auf Wiedersehen!“

Er entfernte sich zögernd.

Draußen unter dem blendenden Lichte des Sommertages stand er einige Sekunden wie betäubt von dem, was er soeben erlebt und zugesichert erhalten. Alwinens Bild, wie er sie zuletzt gesehen, erröthend unter dem nickenden Federhut, gaukelte ihm zwischen dem säuselnden Blätterdickicht der Schlinggewächse ihm gegenüber so lebhaft vor Augen, daß er einen Moment ihr liebliches Gesicht in Wahrheit hinter diesem grünen Schleier zu erkennen vermeinte. Er hoffte, indem er die Straße weiter hinaufschritt, sie aus irgend einem Laden treten zu sehen oder aus der Menge auftauchen. Ueberall glaubte er die weißen Federn leuchten zu sehen und, mehr als einmal getäuscht, spornte er seine Schritte rascher an, einer unbekannten Gestalt zu folgen.

Endlich verließ er die Straße und schlug gedankenverloren einen Pfad ein, der langsam emporsteigend zwischen grünen Weinbergen zur Höhe führte. Unter ihm lag träumend der grüne See. Ringsum Stille, nur Rauschen und Raunen in den Kronen alter Bäume und ein wunderbares Duften, das aus den Gärten vom leisen Winde hergeweht wurde. Und dort, auf einer Ruhebank unter grünem Blätterdache, sah er Alwinens weißen Federhut winken.

Sein Herz klopfte mit leidenschaftlicher Gewalt, als er den Steig hinaufschritt, welcher zu ihr führte.

Beim Klang nahender Schritte wandte ſie das Antlitz bei Seite, um es über und über erröthend zu ſenken.

„Ich habe Sie doch nicht erſchreckt?“ fragte er, an ihre Seite tretend. „Wenn ich das denken müßte —“

„O nein!“ unterbrach ſie ihn raſch. „Ich freue mich —“

„Mich zu ſehen? Wirklich? Dann darf ich auch ſagen, daß ich immer darnach geſtrebt habe, Sie wieder zu finden. Glauben Sie das?“

„O ja! Ganz gewiß!“ ſagte ſie mit einem halb mißlungenen Verſuch, zu ihm aufzuſehen. „Ich hoffte auch immer, Sie einmal zu treffen, hier oder da — in den Stunden, wo meine Mutter — ach!“ unterbrach ſie ſich plötzlich, „Sie wiſſen ja nicht —“

„Doch!“ verſetzte er, ihre Hand ergreifend. „Ich weiß Alles! Davon ſprechen wir nicht. Das ſind abgethane Dinge oder auch Sachen, die eine tiefe, allumfaſſende Ausſprache bedingen, nicht wahr?“

„Ja,“ flüſterte ſie, von dem weichen Klang ſeiner Stimme in Erregung verſetzt. „Aber es war ſehr ſchrecklich, ſehr traurig! Es war doch mein Bruder, und ich hatte ihn lieb. Wir hatten uns Beide ſehr lieb, ohne es zu wiſſen —“

„Wiſſen Sie, warum ich Sie geſucht habe?“ fragte er, ſich tiefer zu ihr neigend.

„Nein. Aber ich — ich wollte Ihnen etwas ſagen — etwas eingeſtehen wollte ich —“

„Wirklich?“ quoll es freudig über ſeine Lippen. „Können Sie jetzt endlich volles Vertrauen zu mir haben? O, Alwine, auch ich komme, Ihnen etwas abzubitten.“

„Sie auch?“ rief das junge Mädchen lebhaft, und ihre braunen Augen ſchauten in ſeelenvollem Staunen frei zu ihm auf. „Sie wollen mir auch etwas ſagen?“

„Nichts ſagen,“ fiel er ein, beſchämt, einem häßlichen Gedanken, wenn auch nur flüchtig, Raum in ſich gegeben

zu haben, „nur abbitten will ich Ihnen etwas! Sie sagten doch, Sie hätten mich lieb?"

Jetzt erröthete sie bis an die Wurzeln ihres Stirnhaares und nickte.

„So will ich Ihnen Alles ersparen, was Ihr kleines, thörichtes Mädchenherz kränken könnte. Wollen Sie mich anhören?" Er nahm ihre Hand fest in die seine. „Ich weiß jetzt, was Sie in Ihrer Neigung zu Rüdiger gelitten haben. Und hier" — er zog die Briefe hervor — „hier sendet Ihnen Ariana, Ihre Freundin, die Briefe, welche Sie in Bonsdorf zurückließen!"

Sie wurde leichenblaß und drückte die Hände fest in die Falten ihres Kleides, als müsse sie dieselben vor der Berührung dieser Blätter schützen.

„Ich vergaß die Briefe in meiner Aufregung," stotterte sie in tödtlicher Verlegenheit. „Ganz vergaß ich —"

Seine Hoffnung wuchs bei diesen Worten. „Daß Sie dieselben vergessen konnten," sagte er gedämpft, „ist der sicherste Beweis, daß die Wunde Ihres Herzens vernarbt, und die Täuschung der ersten Neigung überwunden ist. Ist es so? Oder irre ich mich? Wenn Sie mich lieb haben, so beantworten Sie mir diese eine Frage: ist es so?"

Sie nickte. Dabei wechselte sie heftig die Farbe.

„Alwine, nur Wenigen wird ein Irrthum wie der Ihrige erspart. Und glücklich die Menschen, welche nur mit ihren zärtlichen Gefühlen irrten! Ich habe schwerer gefehlt, Sie wissen es, ich suchte materielle Vortheile. Darum war meine Demüthigung eine viel größere und empfindlichere. Darum, wenn wir uns mit uns selbst versöhnt haben, wenn die Vergangenheit ihre ätzende Rückerinnerung für uns eingebüßt hat, können wir auch freudig einander vergeben. Und ich bitte Sie" — er streckte ihr seine Hand entgegen — „vergeben Sie mir den Irrthum meiner ersten Wahl, die inzwischen getrennt wurde!"

Sie war ſo überraſcht von dieſer Wendung des Geſprächs und erſchreckt von der Vorſtellung, dieſem von ihr hochverehrten Manne etwas vergeben zu ſollen, daß ſie haſtig aufſchaute und ſeine Rechte ergriff.

„Das dürfen Sie nicht ſagen, bitte, nie! Es thut mir weh! Ach, Alles ſtürmt jetzt auf mich ein und macht mich verwirrt! Darum müſſen Sie Nachſicht mit mir haben. Ariana, ſagten Sie, weiß auch darum? Ach, hätte ich das denken können! Und ſie hat mich doch lieb? Von ihm," flüſterte ſie, ihre Stirn ſenkend, „von Rüdiger weiß meine Seele nichts mehr. Seit Kurzem iſt ſein Bild wie fortgeweht aus meinen Gedanken."

„Seit wann?" fragte er, ihre Finger in den ſeinen drückend.

„Seit —" ſie ward von Neuem dunkelroth und ſuchte ihre Hand zu befreien. „Ich weiß es wirklich nicht mehr."

„Es würde Sie aber freuen, wenn ich noch hier bliebe?" fragte er lächelnd. „Darauf könnten Sie ſich vielleicht beſinnen. Ich warte gern auf eine Antwort."

Da ſie in ſchamhafter Verlegenheit das liebliche Antlitz tiefer ſenkte, fragte er raſch: „Soll ich Montreux verlaſſen?"

„Nein!" rief ſie laut und mit jenem Herzenston, der ungekünſtelt ihre Empfindungen verrieth. „O nein!"

„Ich ginge auch jetzt nicht," flüſterte er mit gepreßter Stimme, „und möchte draußen in der Welt meiner harren, was da wollte. Laſſen Sie mir die glückliche Gewißheit, daß Sie mich nicht entbehren können; Sie erfüllen damit den heißeſten Wunſch Ihrer Mutter."

„Sie weiß auch —?" ſtammelte Alwine.

„Sie weiß, daß ich Sie liebe, Alwine, und daß ich mein Lebensglück nur in dem Ihren finden kann." Er küßte ihre kleine, bebende Hand. „Und dieſe Liebe iſt ſo wahr und tief, daß Alles darin verſinkt und vergeht, was

einſtens hemmend zwiſchen uns geſtanden hat. Glauben Sie das?"

Sie nickte.

„Nun denn, ſo will ich warten, bis Sie mir die Arme öffnen. Der Tag wird kommen. Sie wiſſen nun, daß mein Herz Ihnen gehört."

Wie berauſcht von einem ſchönen Märchen, das ſeine Wunder vor ihren Augen hingebreitet und nun ausklang, blickte ſie ſehnſuchtstraurig zu ihm auf. Sie wollte ſprechen. Aber es geſchah ihr jetzt wie ſtets, ſobald ihr tiefſtes Fühlen erregt war, ſie fand keine Worte. Und wie damals beugte ſie ſich ſchweigend über Hammer's Hand, dieſelbe zu küſſen.

Da legte er den Arm um ſie und zog ſie mit ſanfter Gewalt an ſein Herz.

„Mein für immer!"

„Für immer!" hauchte ſie.

Als er ſie küßte, quollen heiße Thränen des Glücks aus ihren Augen.

21.

Ariana hatte nach Hammer's Fortgang den Garten des Hotels gleichfalls verlaſſen.

Eine nie gekannte innere Unruhe trieb ſie in's Haus, in ihr Zimmer zurück. Sie konnte den Augenblick der Rückkehr ihres Gatten kaum erwarten.

Sie blickte auf die Thür zwiſchen ihrem und Rüdiger's Gemach. Wirklich! Dieſes dünne Holzwerk hatte die geheiligten Rechte zweier Menſchen unüberwindlich hemmen können, hemmen dürfen?

Ariana eilte haſtig vorwärts und ſchob den Riegel zurück.

Tieferröthend ſtand ſie auf der Schwelle. Als ob ſie ſich des langen zärtlichen Blickes ſchäme, mit welchem ſie in dem fremden Raum Umſchau hielt, deckte ſie die Hand über ihre feuchten Augen.

Das Stubenmädchen war noch nicht im Zimmer gewesen, Ariana sah es an der Unordnung des benutzten Waschgeräths. Warum stand denn das Bett frisch aufgeschlagen? Sie zuckte heftig zusammen. War es unberührt geblieben die ganze Nacht hindurch? Sie stürzte an das Lager und drückte ihre Wange in die Kissen, worin sonst sein Haupt geruht.

Plötzlich fiel ihr die Frage wie ein zündender Funke in's Gedächtniß: „Wohin ist er gegangen? Und wann kehrt er zurück?"

Ihre Unruhe wuchs. Ein Gefühl der Vereinsamung und Verlassenheit überkam sie.

Wenn sie den Portier fragte, so gab sie zu, über die Dauer der Abwesenheit ihres Gatten nicht unterrichtet zu sein. Ihr Stolz sträubte sich dagegen. Was also thun?

Hammer! Er hatte mit Rüdiger zuletzt gesprochen.

Sie ging zum Sophatisch, auf welchem Zeitungen und Rechnungen zerstreut lagen. Unter die Papiere war ein längliches Etui von Juchtenleder geschoben. Ariana griff darnach, legte es aber interesselos wieder bei Seite. Ein Paar Handschuhe, die daneben lagen, hob sie auf und küßte sie.

Das Zimmermädchen trat ein. Da ging Ariana hinaus, nahm Hut und Schirm und schritt die Treppe hinunter. An der Portierloge blieb sie mit Selbstüberwindung stehen.

„Ich weiß nicht, ob Herr v. Rüdiger schon zum Mittag zu erwarten sein wird —"

„Nein," sagte der anwesende Wirth höflich. „Vor dem Abendessen nicht, wie ich hörte."

Sie fühlte einen Stich im Herzen, der ihre Lippen entfärbte. Aber ihr Stolz gab sich keine Blöße. „Das dachte ich auch. Die Parthie ist zu anstrengend." Und sie ging durch die Halle in den Garten hinaus und ziellos weiter.

Die Sonne brannte jetzt heiß gegen die grünumwachsene Mauer, an welcher die junge Frau wie im Traum dahinschritt. Zuletzt, betäubt von Hitze und Staub, fühlte sie das Bedürfniß, sich für Minuten in die Stille zurückzuziehen. So bog sie rasch zur Rechten ab in die kurze Straße, welche zum Eingang des Kurhauses führte. Ihre Schläfen pochten vor Erregung, als sie die Stufen zum Lesesaal emporstieg.

Die schattige Stille des Raumes that ihr unendlich wohl, führte sie zum vollen Bewußtsein der Gegenwart zurück. Niemand war anwesend zu dieser Stunde, die Thür zum Nebenraum geschlossen.

Ariana nahm den Hut vom Kopf und schmiegte sich tief in einen Sessel, die heiße Stirn in die Hand stützend. Sie hatte vergessen, was hemmend zwischen ihr und Rüdiger lag.

Ein leichtes Geräusch ließ sie auffahren. Die Thür zum Nebenzimmer war geöffnet worden.

„Mein Gott," flüsterte sie unwillkürlich und sah auf die Gestalt des Eintretenden. „Sie hier?"

Der Graf, selbst überrascht, stand regungslos am Eingang.

„Verzeihen Sie," sagte er bitter, „daß die Erde mich noch immer nicht in ihren Schoß aufgenommen hat, und daß ich so unglücklich bin, Ihren Pfad hier und da zu kreuzen. Unglücklich ist in diesem Falle gleichbedeutend mit ungeschickt. Indessen — ich war zuerst hier, wenn Sie das als Entschuldigung gelten lassen wollen."

„Sie haben Recht," erwiederte sie ruhig. „Es war anmaßend von mir, allein sein zu wollen."

Er biß sich auf die Lippe. „Vielleicht kommt noch ein Dritter. Versprechen kann ich's nicht. Aber ich hatte die Absicht, hier Jemand zu erwarten."

Ariana sah, daß seine Augen tief umschattet waren und dem Lächeln der Lippen traurig widersprachen.

„Lieber Graf," ſagte ſie, „die Luft in Montreux iſt Ihnen nicht heilſam. Sie iſt zu ſchwül für erregte Nerven."

Er verbeugte ſich ſpöttiſch. „Ganz von der Hand weiſen läßt ſich ein ſo guter Rath nicht. Wenn meine Nerven die Luft hier auch leidlich vertrügen, könnte es doch andere Nerven geben, die mein Hierſein unleidlich fänden. Für dieſen Fall wäre eine Luftveränderung allerdings nöthig. Im Uebrigen ſtehe ich auf dem Sprung, mich unſichtbar zu machen."

Ihr war beklommen zu Muth. Wenn Rüdiger in dieſem Moment eingetreten wäre!

Sie ſtand auf. „So unmöglich iſt es Ihnen alſo, ſich auf Ihre Pflicht zu beſinnen, die mit dem, was Sie äußerten, in geradem Gegenſatz ſteht! Und ich meinte doch, Ihnen keine Veranlaſſung gegeben zu haben, dieſe Pflicht gegen mich zu verletzen."

Er war zuſammengefahren bei dieſen Worten. Die verzehrende Leidenſchaft, welche er für Ariana empfand und nicht erſticken konnte, loderte wie eine Flamme aus ſeinen Blicken.

„Verzeihen Sie mir," ſagte er undeutlich vor Erregung. „Wenn Sie denn glauben müſſen, daß ich verabſcheuungswerth bin —"

„Sie ſind es ja nicht —" ihre Stimme klang gleichfalls umſchleiert. „Nur werden Sie es nicht!"

Er trat zu ihr, die Zähne in die Unterlippe gedrückt, als erſticke er ein heftiges Wort. Aber als ſie zu ihm aufſah, bemerkte ſie, daß er Thränen in den Augen hatte.

Ihr Mitgefühl ward rege.

„Ich bedauere Sie von ganzem Herzen," ſagte ſie leiſe und reichte ihm die Hand. „Die Frau, welche es verſtände, Sie glücklich zu machen, ſollte mir die Liebſte auf Erden ſein."

Er hatte ihre Rechte in die ſeine genommen und ſprach-

los gedrückt. Die Hoffnungslosigkeit, welche ihre bleiernen Schwingen über diesen Augenblick breitete, ließ ihn wie erstorben in das Antlitz der jungen Frau niederschauen.

Aber sie dachte nicht mehr an ihn. Die Frage: „Wohin ist Alexander gegangen?" durchzuckte von Neuem und schreckhafter ihre Seele.

„Was hat dieser Mann gethan," fragte der Graf plötzlich, als habe er ihren Gedankengang verfolgt, mit gepreßter Stimme, „daß Sie ihn, gerade ihn so hoch erhoben haben? Seit gestern Abend wälze ich diese Frage in meinem fiebernden Haupt, nachdem ich ihn gesehen habe. Hätte ich ihn mir nur nach seinem glücklichen Erfolg vorstellen müssen, würde ich ihm die Eigenschaften eines idealen Wesens beigelegt haben. Aber er ist ein Mann und Mensch wie ich."

„Er ist mein Gatte!" sagte sie, und die Erinnerungen, welche bei diesen Worten auf sie einstürmten, ließen ihr Antlitz wie in Gluth getaucht erscheinen.

Er sah es mit finsterem Lächeln. „Dazu haben Sie ihn erhoben!"

„Weil ich ihn liebe!" sagte Ariana mit strahlendem Aufleuchten ihrer blauen Augen. „Weil ich ihn mehr liebe, als Alles in der Welt. Mehr als mich selbst. Und weil ich ohne ihn nicht leben kann."

„Und von mir wird keine Spur in Ihrem Gedächtniß bleiben! Wenn ich jetzt gegangen bin, und Sie aufathmend diese Thür hinter mir zufallen sehen, hat der überlästige Träger meines Namens aufgehört, für Sie zu existiren. Glauben Sie, daß ich diese Vorstellung so ruhig ertragen kann, Ihnen nichts zu bedeuten?"

„Wünschen Sie, daß ich Ihrer, statt in Mitgefühl, mit Verachtung gedenke?" fragte Ariana.

Er lachte traurig auf. „Da hätte ich die Wahl! Und ich schwöre Ihnen, Tausende würden schwanken."

Sie ſah ihn mit hoheitsvollem Staunen an und wandte ſich ab.

Plötzlich, über ſich ſelbſt erſchreckt, erfaßte er ihre Hand.

„Sie wollten ja die Frau lieben, die mich liebt," rief er bebend. „So dürfen Sie mich doch nicht zuvor vernichten!"

„Seien Sie glücklich ohne mich, ſo ſind wir verſöhnt," ſagte ſie leiſe. „In Ihrem Beſtreben, es zu werden, wird meine augenblickliche Nachſicht mit Ihrem Schmerz ſich reich belohnt finden. Leben Sie wohl, Graf! Wir irren Alle."

Er drückte einen Kuß auf ihre Hand und eilte aus dem Zimmer. Ariana athmete einen Moment erleichtert auf. Nur einen Moment.

Warum war Rüdiger fortgefahren, ohne ſie wie ſonſt zu benachrichtigen? Wenn er bereits zurückgekehrt wäre?

Sie verließ das Kurhaus, nahm einen Wagen und fuhr in das Hotel Roy.

Im Speiſeſaal waren alle Plätze eingenommen, nur der ihrige und der ihres Gemahls waren leer. Desgleichen der Platz ihr gegenüber — Hammer's Platz.

Um kein Aufſehen zu erregen, aß und trank Ariana, ohne zu wiſſen, was ſie genoß. Nur daß ihr Herz ſchwerer und ſchwerer wurde, je mehr ſie ſich bemühte, ihre unbefangene Haltung zu bewahren.

In der Zeit ihres verſteinernden Grames war ihr die Welt ſo klein erſchienen, ſo nichtsbedeutend; heute, da die friſchen Quellen der Liebe auf's Neue hervorbrachen, an dieſem neuen Frühlingstag des Herzens, erſchien ſie ihr ſo weit, ſo unermeßlich groß. Wo ſollte ſie Rüdiger wieder finden, wenn er nicht freiwillig zu ihr zurückkehrte?

Sie war die Erſte, welche die Tafel verließ, um in ihres Gatten Zimmer zu eilen. Warum dorthin? Sie gab ſich keine Rechenſchaft davon. Es war das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, dem ſie folgte.

Durch die niedergelassenen Jalousien flimmerte kein winziger Sonnenstrahl über den bunten Teppich, welcher den Fußboden bedeckte. Nur die Düfte der jetzt üppig erschlossenen und von der Gluth erschlafften Gartenblumen drangen bis in die träumerische Kühle.

Die junge Frau, ganz ihren Gedanken hingegeben, welche unermüdlich zu dem süßen Glücke ihres kurzen Brautstandes zurückkehrten, schmiegte sich tief in die Kissen des Divans, lehnte ihr Haupt an dessen Polster und träumte wachend fort mit geschlossenen Augen.

Die Sonnenstrahlen fielen allmälig schräger gegen die Jalousien. Ein erfrischender Windhauch kam vom Seespiegel herüber.

Ariana entging es, daß schüchtern die Thür des angrenzenden Gemaches geöffnet wurde, und daß leise Schritte sich näherten. Erst als zwei Arme sich mit scheuer Innigkeit um ihre Schulter schlangen und eine weiche Wange sich gegen die ihre drückte, schaute sie betroffen auf — in Alwinens Züge.

„Du?" sagte sie, im ersten Augenblick des Wiedersehens nicht frei von Verwirrung und widerstrebenden Gefühlen.

„Ja, ich!" flüsterte das junge Mädchen, Ariana's blondes Haupt nicht freigebend. „Ich mußte doch zu Dir kommen, Du Gute! Du Liebe! Du Einzige! Du, meine Wohlthäterin! O, ich danke Dir! Ich danke Dir ja so innig!"

Die junge Frau mußte sich erst besinnen, bevor sie erröthend sagte: „Du mußt mich nicht so preisen. Ich habe nichts gethan, was Du mir nicht viel besser zuvorgethan hättest."

War's nicht doch eine Regung der Eifersucht, die ihr flüchtig im Herzen aufquoll, nun sie die Lippen wiedersah, welche Rüdiger einst geküßt?

„Ach, ich! Ich und Du!" rief Alwine tiefbewegt.

„Was Du auch denkſt! Ein Vergleich zwiſchen Dir und mir! Ich bin nur glücklich, ſo ſehr, ſehr glücklich! Und dazu haſt Du mir verholfen. Siehſt Du," fuhr ſie leiſer fort, „wenn Du jetzt Deine lieben Augen einmal ſchlöſſeſt, könnte ich Dir eingeſtehen, wie thöricht ich damals handelte, als ich Alexander v. Rüdiger's Mitleid für etwas Anderes nahm. Ich ſollte mich, o, wie bitter ſchämen! Aber, nicht wahr, wenn man ſo ganz allein iſt und immer verlaſſen — und wenn man ſo thöricht iſt wie ich —"

„Laß das ruhen!" ſagte Ariana erſchüttert, indem ſie das junge Mädchen zu ſich niederzog auf den Divan. „Und glaube mir Eines: Du biſt beſſer als ich!"

„O, ſprich doch nicht ſo!" verſetzte Alwine. „Aber mir iſt ſeit heute Morgen ſo wunderbar leicht zu Muth, als ſei Alles, was Schweres hinter mir liegt, ein böſer Traum geweſen. Ein thörichter, banger Traum. Gerade ſo, als hätte ich lange geſchlafen und beim Erwachen ſcheine mir die helle Sonne in's Geſicht. Das war immer ein ſo glückliches Gefühl für mich. Ach, Ariana. Wie ſoll ich's Dir nur ſagen! Er liebt mich ja, und meine Mutter wünſcht, daß wir bald heirathen!"

„Hammer, nicht wahr? Er iſt ein edler Mann, und ich wünſche Dir Glück von ganzem Herzen," ſagte die junge Frau, ihre Lippen mit ſchweſterlicher Zärtlichkeit auf die heiße Wange Alwinens drückend, „Du verdienſt das Glück wie Keines von uns Allen."

Sie ſtand haſtig auf. Die kaum vergeſſene Unruhe brach von Neuem über ſie herein. Sie warf ihre Arme leidenſchaftlich um Alwinens Hals und brach in ein kurzes, heißes Schluchzen aus.

„Habe ich Dir wehe gethan?" fragte das junge Mädchen erſchreckt.

„Nein, ich mir ſelbſt!" Sie raffte ſich gewaltſam zuſammen vor dem ängſtlichen Blick dieſer braunen Kinder-

augen. „Ich ſelbſt habe mir unſäglich wehe gethan. Daran dachte ich. — Iſt Dein Bräutigam unten?"

„Er brachte mich her zu Dir!"

„So wollen wir zu ihm gehen, damit er meinen wärmſten Glückwunſch empfängt. Komm! — O, Alwine, wie beneide ich Deine Seele, die nur Raum hat für Liebe, Dank und Zufriedenheit. — Du weißt," fragte ſie im Herabſchreiten, „daß mein Gatte verreist iſt?"

„Franz ſagte es mir," erwiederte ſie völlig unbefangen.

Hammer ſaß wartend in der Halle. Sobald er die Stimme ſeiner Braut hörte, ſprang er auf und eilte zu ihr. Sein dunkles Auge haftete einen Moment eindringlich auf Ariana's Zügen. Sie ſtreckte ihm bewegt beide Hände entgegen. Im erſten Moment unfähig, das rechte Wort zu finden.

„Ich ſchickte Ihnen dieſen kleinen Liebling hinauf, gnädige Frau!" ſcherzte er, Alwine zärtlich zunickend.

„Und ich danke es Ihnen."

„Ihnen Dank, gnädige Frau," ſagte er leiſe, „die Sie eine Perle mit mir erkannten, welche die Welt überſah."

„Wenn Wünſche Ihr ferneres Glück verbürgen könnten, ſo wäre Ihnen Beiden die reichſte Fülle deſſen gewiß."

„Hoffen wir es!" verſetzte Hammer, Alwinens Hand faſſend. „In dieſem Beſitze fühle ich mich wohl gewappnet gegen alle neuen Enttäuſchungen des Schickſals, wohin es uns auch verſchlagen möge."

„Nach Schleſien kehren Sie nicht zurück?"

„Nein! Aus einem Beiſammenſein mit Herrn Hanſen kann für unſeren häuslichen Frieden kein Glück erſprießen, bei aller Anerkennung ſeiner Charaktereigenſchaften."

„Sehr wahr!"

„Für uns wird ſich ſchon eine andere Garniſon finden. Wir ſind ja nicht wähleriſch, da wir das Glück in uns tragen."

Alwine nickte glückſelig. „Und meine Mutter geht mit uns.“

Er küßte ſie ſchweigend auf die Stirn.

„Erwarten Sie Ihren Herrn Gemahl heute noch?“ fragte er Ariana.

„Ich bin zweifelhaft —“

Niemand hätte ahnen können, was dieſe drei Worte ſie an Selbſtüberwindung koſteten. Ihre Bruſt war davon wie zugeſchnürt.

„Ich ſprach einen Herrn, der Ihren Herrn Gemahl heute eine Fahrkarte nach Vernayaz fordern hörte. Er will wohl die Trientſchlucht beſuchen und die Kaskade von Piſſevache.“

Die junge Frau hörte dieſe Worte mit einem raſch auflodernden Gefühl ſeeliſcher Erleichterung. Sie konnte es nicht hindern, daß ihre Wangen ſich davon höher färbten.

Hammer ſah es und lächelte. „Dieſe Parthie wäre auch für eine Dame nicht zu anſtrengend geweſen.“

Ariana nickte. „Ein anderes Mal werde ich tapferer ſein.“

„So geſtatten Sie mir denn, daß ich Alwine zurückgeleite,“ ſagte er, nach ſeinem Hute greifend.

Als Beide die Halle verlaſſen hatten, waren auch die Geſtalten dieſer Glücklichen aus dem Gedächtniß der jungen Frau verweht. Fort Alles! Nur Rüdiger's Bild lebte darin, und umſpann ausſchließlich ihr Denken und Fühlen.

Sie eilte zurück in ſein Zimmer, an ſeinen Tiſch. Dabei verſchoben ſich die Zeitungsblätter auf demſelben, und wie ſie haſtig zugriff, ſtieß ihre Hand gegen das braune Lederetui und warf es zu Boden.

Von dem harten Schlag war das Schloß aufgeſprungen. Als ſie das lederüberzogene Käſtchen aufhob, deſſen blauer Tuchausſchlag jetzt offen vor ihr lag, ſtieß ſie einen erſtickten Schrei aus. Es war der Piſtolenkaſten ihres Gatten, und dieſer Kaſten — war leer.

Und wie mit einem Schlage enthüllte sich ihr die Bedeutung des Auftrittes am gestrigen Abend, enthüllte sich ihr die Bedeutung der letzten Versicherung ihres Gatten, die Bedeutung seiner heute unternommenen Reise, von der er nicht wiederkehren wollte, die sie von ihm befreien sollte für immer. Nicht durch öffentliches Preisgeben ihres ehelichen Elendes in einer Scheidungsklage, sondern durch ein anscheinendes Unglück.

Sie schrie in Verzweiflung laut auf. Wo waren nun die lockenden Bilder ihrer Träume? Untergetaucht in das allertiefste Grauen der Todesfurcht. Was sollte ihr jetzt Reue, Versöhnung, wenn vielleicht in diesem Moment —

Es war ihr unmöglich, diese Vorstellung auszudenken. Mit einem Wehgefühl, das ihr das Herz brechen wollte, sah Ariana in dem Raume umher, welchen sein Fuß heute noch betreten hatte.

Wenn er nicht mehr war, durch ihre Schuld nicht mehr war, was sollte ihr noch die Erde?

Jetzt gab's nur noch ein Ziel für sie in der Welt — zu ihm! Ihn finden! Und wenn nicht mit ihm leben, so mit ihm sterben. —

Allein diese Hoffnung gab ihr einen Theil der gewohnten Entschlossenheit zurück. Sie warf ihren dunklen Reisemantel über, drückte den Strohhut in die Stirn, nahm ihre Geldbörse an sich und eilte nach dem Bahnhof.

Der Zufall kam ihr zu Hilfe. Der Zug nach Brieg stand zur Abfahrt bereit. Die junge Frau stieg in eine Abtheilung erster Klasse. Ihr war zum Umsinken schwindelig von dem eiligen Lauf. Die Hände gegen die brennenden Augen gedrückt, zählte sie die Sekunden des erzwungenen Aufenthaltes.

Endlich ein langhin gellender Pfiff — die Räder begannen zu rollen. Sie sah nichts, hörte nichts, der Strom der Reisenden ergoß und ebnete sich unbemerkt von ihr.

O, daß ſie der hinſtürmenden Maſchine ihr eigenes beflügeltes Vorwärtsdrängen hätte beimiſchen können! Ariana war es, als kröchen ſie auf dem glatten Schienenſtrang dahin, als raſſelten die rollenden Räder umſonſt ihr einförmiges Lied, als zögen die Telegraphenſtangen verſchlafen und nicht huſchend an ihr vorüber.

Der Abend nahte. Graue Schatten legten ſich über das Rhonethal.

Neben der laubwaldumkleideten Walliſer Alpenkette, längs der ſchieferblau durch ihr düſteres Thal ſich windenden Rhone jagte der Zug in die ſinkende Dämmerung hinein. Rau und öde thürmten die Savoyer Alpen ihre gigantiſchen Häupter auf die dunklen Felſenkoloſſe ihrer Baſaltleiber, zu deren Füßen ſich die Fahrſtraße wie ein ſchmales, helles Band ausſpannte. Ein eiſiger Wind, der das Thal herabwehte, ungaſtlich und ſchaurig wie dieſes ſelbſt, machte die junge Frau neben dem geöffneten Waggonfenſter wie im Fieber erbeben.

Vorüber fliegt Alles! Auch das trümmerbedeckte Todtenfeld, darunter ein blühendes Dorf, von der Leichendecke einer Schlammlawine bedeckt, zerſchmettert ruht. Nicht Halm noch Strauch ſprießt auf ſeinen zerklüfteten Grabdenkmälern. Nur der Raubvogel und der ſchneidende Wind ſtreichen klagend darüber hinweg.

Vernayaz! Endlich! Der Zug hielt. Einen Moment glaubte Ariana, daß es ihr unmöglich ſei, den Wagen zu verlaſſen. Wohin ſich wenden mit ihrer Noth? Wo Nachfrage halten?

Als ſie ſich endlich entſchloß, dem voranſchreitenden Hausknecht zum Gaſthof zu folgen, war es ihr, als ſchleppe ſie bleierne Laſten an den Füßen. Am Eingang des Hauſes, deſſen Steinſtufen ſie mühſam erklomm, trat ihr der Wirth entgegen.

„Iſt Herr v. Rüdiger, mein Gemahl, noch im Speiſe-

saal?" fragte Ariana mit schwer erkämpfter Ruhe. „Es handelt sich um eine Ueberraschung."

„Herr v. Rüdiger? Ich weiß nicht, gnädige Frau, ob ein Herr dieses Namens überhaupt bei uns eingekehrt ist. Ich will sogleich Erkundigungen einziehen. Das Abendessen ist schon seit einer Stunde vorüber."

Er verließ den Platz, und Ariana lehnte ihr Haupt gegen die Wand. Sie war wie betäubt. Das strahlende Bild ihres Polterabends mit seinem Rosenduft und Liebesglück stieg wie eine Traumerscheinung vor ihren geschlossenen Lidern auf.

„Ja! Ein Herr v. Rüdiger ist heute Mittag angekommen!"

Ariana fuhr auf. Sie hatte vergessen, wo sie war und weshalb sie sich an dieser Stelle befand. Ein glückliches Lächeln lag noch auf ihren Lippen.

Der Wirth stand mit dem Portier vor ihr.

„Der Herr wollte morgen schon in aller Frühe nach der Schlucht gehen. Wollen Sie den Herrn in seinem Zimmer aufsuchen? Er ist bereits hinaufgegangen."

Sie nickte und folgte dem Wirthe eine erleuchtete Treppe hinauf in den ersten Stock.

„Hier, gnädige Frau!"

Ariana stand allein. Sie erhob die Hand nach dem Thürgriff.

— — — — — — — — — — — —

Rüdiger hatte das Fenster seines Zimmers geschlossen. Vor den Scheiben stand er mit gekreuzten Armen und sah in die Räthselschrift des flimmernden Sternhimmels.

Seine Gedanken weilten bei Ariana, und dann schweiften sie zu jener Herbstabendstunde zurück, wo er den Irrthum des Herzens beging, den er mit seinem Lebensglück, mit seinem Leben selbst bezahlen mußte.

Wer ihm damals eine Stunde wie diese prophezeit hätte!

Er lächelte bitter.

Ein Nichts, eine ſchillernde Seifenblaſe des Gefühls — und das Drama ſeiner Ehe! Nur ſeine Scheu vor Aufrichtigkeit, ſeine Schwäche hatten die Verwickelung geſchürzt.

Er hörte nicht, daß die Thür ſich langſam öffnete. Erſt als das leiſe Rauſchen eines Schleppenſaumes über den Teppich ſtrich, wandte er ſich betroffen um.

Die hohe Geſtalt, welche mitten im Zimmer ſtand, erkannte er nicht ſogleich. Sie ſtreckte die Arme nach ihm aus.

„Ariana!“ ſtieß er ungläubig bei dieſer vermeintlichen Sinnestäuſchung hervor. „Nein, doch! Wie wäre es möglich!“

Sie war zu ihm geeilt, das bleiche Antlitz von Thränen bethaut. Aber die Erregungen des Tages, Scham und Hoffnung ließen ſie bewußtlos zu ſeinen Füßen niederſinken.

Er, nur dem fiebernden Schlag ſeines Herzens folgend, beugte ſich heftig zu ihr hinab, richtete ſie auf und umfing ſie mit ſeinen Armen.

„Ariana!“ flüſterte er. „Du? Iſt es ein Traum, haſt Du Dein Unrecht eingeſehen —“ und im Sturm ſeiner Gefühle preßte er ſie an ſich und küßte ſie auf die Lippen. Da ſchlug ſie die Wimpern auf und ſchlang mit einem Strom erlöſender Thränen die Arme um ſeinen Hals.

„Vergib!“ flüſterte ſie, vor Schluchzen halb erſtickt. „Vergib! Ich habe gelitten wie Du!“

„Haſt Du mich denn noch lieb?“

„Mein Glück biſt Du! Mein Alles!“

„Weil ich Dich ſo unbeſchreiblich liebe, ging ich ja von Dir!“ ſagte er, ihre Arme ſanft löſend.

„Und weil ich nicht ohne Dich leben kann, komme ich zu Dir.“

„Ariana — Geliebte!“

„Wenn Du vergeſſen kannſt — Alwine iſt Hammer's Braut,“ flüſterte ſie kaum verſtändlich.

Er nahm ihr lockiges Haupt zwiſchen ſeine Hände und ſah lange in ihr erglühendes, geliebtes Antlitz.

„Und Du?“ fragte er endlich mit heißer Innigkeit.

„Dein Weib!“ flüſterte ſie und deckte ſeine Hand über ihre Augen.

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Nachdruck verboten.)

Erstes Kapitel.

Es war ein prächtiger Sommerabend, die Luft wunderbar klar, der Himmel rein, wolkenlos und tiefblau. Die Sonne sank eben langsam und majestätisch hinter der Insel Ischia in's Meer, und der ganze Golf von Neapel leuchtete in jenem entzückenden Farbenspiel auf, welches das Staunen und die Bewunderung der Nordländer, die jene Küsten zum ersten Male erblicken, hervorruft. Die Wellen des Meeres funkelten, soweit das Auge reichte, in dunkler Abendröthe auf, wie flüssiges Feuer, in das die Inseln des Golfes ihre violetten und braunrothen Schatten warfen. Die Ufer, die den Blick begrenzten, besonders die träumerischen Trümmermassen des Palazzo Donna Anna, das verwitterte Castello dell' Ovo, die lang hingestreckten Uferstraßen der Stadt Neapel, der Vesuv, der mit seinen ewig qualmenden Schwefelwolken wie ein stets drohendes Verhängniß in die lachende, paradiesische Landschaft hereinragt, umrahmten das weltbekannte zauberhafte Bild.

Auf der Straße, die sich von der Mergellina in sanfter Steigung nach dem immergrünen Posilippo hinaufwindet, fuhr ein eleganter Zweispänner, in dem zwei ältere Herren

ſaßen. Sie waren mit jener peinlichen Eleganz und dem etwas ſtutzerhaften Geſchmack gekleidet, die den vornehmen Neapolitaner kennzeichnet. Glänzende Lackſchuhe, kaum bis an die Knöchel reichend, damit bei der geringſten Bewegung die eleganten, hellſeidenen Strümpfe ſichtbar wurden, grellfarbene Glacéhandſchuhe, ausgeſchnittene Weſten, blendend weiße Wäſche, prahlende Shlipſe und tadelloſe Cylinder. Hin und wieder umſprangen einige ſchmutzige, halbnackte Gaſſenjungen die elegante Equipage, um keuchend und ſchreiend einen Soldo zu erbetteln — „per l'amore di Dio“ (um der Liebe Gottes willen) — ohne Erfolg. Die beiden Herren beachteten weder ſie, noch das wunderbare Landſchaftsbild rings um ſie her, und hatten offenbar Wichtigeres zu thun.

„Sie verkehren ſchon lange im Hauſe des Commendatore Gaetano Marini?“ fragte der Eine, ein Mann von etwa ſechzig Jahren, mit ſtark ergrautem Haar, aber noch tiefſchwarzem, wahrſcheinlich gefärbtem Schnurrbart.

„Seit Jahren!“ entgegnete der Andere etwas einſilbig und vorſichtig.

„Er lebt auf großem Fuß?“ forſchte der Erſtere weiter.

„Warum ſoll er nicht, Herr Graf? Er iſt ein feiner Mann.“

„Gewiß, gewiß. Ich zweifle daran nicht.“

„Niemand thut das. In ganz Neapel Niemand. Commendatore Marini gilt für einen Gentleman vom reinſten Waſſer.“

„Hm, jawohl. Aber,“ fuhr der Erſtere wieder etwas zögernd fort, „Sie wiſſen ja, mein lieber Doktor, was das Leben eines Gentleman vom Schlage des Commendatore Marini in Neapel koſtet.“

„He, natürlich koſtet das Geld, mein lieber Herr Graf. Für nichts iſt nichts.“

„Er hält ſich Wagen und Pferde, Dienerſchaft, eine

Villa am Poſilippo und eine Stadtwohnung in der Chiaja, ſein Sohn iſt Kavallerielieutenant und ſeine Tochter — hm —"

„Nun? Was iſt's mit der Peppa?" *) erwiederte der Doktor lächelnd. „Ich hoffe, Neapel kennt ſeine Giuſeppina Marini und weiß nichts Nachtheiliges von ihr."

„Davon iſt ja keine Rede —"

„Im Gegentheil! Im Lande der gluthäugigen Schönen, als das Neapel bekannt iſt, gilt Giuſeppina Marini für die gluthäugigſte, ſüßeſte und beſte Kreatur."

„Ja doch, ja doch! Ich habe ja das nicht beſtreiten wollen," proteſtirte der Andere wieder, etwas ärgerlich über die Unterbrechung.

Der Arzt wurde bei Erwähnung der jungen Dame immer aufgeräumter und heiterer.

„Natürlich," ſagte er lachend, „Sie, Herr Graf, ſind für ſolche Reize nun ſchon etwas gealtert. Dagegen iſt aber Ihr Herr Sohn, der Graf Giuliano, um ſo empfänglicher und feuriger. Ich weiß ja — — —"

„Nun, wenn Sie davon wiſſen," unterbrach ihn der Graf ärgerlich, „ſo iſt es ja gut, und ich brauche Ihnen nicht erſt die Geſchichte haarklein zu erzählen. Ja, Giuliano iſt Feuer und Flamme für die kleine Marini, und will ſie um jeden Preis heirathen. Tag für Tag liegt er mir mit dieſer Geſchichte in den Ohren, ſo daß ich endlich nicht anders konnte, als darauf einmal einzugehen und mir die Sache näher zu beſehen. Deshalb komme ich heute der Einladung des Commendatore Marini auf ſeinen Landſitz nach, und deshalb möchte ich mir bei Ihnen, der Sie als Hausarzt dort ſeit Jahren aus und ein gehen, Informationen holen. Sie wiſſen doch, daß es unter ſolchen Umſtänden gut und rathſam iſt, ſich vorher zu erkundigen.

*) Peppa iſt familiäre Abkürzung für Giuſeppina.

Das ist das Nothwendigste, was ich nach den Eröffnungen meines verliebten Herrn Sohnes thun muß."

„Nun, Herr Graf, Ihr Herr Sohn ist nicht blind, Giuseppina ist nicht nur hübsch, sie ist ein Engel," erwiederte der Arzt.

„Ach was, Engel hin, Engel her! Commendatore Marini gibt im Jahr ein Riesengeld aus. Er ist also sehr vermögend. He?"

„Er gilt allgemein dafür."

Graf de Mattei zuckte ungeduldig die Schultern. „Für was er gilt, das weiß ich, ich möchte aber wissen, ob er auch das ist, für was er gilt. Es kommen die tollsten Sachen vor, besonders in Neapel. Ich will klar sehen, bevor ich auch nur einen Schritt in der Sache weiter gehe."

„Aber, Herr Graf, was wünschen Sie denn noch für Klarheit? Commendatore Marini macht einen Aufwand von mindestens fünfundzwanzig- bis dreißigtausend Lire im Jahre —"

„Bezahlt er ihn denn auch?" unterbrach ihn Graf Massimo rasch und plötzlich.

„Hm!" machte der Doktor etwas verdutzt, „ich glaube doch wohl —"

„Nun, so werden Sie meinethalben in diesem Glauben selig, aber mir werden Sie es nicht verübeln können, wenn ich mich nach besseren Aufklärungen umsehe. Mit dem, was ein Anderer glaubt und meint, kann Marini doch unmöglich seinen Aufwand bestreiten. Nun noch eine Frage, Herr Doktor, aber Sie müssen sie mir mit Ja oder Nein beantworten, nicht mit: ich glaube oder: Andere meinen und so weiter. Wollen Sie?"

„Wenn ich kann, Herr Graf, recht gern."

„Haben Sie Ihr Honorar als Hausarzt regelmäßig von Marini erhalten?"

„Herr Graf —"

„Ja oder Nein?"

„Nein, wenn Sie durchaus wollen, indessen —"

„Nun weiß ich genug!"

„Sie werden sich irren, Herr Graf. Commendatore Marini ist ein alter Offizier und ein durch und durch ehrenwerther Charakter. Solche Kleinigkeiten, wie das Honorar des Hausarztes, können einmal vergessen werden."

„Ich habe nichts dagegen. Meinethalben kann er ein Ehrenmann sein, so viel er will. Aber sagen Sie mir doch, Herr Doktor, wo die Mitgift hingerathen ist, die Marini seiner Zeit von seiner Frau, die vor drei Jahren starb, mit in die Ehe erhalten hat? Es war ja davon die Rede, als sie starb. So viel ich mich entsinne, handelte es sich um zwei- oder dreimalhunderttausend Lire! Wo sind die? Was gibt er einmal seiner Tochter, der süßen Peppa, mit, wenn sie heirathet? He?"

Dem Arzt wurde bei dem drängenden und scharfen Fragen nicht wohl. Man sah ihm an, daß es ihm unangenehm war, nicht etwas Vortheilhaftes dem Verdächtigenden, das in den Fragen lag, entgegensetzen zu können, und etwas Nachtheiliges, was er vielleicht zufällig wußte, wollte er nicht sagen.

„Ich weiß es nicht," antwortete er endlich kurz und abweichend, wie Jemand, der sich um eine Sache, die er als nicht ganz sauber kennt, nicht kümmern mag.

„Ich will's Ihnen sagen," fuhr Graf Massimo scharf und schneidend fort. „Commendatore Marini ist, wie man so sagt, ein Lebemann, ein durch und durch ehrenwerther Herr, der aber so vorsichtig war, eine reiche Frau zu heirathen, damit er von ihrer Mitgift ein nobles Leben führen könne. Marini hat meines Wissens nie daran gedacht, seine Verhältnisse zu konsolidiren. Er hat, wie man zu sagen pflegt, in den Tag hinein gelebt, und sich den Henker um die Zukunft oder die Zukunft seiner Kinder gekümmert.

Nun geht die Geschichte zu Ende, und die süße Peppa soll wieder dort anfangen, wo ihre Mutter aufhörte, nämlich den ehrenwerthen Herrn Commendatore mit neuen Mitteln versehen, eine reiche Heirath machen —"

„Sie sehen zu schwarz, Herr Graf, viel zu schwarz. Peppa ist wirklich ein rührendes Kind. Sie denkt an solche Sachen auch nicht im Schlafe."

„Das habe ich auch nicht gesagt, sondern ich behaupte nur, ihr Vater denkt daran. Um so schlimmer übrigens für die Tochter, wenn sie von diesen Verhältnissen wirklich nichts weiß."

„Sie müssen sie sehen, Herr Graf. Peppa ist ein Kind und eine Frau zugleich. Wenn Sie ihr in die Augen blicken, werden Ihre Ansichten, die Ihnen Ihre Befürchtungen, Ihre Sorge um das Glück Ihres Sohnes eingeben, wie Schnee an der Sonne schmelzen, und Sie werden nur noch den einen Gedanken haben: Giuliano hat Recht!"

„Jawohl, jawohl," spöttelte Graf Massimo, „und nebenbei werde ich vielleicht noch denken, daß ich ein rechter Narr sein müßte, mir eine solche Ruthe auf den Rücken zu binden, wie diese Familie als die Familie meiner Schwiegertochter sein würde. Und nebenbei werde ich vielleicht noch weiter denken, daß einem Grafen Giuliano de Mattei, einem Offizier, dem eine glänzende Laufbahn bevorsteht, wohl noch andere ebenbürtigere Häuser und Familien offen stehen, als die eines Commendatore Marini, der als simpler Hafendirektor gerade so viel verdient, wie er und sein Herr Sohn im Jahre für Handschuhe brauchen."

„Sie sind nun einmal in einer mißtrauischen Laune, Herr Graf," erwiederte der Arzt achselzuckend, „aber Sie erwarten wohl nicht, daß ich oder sonst Jemand, der im Hause Marini verkehrt, Ihre Ansichten theilt."

Der Wagen hielt mit einem plötzlichen Ruck vor einem hohen eleganten Eisengitter, dessen bronzirte Spitzen im

Abendroth leuchteten. Durch das Gitter hindurch ſah man in einen wohlgepflegten Park, der mit prächtigen Palmen, Agaven, rieſigen Kakteen, rauſchenden Eukalypten und Korkeichen beſtanden war. An zwei, den Eingang bildenden Sandſteinſäulen ſtand in Goldſchrift eingemeißelt: Villa Marini.

„Iſt es ſein Eigenthum?“ fragte Graf Maſſimo halblaut.

„Selbſtverſtändlich!“ bekräftigte der Arzt.

Die Herren traten ein. Die Villa Marini war eine Anlage, wie ſie nur der Poſilippo, die im Nordoſten der Stadt wie ein ungeheurer grüner Seidendivan in's Meer ſich hinauslagernde Halbinſel, ermöglicht. Durch den wundervollen, mit exotiſchen Pflanzen und Bäumen aller Art beſtandenen Park ſchlängelten ſich in zierlichen Windungen die Fußwege hinab bis zum Meer, das unaufhörlich plätſchernd die Tuffelſen beſpülte und in den lauſchigen Grotten, die es in langen Jahrhunderten in den weichen Felſen gehöhlt und die nun zum Baden benutzt wurden, geheimnißvoll verhallend ſeine Wellen brach. Dem Abhange, auf dem die ganze Anlage ſich befand, nachgebend, ſtufte ſich das ganze Beſitzthum terraſſenförmig ab, ſo daß überall wundervolle Ausblicke über das Meer und die Inſeln entſtanden — ein Platz wie zur beſchaulichen Lebensfreude und zum ſinnigen Lebensgenuß geſchaffen, in Wahrheit ein Paradies!

„Und zu denken, daß das Alles ein Vulkan iſt, wie der Veſuv dort drüben auch, der uns zu jeder Stunde unſeres Lebens in die Luft ſchleudern kann oder vielmehr in unſer Grab,“ murmelte Graf Maſſimo de Mattei. „Zu denken, daß die menſchlichen Leidenſchaften und Mängel noch viel drohender, gefährlicher, packender treffen, als die blinde Naturgewalt, daß die Vulkane, die wir uns in der eigenen Bruſt ſchaffen, noch viel gefährlicher ſind, als die der Natur — — —“

Aus dem Haus hervor erscholl ein helles Lachen und unterbrach ihn in seinem trüben Gedankengang. Wie ein Sonnenstrahl nach Sturm und Regen, so fiel das Lachen froh und selig in seine Brust. Und dann sprang sie herzu, die Peppa, und lief und lachte aus vollem Halse und warf den Kopf mit den üppigen blauschwarzen Haaren zurück, so daß der zartweiße, kräftige Hals sichtbar wurde. Und die Grübchen auf Kinn und Wangen vertieften sich, der Mund zeigte seinen Schmuck herrlicher, weißglänzender Zähnchen, und die Augen, die „süßen Augen", wie Doktor Gioffredi, der Hausarzt, sagte, blitzten vor kindlich-unschuldigem Vergnügen.

„Signor Conte — o Signor Conte! Wie das schön ist, daß Sie uns auch einmal besuchen! Wissen Sie noch, wo wir uns zum letzten Male gesehen haben? O, beim Karneval war es. Auf dem Toledo, beim Coriandoliwerfen. Ich ging damals noch in kurzen Kleidern. Natürlich, Sie wissen es nicht mehr. Aber ich — o ich —"

Dann stellte sie sich auf die Fußspitzen und küßte ihn auf die Wange und plötzlich war sie still und sagte gar nichts mehr, wurde roth und schlug die Augen nieder, so daß es den Grafen Massimo heiß und kalt überlief und er die herrliche Gestalt mit den Blicken verschlang.

„Nein, gnädiges Fräulein —" stotterte er, aber er brachte nichts weiter hervor, und dachte nur noch, wie es der Arzt vorhergesagt: „Giuliano hat Recht, Giuliano hat Recht." Und er staunte nur noch darüber, wie aus einem Kinde, einem übermüthigen, unschuldigen, lachenden Kinde mit des Gedankens Schnelle ein Weib werden konnte, ein glühendes, zitterndes, hoffendes Weib.

„Papa," hörte er sie wieder sagen, „o da ist Papa!" Plötzlich war sie fort, und Graf Massimo sah nur noch, wie ein rothseidenes Band, das von ihrer Hüfte herabflatterte, und ein flüchtiger, mit einem goldglänzenden

Saffianlederschuh bekleideter Fuß und ein Saum ihres weißen Kleidchens hinter einer hochstämmigen Agave verschwand.

„Willkommen!“ sagte der Commendatore Marini, „na, lieber Graf, wenn Sie wüßten, wie sehr Sie hier willkommen, wie ersehnt Sie sind! Treten Sie ein. Wir wollen gerade zu Tisch gehen. Sie kommen wie gerufen.“

Dann lachte er über seinen eigenen Ausdruck und wiederholte lustig und fidel: „Aber wahrhaftig, wie gerufen, lieber Graf. Aber wir sprechen nachher davon. Erst wollen wir essen. Wir sprechen uns nachher noch.“

Commendatore Marini war ein Mann von einigen fünfzig Jahren. Wenn er sprach, und er sprach fast immer, so war er laut und lustig, munter und flott. Dann machte sein ganzes Wesen einen offenherzigen, fröhlichen, treuherzig-gemüthlichen Eindruck, und seine kleinen, lebhaften Augen leuchteten übermüthig und sorglos, leichtsinnig auf. Nur wenn er allein war, oder auch manchmal mitten in der Gesellschaft, wo er plötzlich verstummte, als wenn ihm irgend eine unangenehme Geschichte einfiele, dann blickten die Augen starr und verstört, seine Lippen begannen eigenthümlich herabzuhängen, als wäre ihm jählings ein Schreck in die Glieder gefahren.

Das hielt aber nie lange an. Schon nach Minuten, oft auch schon nach nur wenigen Sekunden, schlug die alte fröhliche, gemüthliche Herzlichkeit durch, so daß Jemand, der nicht ganz genau aufpaßte, von diesem Stimmungswechsel gar nichts gewahr wurde.

Zweites Kapitel.

Der Speisesaal in der Villa Marini war ein Schmuckstück in seiner Art. Die Fenster, die in ununterbrochenen Reihen an der Südfront des Hauses hinliefen, gingen alle

auf das Meer hinaus, und die bei Tisch Sitzenden brauchten nur den Kopf von Tisch und Teller ein wenig zu heben, um auch für die Augen einen unvergleichlichen Genuß zu haben. Kleine Segelboote schwankten mit weißblinkenden Segeln über die blauwogende Fluth dahin, und die Inseln des Golfes erschienen, von der Villa Marini aus gesehen, wie in blaue Märchenschleier gehüllt.

Als Graf Massimo de Mattei mit seinem gastfreundschaftlichen und opulenten Wirth in den Speisesaal trat, war dort etwa ein Dutzend Personen versammelt, darunter die beiden Kinder des Gastgebers, Giuseppina und Mario Marini, Letzterer in der kleidsamen Uniform eines italienischen Lieutenants der Kavallerie. In dieser Uniform erschien auch der Sohn des Grafen Massimo, Graf Giuliano de Mattei, der mit dem Sohn des Hauses bei demselben Regiment stand. Augenblicklich unterhielt sich Graf Giuliano mit einer jungen Dame leise und kichernd, die ebenfalls ein Gast des Commendatore Marini war, eine Contessa Santina di Roccaseeca. Diese stammte aus einer alten, in letzterer Zeit aber etwas herabgekommenen Adelsfamilie. Sie war mindestens sechs bis acht Jahre älter, als ihre Freundin Peppa, und hatte in ihrem Wesen eine gewisse Lebhaftigkeit und Unternehmungslust; die Augen gingen ihr in einer Weise hastig und feurig im Kopf herum, die etwas Beunruhigendes, fast Bedrohliches hatte.

„Sehen Sie diese Nase!" kicherte sie dem jungen Offizier in einer vertraulichen, neckischen Art zu, „wie schrecklich! Madonna mia, das Fegefeuer selbst kann nicht glühender leuchten."

„Wo denn, Contessa?" fragte der junge Offizier.

„Dort, beim alten Ginberti. Wer sollte glauben, daß das vom Wassertrinken kommt!"

„Vom Wassertrinken? Ah, ah, warum nicht gar," tuschelte Graf Giuliano launig.

„Ja, ja, vom Waſſertrinken! Er hat mir's mit ſieben Eiden beſchworen, daß er nur Waſſer trinkt."

„Nun gut, die waren alle ſieben falſch. Verlaſſen Sie ſich auf mich. Ich kenne den alten Giuberti. Er ſchwört im Schlaf, aus reiner Angewohnheit, er ſchwört ſo leicht wie ein Anderer Athem holt. Er iſt der größte Halunke von ganz Neapel."

„Haben Sie mit ihm zu thun, Herr Graf?"

„Ich?" fragte Graf Giuliano leicht erröthend zurück, „warum nicht gar, das heißt — nun gut. Es iſt nicht der Rede werth."

„Er ſoll den jungen Herren manchmal gefällig ſein, wenn ſie Geld brauchen."

„Gefällig ſein? Hm, je nachdem, wie man's nimmt. Wenn Sie Jemanden ausplündern gefällig ſein nennen, ſo iſt der alte Giuberti der gefälligſte Menſch unter der Sonne."

Das ahnungsloſe Opfer dieſer Unterhaltung ſtand in der Nähe der Tafel und hörte natürlich von den leiſe geflüſterten Aeußerungen über ihn nichts. Er ſah nicht ſehr empfehlenswerth aus; man hätte eigentlich ſtaunen können, ihn in ſo gewählter Geſellſchaft zu finden, und das that der alte Graf Maſſimo auch wirklich.

„Iſt das dort nicht der alte Giuberti, mein lieber Herr Marini?" fragte er ſeinen Gaſtgeber.

„Hm, mein Gott, ja," erwiederte dieſer. „Sie wiſſen ja, mein lieber Graf, wie das ſo geht. Ich habe ihn zu Tiſche eingeladen, um — wahrhaftig nur, um Zeit zu gewinnen. Er ging mir nicht von der Seite, und ſo blieb mir nichts Anderes übrig. Wir ſprechen übrigens nachher davon. Jetzt bitte ich Platz zu nehmen. Bitte."

Dann, als ob er froh ſei, wieder auf ein anderes Thema zu kommen, rief er: „He, He! Die Suppe! Setzen Sie ſich, meine Herrſchaften, nehmen Sie Platz. Die Suppe!

Die Suppe! Vorwärts. — Sehen Sie, Herr Graf, mir ist am wohlsten bei Tisch. An einer hübsch gedeckten Tafel, auf der Rosen duften und so wundervolle Pfirsiche lachen, wie hier. Sehen Sie, ich bitte, diese Pracht. Sie kommen von Sorrent — in anmuthiger Gesellschaft, da vergesse ich Alles, Alles, mich selbst. Da fühle ich mich in meinem Fahrwasser, da bin ich ein Gott. Hier erfülle ich meine Bestimmung, mein Schicksal ist, bei Tisch unter Rosen und Veilchen zu sitzen und mich des Lebens zu freuen. So habe ich's immer gehalten und so werde ich's auch immer halten. Nun bitte, langen Sie zu. Nur nicht nöthigen lassen. Nur lustig, Herr Graf, nur lustig!"

Graf Massimo kam seinem liebenswürdigen Gastgeber gegenüber wenig zu Wort. Es lag etwas Kindlich-Harmloses, aber, wie es Graf Massimo und besonders auch der alte Giuberti ansah, etwas Kindisches in der Art des Commendatore. Die Neapolitaner sitzen ja gern stundenlang bei Tisch und betrachten das Essen und Trinken als die einzig wahre und reelle Lebensfreude, aber daß man sich dabei um Verstand und Vernunft bringt, oder, wie Marini selbst sagte, sich vergißt, das erschien dem Grafen Massimo gezwungen, künstlich gemacht, als ob der Gastgeber besondere Veranlassung habe, mancherlei zu vergessen. Es schien ihm, als ob Marini sich krampfhaft, mit einer gewissen Angst in die Sorglosigkeit der Tafel hineinschwätze, damit er eben anderen Gedanken entfliehen könne. Auch fiel dem Grafen Massimo auf, mit welch' merkwürdiger Genauigkeit der alte Giuberti die silbernen Untersätze auf dem Tische, in denen die Frucht- und Blumenschalen standen, betrachtete. Er schien darin einen Gegensatz zu den naiven Harmlosigkeiten des Hausherrn zu sehen. Er kannte den alten Giuberti wohl.

Er hatte vor zwei oder drei Jahren einmal mit ihm zu thun gehabt, weil sein Sohn Giuliano Geld bei ihm

geborgt, und der Vater wohl oder übel ſich mit dem Halsabſchneider auseinanderſetzen mußte. Nun traf er ihn hier wieder. Er muthmaßte natürlich einen Zuſammenhang, der für den Commendatore Marini, für den „Ehrenmann durch und durch", wenig Schmeichelhaftes hatte. All' dieſe Herrlichkeiten der Villa Marini, dieſe rauſchenden Eukalypten, dieſe Palmen und Cypreſſen, dieſe herrlichen Agaven und das ganze ſorgloſe, glänzende Leben ihrer Bewohner machten ihm den Eindruck von zarten, wohlig im Winde wehenden Monatsroſen, deren Wurzeln in alten, verwitterten, nicht mehr ſturmſicheren Ruinen ruhen, die ein Windſtoß umwerfen und damit all' das blühende Frühlingsleben unter Schutt und Staub begraben kann.

Während die Diener mit den auserleſenen Gerichten hin und her liefen und der Hausherr ſich in allerhand halb gemüthlich-komiſchem, halb naiv-kindiſchem Tand erging, beobachtete Graf Maſſimo die kleine Peppa, die in ihrer ganzen jugendlichen Friſche und Herzlichkeit, in ihrer anmuthigen ſtrahlenden Pracht und Schönheit keine Ahnung davon zu haben ſchien, auf welch' wankendem Grunde ſie ſich befand. Und auch ihr Bruder, der junge Offizier, der vielleicht wähnte, eine glänzende Laufbahn, ein ſtolzes herrliches Leben vor ſich zu haben, was ſollte aus ihm werden, wenn der Grund unter ihm wich? Wenn dann die getäuſchten Hoffnungen, die Bitterniſſe eines entbehrungsreichen, ſorgenvollen Lebens über die Geſchwiſter hereinbrachen, wo war ihr Halt? Ihre Stütze? Mußten ſie auch, wie die Monatsroſen, in Schutt und Staub verſinken und verkommen? Graf Maſſimo war nicht ſentimental, aber wenn er die Kinder des Commendatore Marini und dieſen ſelbſt anſah, und ſich vergegenwärtigte, was eintreten könnte, wenn ſeine Befürchtungen eintrafen, ſo wurde er unwillkürlich ſtill, und ſeine Augen feuchteten ſich.

Da Commendatore Marini schon zweimal erwähnt hatte, daß er „später" noch von einer bestimmten Sache mit ihm reden wolle, so war Graf Massimo natürlich begierig, zu wissen, was das für eine Sache sei. Aber das Essen verging, ohne daß er es erfuhr. Marini ließ sich's vorzüglich schmecken, trank ziemlich viel und erzählte unausgesetzt vom letzten Wettrennen, vom Staatslotto, in dem er vor Kurzem „beinahe" einmal etwas gewonnen hätte, von der bevorstehenden Opernsaison im San Carlo, auf die er sich wie ein Kind freute, und von seinen Pferden, die ihn in zwölf Minuten vom Hafen bis zur Villa Marini am Posilippo zu bringen im Stande wären. In jeder Beziehung erschien er als der vornehme Mann, dessen Hauptsorgen in seinen Liebhabereien bestanden, und der Alles mit Aengstlichkeit vermied, was ihm persönlich keinen Spaß machte. Freigebig, gastfreundlich, höflich, liebenswürdig im persönlichen Verkehr, war er aber doch auch sorglos, unbekümmert um die nächste Stunde, und leichtsinnig, ein Zeit seines Lebens vom Glück verhätschelter Mann, der nicht daran glauben wollte und konnte, daß das Leben auch unangenehm, widerwärtig, elend und unglücklich sein könne, der nicht daran dachte, daß Noth und Jammer nicht nur zur Abwechslung und zur Unterscheidung von seiner bevorzugten Lage da wären, sondern ihn auch einmal selbst erfassen könne.

Es war schon dunkel geworden, als man sich endlich wieder von der Tafel erhob und sich in einzelnen Gruppen in den Garten zerstreute. Darauf schien Peppa, die sich bei Tisch ziemlich still verhalten und darauf beschränkt hatte, den Grafen Giuliano und die Gräfin Santina di Roccasecca zu beobachten, nur gewartet zu haben.

„Giuliano!" rief sie den jungen Mann an, nahm ohne Weiteres seinen Arm und ging mit ihm in den Garten. Das Meer lag ziemlich dunkel, rauschte aber vernehmlich

aus den Tuffsteingrotten herauf. Ueber dem Golf drüben leuchtete die Gluth des Vesuv hin und wieder roth und feurig aus dem Krater herauf, und zu seinen Füßen dehnte sich die berühmte dreifache Gaskrone der Stadt Neapel aus — wie ein Märchen, ein Zauberbild.

„Giuliano, Du bist ein schrecklicher Mensch," sagte Peppa mit einer entrüsteten Hitze.

„Peppa!" erwiederte dieser erschrocken und zärtlich.

„Sei still," fuhr sie hastig fort, „sage nicht, daß Du mich liebst, ich weiß, daß es nicht wahr ist, daß —"

„Peppa, so wahr ich lebe, Du bist mir das Liebste auf der Welt. Was hast Du? Was habe ich gethan, daß Du so zu mir sprichst?"

„Habe ich es etwa nicht gesehen, wie Du mit Santina geliebäugelt hast die ganze Zeit über? O, ich bin nicht blind und weiß es wohl, was die Augen sprechen, wenn ich auch nicht verstanden habe, was sie sagte —"

„Peppa, Du bist im Irrthum."

„Sei still. Ich müßte die Augen Santina's nicht kennen, wenn ich nicht wissen sollte, was sie will, wenn sie sie so aufsperrt und thut, als wollte sie Dich küssen. Habt ihr euch verabredet? O, Du kannst mir's ruhig sagen, meinethalben —"

Dann brach sie erregt ab, schluchzte laut, riß mit der kleinen Hand fieberhaft eine Blume ab, die gerade am Wege stand und warf sie dem Offizier in's Gesicht.

Dieser faßte zärtlich die verbrecherische Hand und drückte sie rasch an seine Lippen.

„Bei der Madonna del Carmine, Peppa, nicht ein Wort von Liebe oder dergleichen haben wir gewechselt," versicherte er.

„Und von was habt ihr gesprochen, die ganze Zeit, wo sie immer mit den Augen kokettirte?"

„Von was wir gesprochen haben? Von der Nase des alten Giuberti."

„Von der Naſe des alten Giuberti?“

„Bei meiner Seele, Peppa, von nichts Anderem. Willſt Du mir glauben?“

„Du biſt ſchlecht, Giuliano. Die Männer ſind alle ſchlecht. Du auch!“ antwortete ſie, ſchon halb beſänftigt.

Er blieb unmittelbar vor ihr ſtehen, faßte ſie bei beiden Händen, neigte ſich etwas näher zu ihr und flüſterte innig und zärtlich: „Ich weiß es, Peppa, weiß es wohl, daß ich ſchlecht bin, aber Du biſt ein Engel, Du wirſt mich dennoch lieben! Nicht wahr?“

„Und mit Santina,“ ſchmollte ſie noch weiter, „das wäre nichts? O freilich, ſie iſt eine Gräfin, wie Du ein Graf. Gleich und Gleich geſellt ſich, da ſtößt man ſo ein armes bürgerliches Geſchöpf leicht aus den Weg — in's Grab.“

„Peppa! Du quälſt mich, wenn Du ſo ſprichſt.“

„Ihre Mutter hat mir's ja erzählt.“

„Was denn?“

„Daß Du Santina heirathen wollteſt.“

„Es iſt mir nicht im Schlafe eingefallen. Das hat die alte Frau geträumt. Ja, ſie wünſcht es vielleicht. Aber das genügt denn doch noch nicht ganz. Da muß ich doch auch noch ein Wörtchen mitreden.“

„Na, und ich!“

„Freilich und wenn Du nur ein Wort ſagſt, nur einen Wink mit den Augen gibſt, ſo bin ich bei Dir, Peppa, ſo liege ich zu Deinen Füßen.“

Er machte wirklich Miene, ihr vor die Füße zu ſinken, aber ſie nahm mit einem drolligen Hinweis auf die etwas unpaſſende Oertlichkeit ſeinen Arm und ſagte haſtig, ihn fortziehend: „Nicht hier. Pſt! Man ſieht uns von der Terraſſe aus. Wir wollen hier hinunter gehen. Aber das ſage ich Dir, Giuliano, nimm Dich in Acht vor ihr.“

„Vor wem?“

„Per bacco, vor Santina. Sie liebt Dich.“

„Warum nicht gar. Du übertreibſt, Peppa, weil Du eiferſüchtig biſt.“

„Ei was, ich ſehe es, und was ich ſehe, iſt wahr. Sie liebt Dich. Ich ſehe es an ihren Augen, wenn Du mit ihr ſprichſt, und ſehe es noch viel mehr, wenn ſie mich anſieht und glaubt, das unbemerkt zu thun. Sie macht dann Augen, ſo grün wie Schilf und ſo wild, als wolle ſie mich erdolchen, nur weil ſie Dich liebt. Verlaß Dich auf mich und nimm Dich in Acht. Wenn ſie auch Santina heißt, ſo iſt ſie doch keine.*) Sie iſt eher eine Satanina!“

„Sie mag ſein, was ſie will, eine Peppa iſt ſie doch nicht!“ ſagte der junge Offizier galant und ſah ſeine Begleiterin ſchwärmeriſch an.

Stumm gingen ſie einige Augenblicke nebeneinander her, einen Kiesweg hinunter, der nach den Grotten führte. Immer vernehmlicher, immer geheimnißvoller, räthſelhafter hörte man, wie die Wellen, die von den Abendwinden etwas erregter waren, ſich an den Felſen brachen. Dumpf dröhnend und rauſchend rollten ſie in die Grotten hinein, wo ſie an den mächtigen Gewölben das Echo erweckten, das dann wie dumpfes Gemurmel nach oben drang. Der weiche Wind rauſchte kühlend und raſchelnd durch die Palmen, deren Zweige dann, wie dürres Laub kniſternd, aneinander ſchlugen, Nachtigallen lockten und ſangen ſich gegenſeitig zu, der ſtarke Duft der Orangenblüthen erfüllte berauſchend die Luft — eine Nacht, wie ſie nur Neapel kennt.

„Alſo iſt es wahr, Giuliano?“ fragte das junge Mädchen unter eigenthümlichen Schauern.

„Was meinſt Du, Peppa?“

---

*) Santa auf deutſch die Heilige, Santina alſo eigentlich die kleine Heilige.

„Du liebst mich?“ hauchte sie leise.

„O, so wahr wie die Schöpfung, Peppa!“ rief er begeistert.

„Für immer? Weißt Du, ich meine —“ sie stockte.

„Was Du auch meinst, Peppa, uns trennt nichts, auf dieser Welt nichts,“ unterbrach er sie stürmisch und umfaßte sie.

Einen Augenblick lag sie in seinem Arm und schloß die Augen, als ob sie die Wonne nicht ertragen könne. Gleich darauf gab sie aber einen eigenthümlich gurgelnden, leidenschaftlichen Laut von sich, richtete sich wie krampfhaft auf und faßte mit beiden Händen in seine Haare oder an seine Ohren, sie wußte es nicht. Sie zog seinen Kopf zu sich hernieder und küßte ihn leidenschaftlich auf den Mund. Mit einer einzigen Bewegung schüttelte sie das Kind, das Mädchen von sich ab und erkannte in sich zusammenschauernd das Weib, die echte Neapolitanerin mit der wilden, dämonischen Leidenschaftlichkeit.

„Tödte mich, Giuliano,“ gurgelte sie heiser, „tödte mich, aber verlaß mich nicht, sonst — tödte ich Dich!“

Drittes Kapitel.

Der alte Ginberti stammte aus einem kleinen Hafenorte in Kalabrien, Namens Paola. Dort war er als zwölf- oder dreizehnjähriger Junge entlaufen, weil es ihm zu langweilig gewesen, in die Schule zu gehen. Er war mit einem Segelschiff, das Orangen nach Neapel gebracht hatte, als blinder Passagier glücklich entkommen und in die große Stadt, das heiße Ziel seiner jugendlichen Wünsche, gelangt. Da Niemand es für der Mühe werth gehalten hatte, ihn wieder zu suchen, so war er unbehelligt geblieben. In dieser Weise war er einer jener Neapolitaner geworden, die ohne Heim, ohne Familie, ohne Zucht und Ordnung

im buchstäblichsten Sinne des Wortes auf der Straße großwachsen. Diese Art Existenzen ist in Neapel sehr zahlreich. Kein Mensch kümmert sich um sie, kein Mensch weiß, woher sie kommen, wohin sie gehen — sie sind plötzlich da, ebenso wie sie manchmal auch plötzlich wieder verschwinden. Häufig gehen sie vor der Zeit zu Grunde, und die Welt erleidet an ihnen nicht viel Verlust, denn faul und nichtsnutzig, wie sie sind, wollen und können sie auch sich zu einer nützlichen Thätigkeit nicht aufraffen.

Anders bei Giuberti. Er war auch nichtsnutzig und konnte nur nothdürftig lesen und schreiben, aber er war von einer rührigen, unablässig aufmerksamen und auf seinen Nutzen bedachten Schlauheit und Durchtriebenheit. Im Anfang seiner neapolitanischen Laufbahn hatte er sich durch Betteln und gelegentliche kleine Diebstähle versorgt mit dem, was er brauchte, dann war er Streichholzhändler, Zeitungsjunge, Wasserverkäufer, Camorrist, Kellner, Polizeispion geworden, bis er endlich, dem Drange seines Herzens folgend, Pfandleiher wurde. Das war das Ideal seines Sinnens und Denkens. Aus Noth und Leichtsinn, aus Diebstahl, Hehlerei und allen Untugenden seiner lieben Mitbürger Nutzen zu ziehen, das war sein Beruf, seine Kunst. Darin hatte er es auch weit gebracht, so daß er gelegentlich auch einmal einen großen Fisch in seinen Netzen fangen konnte. Und als er erst so weit war, als er mittlerweile zu Vermögen und zu einer gewissen gemäßteten Würde und Behäbigkeit in seiner äußeren Erscheinung gelangt war, da erfand er das Wort, das so recht seinen verschlagenen, hinterhaltigen, verlogenen und scheinheiligen Charakter illustrirte und das lautete: Das Eigenthum ist heilig!

Man mußte ihn sehen, wenn er, der Hunderten und Tausenden ihre paar Nothgroschen abgenommen, um sich zu bereichern, mit der dicken, rothglühenden Nase, dem gedunsenen Gesicht, in dem fleckigen und beklexten schwarzen

Rock, den er stets, fast wie eine Soutane, von oben bis unten zugeknöpft trug, mit seiner salbungsvollen Art sagte: „Das Eigenthum ist heilig!" Natürlich verstand Don Leone — so hieß der alte Giuberti im Volksmund — unter dem Eigenthum nur das, was ihm gehörte, nicht das der Anderen. Nur wenn seine Ansprüche in Frage kamen, und wenn Andere über seine Härte und Grausamkeit, womit er seine Ansprüche verfolgte, klagten, dann trat die „Heiligkeit des Eigenthums" in Aktion. . . .

Don Leone hatte nach dem Essen in der Villa Marini Kaffee in irgend einer Ecke getrunken. Nachdem er das Geschäft behäbig und in aller Umständlichkeit besorgt, stand er langsam auf und lauschte einen Augenblick in den Park hinaus. Er hörte die Stimme des Commendatore Marini draußen, der auf einer Gartenbank saß und eben seinen Gästen mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit und Geschicklichkeit allerlei Schnurren und Schwänke erzählte.

„Na warte," murmelte Don Leone für sich, „ich werde Dir nun einmal Wasser in Deine Pfeife gießen."*)

Damit schob er sich in der ihm eigenthümlichen Weise schleichend und schlängelnd zur Thüre hinaus in den Park. Dann stand er plötzlich vor Marini.

„Ich muß gehen, Signor Commendatore," sagte er einfach.

„Ah! wie mir das leid thut, mein lieber, mein bester Herr Giuberti," entgegnete Marini verbindlich und rasch aufstehend. „Nun, ich wünsche Ihnen gute Nacht und glückliche Träume. Auf Wiedersehen!"

Wenn Marini vielleicht geglaubt hatte, daß Don Leone sich nun aus Rücksicht auf die Gesellschaft oder aus Er-

*) Far acqua nella pipa = Wasser in die Pfeife gießen, ist eine neapolitanische Redensart, die etwa heißen will: Den Spaß verderben oder dem Unfug ein Ende machen.

kenntlichkeit für die ſplendide Bewirthung ohne Aufſehen zu erregen, zurückziehen würde, ſo hatte er ſich ſchwer geirrt. Don Leone ſah ihn mit einer durchbohrenden Ruhe und faſt verächtlichen Kälte an und ſagte wieder einfach: „Wo iſt mein Geld?“

„Hm!“ machte der Commendatore verlegen und zog ihn auf die Seite. Er war offenbar betroffen über dieſe rückſichtsloſe Art Giuberti's, mit der er ſeine Geſchäfte erledigte. Die Uebrigen, ſeine bisherigen Zuhörer, merkten ſofort, daß es ſich um eine delikate Angelegenheit handle und zerſtreuten ſich raſch in den Park. Nur der junge Marini, der Sohn des Commendatore, blieb wie angewurzelt ſtehen und horchte, ſtarr vor Staunen, auf das ihm wohl gänzlich unerwartete Geſpräch.

„Hm! Ich werde Ihnen morgen mit dem Früheſten das Geld in Ihre Wohnung ſenden, mein beſter Herr Giuberti. Haben Sie keine Sorge. Ich halte zuverſichtlich Wort. Sie erhalten morgen Früh Ihre zwölftauſend Lire und werden mit mir zufrieden ſein,“ ſprach Marini nunmehr haſtig und erregt auf Don Leone ein.

„Sie ſind im Irrthum, Herr Commendatore, wenn Sie glauben, Sie könnten mich mit Worten abſpeiſen, ſie mögen lauten, wie ſie wollen,“ erwiederte Don Leone mit ſeiner kalten ruhigen Stimme. „Die einzige Beredtſamkeit, die bei mir zieht, ſind die Scheine der Banca nazionale. Ich will mein Geld, Herr Commendatore, mein Eigenthum, verſtehen Sie. Eigenthum iſt heilig! Alſo dürfen Sie mir das Meinige nicht vorenthalten, auch nicht bis morgen Früh. Keine Stunde mehr.“

„Aber — aber mein liebſter Herr Giuberti, wo — wo ſoll ich denn jetzt, bei einbrechender Nacht, zwölftauſend Lire hernehmen?“

„Das hätten Sie ſich ſeit ſechs Monaten fragen ſollen, denn ſeit ſechs Monaten wiſſen Sie, daß der Wechſel, den

Sie mir gaben, heute fällig ist," entgegnete Don Leone prompt.

„Hm, nun gut, Herr Giuberti, wir wollen das arrangiren. Machen Sie mir Ihre Vorschläge. Es kommt mir auf ein Prozent mehr oder weniger nicht an, nur lassen Sie mir Zeit, prolongiren Sie —"

„Mein werther Herr Commendatore, Sie irren sich wieder, wenn Sie glauben, daß ich solche Geschäfte mache," unterbrach ihn Don Leone. „Ich will solchen Verdienst nicht, sondern bin froh, wenn erst das beglichen ist. Und nun lassen Sie uns kurz sein. Haben Sie Geld oder nicht?"

„Bester Herr Giuberti —"

„Wenn ich jetzt mein Geld nicht erhalte, sind Sie in zwei Stunden sequestrirt. Haben Sie das verstanden?"

„Sie wollen —?"

„Ich fahre von hier direkt zum Vollstreckungsbeamten und lasse Ihre Villa mit Allem, was drin und dran ist, sequestriren, bis Sie mich bezahlen."

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich morgen —"

„Das nützt nichts, was Sie sagen. Bezahlen Sie oder bezahlen Sie nicht, Herr Commendatore?"

„Aber wegen lumpiger zwölftausend Lire werden Sie doch nicht —"

„Ich werde, ich werde! Verlassen Sie sich darauf. Wenn Sie mich heute nicht bezahlen, können Sie morgen mit Ihrer Familie schlafen, wo Sie wollen, nur hier nicht, nur in der Villa Marini nicht. Verstanden? Ich muß das Geld haben, denn ich muß meine Zahlungstermine auch einhalten."

Marini schien nun zu merken, wem er gegenüberstand. Unwillig zuckte er die Achseln, als ob er zu spät einsähe, welch' schamlosem Wucherer er in die Hände gefallen sei. Er hatte von der Summe des Wechsels kaum die Hälfte bar empfangen, als es sich darum handelte, andere drückende

Schulden zu begleichen. Die andere Hälfte war für Zinsen, Kosten, Provisionen, die er alle hatte vorher bezahlen müssen, daraufgegangen. Wie alle Wucherer in Neapel, hatte auch Don Leone ihm gegenüber die Ausrede gebraucht, daß er das Geld nicht selbst, sondern von Anderen habe, denen er verantwortlich bleibe, um auf diese Weise sich vor dem Gesetz zu schützen und das Gehässige des Vorganges von sich ab und auf den „großen Unbekannten" zu wälzen. Das sah nun Marini Alles zu spät ein. Er wendete sich deshalb unwillig ab und sagte nur stolz und herablassend: „Kommen Sie!"

Damit ging er den Park entlang nach einem kleinen Pavillon, der als eine Art Auslug auf einem Felsvorsprung stand. Don Leone folgte. Beide sahen nicht, wie in einiger Entfernung der junge Offizier in der schneidigen Kavallerieuniform, stöhnend, wie aus allen Himmeln gestürzt, auf eine Gartenbank niederstürzte und dort regungslos, wie todt liegen blieb.

In dem Pavillon traf Marini mit dem Grafen Massimo, der dort mit einigen Damen saß, um das genossene Mahl bei einer Tasse Kaffee angenehm zu verdauen, zusammen.

„Ah, mein lieber Herr Graf," rief ihn Marini an, „ich bin untröstlich, Sie auf eine Minute stören zu müssen. Würden Sie die Güte haben —"

Graf Massimo sah sofort, um was es sich handelte. Höflich, geschmeidig unterbrach er sofort seinen liebenswürdigen Wirth, indem er sagte: „Aber mein lieber Herr Commendatore, ich bin ganz zu Ihrer Verfügung. Befehlen Sie über mich."

„Hm. Ja. Ich wußte es wohl. Sie sind ein Kavalier. Bitte, nur einen Augenblick. Es handelt sich um eine Bagatelle," fuhr er mit einer vornehmen Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit fort, als ob sich das Arrangement, wie er es im Kopfe hatte, ganz von selbst verstünde, „die Damen

werden huldvollſt entſchuldigen. Wir ſind gleich fertig und ſofort wieder zu Ihrer Verfügung."

Damit traten ſie aus dem Pavillon und in den dunkeln Park zurück.

„Sie kennen Herrn Giuberti?" fragte Marini von Neuem.

„Hm — ich habe bereits das Vergnügen gehabt," antwortete Graf Maſſimo mit ſarkaſtiſchem Lächeln.

„Gut, gut. Ich konnte mir das denken. Laſſen Sie mich Ihnen erklären, um was ſich's handelt. Ich habe Giuberti einen Wechſel über zwölftauſend Lire anvertraut, er braucht das Geld und zwar ſofort. Würden Sie die Gefälligkeit haben, mir mit dieſen zwölftauſend Lire auszuhelfen, Herr Graf?"

Ein Neapolitaner ſagt nicht gern eine Wahrheit, die einem Anderen unangenehm ſein könnte. Er gebraucht lieber die wunderlichſten Ausflüchte, um dieſe Nothwendigkeit zu umgehen. So auch Graf Maſſimo. Er war ſofort entſchloſſen, dem Commendatore Marini auch nicht einen Soldo vorzuſchießen, um wie viel weniger zwölftauſend Lire. Er hätte das, wie er Marini kannte, vor ſeinen eigenen Kindern nicht verantworten können. Doch mochte ſich Graf Maſſimo andererſeits als Gaſt Marini's nicht zu einer unumwundenen Zurückweiſung der Bitte entſchließen. Und wenn er auch nicht annehmen konnte, daß dieſer ihn eingeladen habe, um ihn anzupumpen — wenn das auch, wie die Sache lag, nicht ausgeſchloſſen war — ſo wollte er ihn doch auch nicht ganz in ſeiner Hoffnung enttäuſchen und ſagte: „Selbſtverſtändlich, mein lieber Herr Commendatore, bin ich ganz zu Ihrer Verfügung."

„Ah, hm! Ich wußte es. Sie hören, Herr Giuberti —" machte der Commendatore vornehm und von oben herab.

„Nur," fuhr Graf Maſſimo fort, „müſſen Sie mir Zeit laſſen."

„Wie?" fragte Marini ſcharf.

„Ich habe die Summe natürlich augenblicklich nicht zur Verfügung.“

„Aber ich brauche ſie ſofort!“ drängte Herr Marini.

„Ja, mein Lieber, wo wollen Sie, daß ich in dieſem Augenblick zwölftauſend Lire hernehme.“

„Das habe ich Herrn Giuberti auch geſagt!“

Don Leone durchſchaute die ganze Komödie, die Graf Maſſimo ſpielte. Er wußte ganz genau, daß dieſer in acht Tagen oder in vier Wochen wieder neue Ausflüchte haben würde, und er in dieſer Weiſe nie zu Geld kam. Wohl aber konnte ihm, wenn er nur einige Tage wartete, irgend ein anderer Gläubiger Marini's in der Pfändung der Villa zuvorkommen, und das mußte er um jeden Preis vermeiden.

„Nun, Herr Commendatore,“ fragte er alſo kurz, „bekomme ich mein Geld oder nicht?“

„Aber Sie hören ja, Herr Giuberti —“

„Ich höre, daß Graf de Mattei ebenſowenig Luſt hat, den Wechſel zu bezahlen, wie Sie.“

„Herr Graf, Sie müſſen Rath ſchaffen,“ bat Marini in ſeiner Noth. Er machte in dieſem Augenblick den Eindruck eines Kindes, ſo hilflos, ſo ahnungslos bezüglich des wahren Sachverhalts, daß ſich Giuberti und Graf Maſſimo in gleicher Weiſe über ihn wunderten. Was Jeder ſah, das ſah der Commendatore noch immer nicht.

„Ich bin außer Stande,“ antwortete Graf Maſſimo achſelzuckend, „für den Augenblick — zu meinem größten Leidweſen außer Stande.“

„Aber —“ begann Marini wieder wie verzweifelt.

„Gute Nacht!“ ſagte Don Leone ſcharf und wendete ſich zum Gehen.

Noch einmal blieb er ſtehen und rief: „Gehen Sie nicht zu ſpät zu Bett, Herr Commendatore, denn ich werde Sie morgen Früh ſehr zeitig wecken.“

Gleich darauf war er verschwunden.

Auch dem Grafen Massimo wurde nun in der prächtigen Villa des Commendatore schwül. Er wäre am liebsten schon draußen gewesen und bereute jetzt, überhaupt der Einladung gefolgt zu sein. Er hatte es nur seines Sohnes wegen gethan, und nun, da er gesehen, daß nicht nur seine Befürchtungen sich bestätigten, sondern sogar noch übertroffen wurden durch die schwierige Lage Marini's, nun war er fest entschlossen, weder selbst irgend welche Verbindung mit diesem einzugehen, sondern auch seinem Sohn energisch reinen Wein einzuschänken und ihm jedenfalls seine Thorheiten in Bezug auf Peppa auszureden.

Gleichwohl, wie es nun einmal seine Art war, tröstete er Marini in seiner üblen Lage mit allerlei Redensarten, sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß sich „Alles arrangiren" werde, trotzdem er innerlich überzeugt war, daß der Mann verloren, wenigstens für die gute Gesellschaft verloren sei, und versprach, morgen sofort die erforderlichen Schritte zu thun. Niemand auf der Welt ist im Versprechen größer als ein Neapolitaner, und das allgemeine Beispiel ist für den Einzelnen mächtig. Warum hätte Graf Massimo nicht auch denken sollen wie alle Welt? Endlich schützte er Kopfschmerzen vor und ließ Marini in seinem Park stehen, um seinen Sohn Giuliano aufzusuchen und mit diesem sofort nach Hause zurückzukehren.

Lange lief Graf Massimo suchend und horchend im Park der Villa Marini herum, konnte aber seinen Sohn Giuliano nicht finden. Und doch wollte er ihn auch nicht allein hier lassen. So suchte er denn weiter, wie gern er auch sobald wie möglich nach der Stadt zurückgekehrt wäre.

Endlich sah er das helle Kleid Peppa's durch das Gebüsch schimmern und hörte leise, leidenschaftliche Worte, von denen er nur verstehen konnte, wie sein Sohn mehrere Male mit größter Heftigkeit ausrief: „Nie! Nie! Nie!"

Graf Massimo wollte natürlich keine Scene und keine unangenehme Ueberraschung machen und rief daher schon von Weitem laut: „Giuliano!"

Er sah, wie die beiden jungen Leute hastig auseinanderfuhren. Er konnte nicht anders, als sich sagen, daß sich hier soeben eine jener Scenen abgespielt hatte, die so häufig bestimmend für das ganze Leben der Betreffenden sind. Aber er hoffte wohl, daß die augenblickliche Begeisterung und Aufregung unter der zwingenden Gewalt der Thatsachen, unter dem nüchternen und klugen Einerlei der Tage wieder verrauchen werde. Sein Sohn Giuliano war nicht der Mann, der seiner Leidenschaft zu Liebe eine arme Frau und eine arme Familie ernähren wollte oder konnte. Er war an Wohlleben gewöhnt und kannte das Leben gerade hinreichend, um zu wissen, was es heißt, ohne Vermögen zu sein. Der Unterschied zwischen Reich und Arm ist ja fast in ganz Europa nirgends so grell, als gerade in Neapel. Warum sollte also just sein Sohn dafür blind sein?

„Du hier, Papa?" tönte die Stimme des Grafen Giuliano überrascht.

„Wir müssen gehen, Giuliano," sagte Graf Massimo näher tretend, „es ist schon spät."

„Schon spät? Wieso spät?"

„Es ist spät, es ist spät. Komm. Mein theures Fräulein, ich hoffe, es wird mir recht bald wieder vergönnt sein, Sie zu begrüßen."

Peppa war so aufgeregt, so ängstlich und verschüchtert, daß sie nicht wußte, was sie sagen sollte. Es fiel ihr nicht auf, daß Graf Massimo in fast verletzender Weise zum Aufbruch drängte. Es fiel ihr überhaupt nichts auf, nur, daß Giuliano sich verabschieden wollte, das wurde ihr allmälig klar. Ihr Glück war wie alles Glück, flüchtig und trügerisch gleich der Welle.

„Du vergißt nicht, Giuliano," flüsterte sie endlich, „morgen Nachmittag!"

„Wie werde ich denn etwas vergessen, Peppa, was Dich betrifft! Willst Du mir nicht den Arm geben, damit ich Dich hinaufführe?"

Die drei Personen kehrten zurück, verabschiedeten sich im Vorhaus, das nach der Straße hinausging, und Graf Massimo trat mit seinem Sohn auf die Straße, wo er seinen Wagen bestieg.

„Gott sei Dank," seufzte er, während der Wagen sich rasch nach der Stadt zu in Bewegung setzte, „das wäre vorbei."

„Was wäre vorbei?" fragte sein Sohn verwundert.

„Nichts. Sage 'mal, was war denn das? Was sollst Du denn morgen Nachmittag nicht vergessen?"

„O, nichts Besonderes, Papa."

„Das kann ich mir wohl denken. Aber ich will es gleichwohl wissen. Also heraus mit der Sprache. Wie steht die Sache?"

„Peppa hat mir erzählt, daß sie morgen Nachmittag in die Kirche San Antonio zur Andacht geht, und ich soll sie abholen."

„Das wirst Du hübsch bleiben lassen, mein Junge. Hörst Du?"

„Wie meinst Du, Papa?"

„Bleiben lassen sollst Du das! Bist Du taub?" entgegnete sein Vater.

„Aber weshalb denn? Ich habe es ihr ja versprochen. Ich muß doch mein Wort halten, Papa."

„Papperlapapp! Ich dulde es nicht. Hast Du mich verstanden?"

„Nein, ich verstehe Dich nicht! Es war doch ausgemacht —"

„Höre zu, Giuliano! Du sollst mich sofort verstehen.

Du ſollſt wiſſen, wie die Sachen ſtehen, denn Dich geht es doch eigentlich in erſter Linie an. Alſo der Commendatore Marini iſt fertig! Verſtanden?"

„Fertig! Du meinſt —"

„So fertig wie möglich! Du wirſt es in den nächſten Tagen ſehen, und wenn ich Luſt gehabt hätte, einen Theil ſeiner Schulden zu bezahlen, ſo konnte ich das Vergnügen heute Abend ſchon haben. Ich hatte aber keine Luſt."

„Mein Gott, ſo raſch geht das aber doch nicht."

„So raſch? Der Mann mag wohl ſchon ſeit Jahren auf Pump leben. Aber das iſt für uns ja ganz gleichgiltig. Wenn ſo etwas einmal kommt, ſo iſt es immer raſcher da, als irgend Jemand glaubt. Die Hauptſache iſt nun, daß Du darum weißt und Dich bei Zeiten zurückziehen kannſt."

„Zurückziehen? Von Peppa? Nimmermehr!" antwortete Graf Giuliano heftig.

„Wie?" fragte ſein Vater eiſig und mit gezwungener Ruhe.

„Nie, nie, nie!" wiederholte Giuliano mit immer größerer Hitze, als wirke die Zumuthung, je mehr er ſich darüber klar werde, immer abſtoßender.

Graf Maſſimo ſah ihn flüchtig im Scheine einer Straßenlaterne, an der ſie jnſt vorüberfuhren, an.

„Gut," ſagte er nach einer kleinen Pauſe, „wir wollen das gleich abmachen, damit Du nicht im Irrthum biſt, was ich über die Sache denke. Du bekommſt, wie Du weißt, von mir einen monatlichen Zuſchuß von dreihundert Lire, das macht mit Deiner Gage zuſammen etwa vierhundert Lire pro Monat —"

„Ich weiß gar nicht, was das mit der Sache zu thun haben ſoll."

„Höre zu. Du weißt aber doch, daß Du wenigſtens bisher damit noch nie ausgekommen biſt, und ich regel-

mäßig am Jahresschluß, manchmal auch früher, noch einige restirende Rechnungen bezahlen muß, die bald Deine Garderobe, bald Deine Pferde — angeblich! — betreffen. Ich bin immer gutmüthig gewesen, habe nicht viel gefragt und bezahlt. Das wird von dem Tage anders, an dem ich höre, daß Du weiter im Hause Marini's oder auch außerhalb desselben mit Fräulein Marini verkehrst. Verstehst Du?"

„Vater!"

„Laß mich in Ruhe mit Deinen Dummheiten. Ich soll wohl ruhig zusehen, daß Du in Dein Unglück rennst? Denn das wäre eine Heirath zwischen Dir und Peppa. Du kannst nicht rechnen, und sie erst recht nicht. Wie wollt ihr denn Beide von dem, was ich Dir ausgesetzt habe, leben? Denn mehr gibt's nicht! Das weißt Du doch! Es ist nicht mehr da. Und Dir oder gar einem Anderen zu Liebe Schulden zu machen — das fällt mir nicht ein. Nimm Dich in Acht, Giuliano, und renne nicht in Dein Unglück. Du weißt, ich lasse nicht mit mir spaßen. Also die Geschichte mit der kleinen Marini hört auf. Willst Du mir das versprechen, Giuliano?"

„Vater — ich — ich habe geschworen —" stammelte der junge Mann niedergeschlagen.

„Ach, Unsinn! Solche Sachen kennen wir. ‚Jupiter lacht der Meineide Verliebter,' sagt der Dichter. Ich gehe morgen zu Deinem Oberst. Er wird Dich mir zu Liebe auf einige Wochen nach Aversa versetzen. Wenn Du dann zurückkommst —"

„Vater, nur das nicht, nein! Alles, was Du willst, nur das nicht," bat Graf Giuliano mit erregter und zitternder Stimme.

„Aha, Du glaubst, Du kannst mich hintergehen —"

„Wer weiß, ob nicht Alles noch gut wird, ob Du Dich nicht getäuscht hast über Marini's Lage, ob —"

„Das werden wir Alles ſpäter ſehen, und deshalb bleibt Alles dabei, wie ich es geſagt habe. Verſtanden? Giuliano, mache mich nicht böſe! Das ſage ich Dir. Du weißt, daß ich Dir empfindliche Striche durch die Rechnung machen kann. Alſo überlege Dir das zweimal, wenn Du Dummheiten machen willſt.“

Der Wagen hielt. Graf Maſſimo ſah hinaus und bemerkte, daß er vor ſeinem Hauſe an der Riviera di Chiaja angekommen war. Die Herren ſtiegen aus.

„Gehſt Du mit hinauf?“ fragte Graf Maſſimo.

„Hm — ich weiß nicht —“ antwortete Giuliano zögernd und unſchlüſſig.

„Mache, was Du willſt. Ich ſchreibe Dir nichts vor, aber denke daran, was ich Dir geſagt habe. Du wirſt Dich über mich nicht zu beklagen haben, Giuliano, aber wenn ich einmal geſagt habe: ſo iſt es und ſo will ich es haben, ſo bleibt es auch dabei. Wenn Du trotzdem denkſt, Du kannſt mit dem Kopf durch die Wand rennen, ſo ſollſt Du bald wiſſen, wie hart die Wände im Palazzo Mattei ſind. Und nun gute Nacht. Denke daran, was ich geſagt habe.“

„Gute Nacht, Vater.“

Damit trat Graf Maſſimo in ſeine Behauſung ein, während ſein Sohn nachdenklich nach der Chiaja zu ging, wo er bald im Menſchengewühl verſchwand.

Viertes Kapitel.

Es war kurz nach Mitternacht, als die letzten Gäſte die Villa Marini verließen. Man war ſehr luſtig geweſen, hatte ſogar noch getanzt, und Commendatore Marini war ſo liebenswürdig wie nie, war unermüdlich in der Unterhaltung ſeiner Gäſte, hielt jeden Einzelnen ſo lange wie möglich zurück und ſchien eine merkwürdige Angſt zu haben,

als auch die Letzten fortgingen, und er allein mit seiner Familie blieb.

Der Mond war aufgegangen und stand am Südhimmel des Golfes, so daß er einen mächtigen, silberglänzenden Streifen auf das Meer warf, den dann hin und wieder ein Dampfer oder ein Segelschiff durchschnitt, dunkel, finster, lange Schatten auf dem unruhigen Meere werfend. Der Wind hatte sich gelegt; der Rauch, den der Vesuv ausstieß, zog im ruhigen, malerischen Kreise über die Landzunge von Sorrent nach Capri hinüber, um sich endlich in der sternenklaren Luft zu verlieren, aufzulösen wie ein warmer Hauch in kalter Winternacht.

In der Nähe der Villa Marini, vielleicht aus einem der Restaurationsgärten, wo noch Fischer und Matrosen beim Wein saßen oder die Tarantella tanzten, erklang eine Mandoline. Das waren ganz dünne, zitternde Töne, die die Ruhe der Nacht durchhallten, und doch, wie mächtig, wie hinreißend, wie zauberisch gingen sie in dieser Umgebung, in dieser Pracht zu Herzen, wie süß und einschmeichelnd wirkten sie in Gemeinschaft mit dieser Symphonie der Natur, mit diesen paradiesischen Reizen, die der Schöpfer hier mit verschwenderischer Hand über Land und Meere ausgestreut hat. —

Am Fenster seines Schlafzimmers stand Commendatore Marini, die Augen starr und wie erloschen in's Leere gerichtet, die Lippen zuckend, schlaff herabhängend, das sonst blühende Gesicht fahl, aschgrau, wie schmutzig. Stundenlang stand er so da, unbeweglich, starr — er schien sich gar nicht trennen zu können von diesem unvergleichlichen Schauspiel der Natur. Ein armer Teufel, der vor Hunger nicht gerade stehen kann, oder ein Lappländer, für den es sich darum handelte, seine ewige Eisesnacht und Winterschauer mit dem ruhigen Schlaf des Todes zu vertauschen, die mochten sich leicht entschließen, zum Revolver zu greifen

und mit einem leichten Fingerdruck den bekannten Sprung hinüber in das unbekannte, große, räthſelhafte Nichts zu thun. Er aber, der von reichbeſetzter Tafel aufſtand, aus einem Paradies fort mußte, fort, ein Fraß für Würmer — das war ſchon ſchwerer. Und doch mußte es ſein!

Es war vorbei. Morgen würde man die Villa ſequeſtriren, der Nimbus des Reichthums, den Marini ſo lange wie eine undurchdringliche Dunſtwolke um ſich zu verbreiten gewußt hatte, war dann zerſtört. Das Beſitzthum war ja ſchon über ſeinen wirklichen Werth hinaus mit Hypotheken belaſtet; auf ſeine koſtbare Einrichtung hatte der Commendatore gleichfalls wiederholt Summen aufgenommen, und ſo waren dieſe letzten zwölftauſend Lire denn gewiſſermaßen nur der Tropfen, der das volle Gefäß zum Ueberlaufen brachte. Das wußte Don Leone ganz genau, und deswegen beſtand er ſo unbeugſam auf ſeinem Schein.

Jetzt würden aber auch, überlegte Marini weiter, wie Raben alle die übrigen großen und kleinen Gläubiger über ihn her fahren, ſie würden ihn beſchimpfen, ihn Betrüger, Lump, Bankerottirer nennen, würden ihn — o, er kannte ſeine Neapolitaner! Sie werden zu Beſtien, wenn ſich's um ihr Geld handelt!

Und das Alles ſollte er über ſich ergehen laſſen? Hinunterſteigen von des Lebens Höhe, auf der er ſich bisher geſonnt, in die finſteren Stätten der Armuth, des Elends, der Entbehrungen, verfolgt von dem Hohn und Spott ſeiner Bekannten? Arm ſein! Das war er ja auch geweſen als mittelloſer Offizier, wie er in die Armee eingetreten war. Damals hatte er auch nichts gehabt, als ſeine Gage und ſeine Jugend, ſeinen geſunden Humor und ſeinen Frohmuth. Und dann war das Glück gekommen, unerſchöpflich, unaufhörlich hatte es ihn getragen auf ſeinen ſtolzen Fittichen. Er hatte eine reiche, eine

tugendhafte Frau geheirathet, war zu Aemtern und Würden, zu Titeln und Orden gekommen — Alles Hexengold! Es hatte ihn entnervt, hingeführt an den Abgrund, an dem er jetzt stand. Arm werden! Das war's, was über seine Kräfte ging.

„Es ist zu Ende! Vorwärts, vorwärts," murmelten die bläulichen Lippen, und mit langsamen, zaudernden Schritten trat er weg vom Fenster nach einem Schrank hin, dem er einen Revolver entnahm. Seine Hände zitterten, als er ihn lud.

„Es wird schon gehen," murmelte er wieder, „nur fest und sicher halten. Es wird schon gehen!"

Dann ging er wieder zum Fenster und warf einen Blick hinaus in die zauberglänzende, wonnige Landschaft, als ob er Abschied von ihr nehmen wolle, bitteren, herben Abschied. Jeder Neapolitaner liebt seine Heimath bis zum Enthusiasmus. Es war noch genau dasselbe Bild wie vorhin, auch die Mandoline schickte noch ihre weichen, zitternden Töne herüber in die rauschenden, duftenden Gärten der Villa Marini, genau wie vorhin.

„Es wird wohl auch so bleiben, oder doch immer wieder so werden," dachte er, „nur ich — ich muß fort. Fort! Fort!"

Dann nahm er die Waffe in beide Hände, hielt den Lauf in den Mund. — Sein Blick fiel wie hilfesuchend im Zimmer umher. Nichts, kein Hauch, kein Laut störte ihn. Wünschte er etwa, daß ihn Jemand oder etwas stören möchte?

Er nahm die Waffe wieder aus dem Munde heraus.

„Es knallt zu sehr im Zimmer," murmelte er. „Ich will nach dem Park gehen. Dort auf dem Felsen, der über dem Meer hängt — da geht's besser. Dort — fällt mein — meine Leiche in's Meer hinunter und — ja, so ist's besser. Morgen wird's heißen, ich sei verreist — und so — ja — so ist's besser."

Er ſchob an dem Revolver den Sicherheitsverſchluß wieder vor und ſchlich hinaus. Nebenan war das Schlafzimmer ſeiner Tochter. Er ſah flüchtig hinein, und als er bemerkte, daß ſie feſt ſchlief, trat er in das Zimmer ein. Peppa ſchlief den Schlaf eines Kindes. Ihr Athem ging ruhig und regelmäßig, ihr ſonſt blaſſes, rundes Geſichtchen war vom Schlaf ſanft geröthet. Sinnend blieb ihr Vater einen Augenblick vor ihr ſtehen.

„Ganz ihre Mutter," flüſterte er leiſe, „damals. Ganz, wie ſie damals war."

Dann ſeufzte er auf, aber nicht wegen ſeines Kindes, nicht ihre Zukunft machte ihm Gram. Er hatte ſich nie ernſtlich um ſie gekümmert. Sondern über ſich ſelbſt und ſein elendes Loos ſeufzte er. Das Glück macht egoiſtiſch, und ſo hatte Commendatore Marini an ſeine Kinder und an ihre Zukunft nie gedacht. Nur in der letzten Zeit, wo er allerdings gehofft hatte, ſich durch eine reiche Heirath Peppa's wieder flott machen zu können, hatte er ſich mehr für ſie intereſſirt. Da das aber geſcheitert war, oder nun ſcheitern mußte, ſo kümmerte ihn, was ſonſt aus ihr werden würde, nicht mehr.

Leiſe verließ er das Zimmer ſeiner Tochter wieder. Er zeigte bei dem Abſchied keine Rührung. Sein Vorhaben beſchäftigte ihn ſo ſehr, daß er nicht dazu kam. Vorſichtig und leiſe ſchlich er die Treppe hinab und ging durch eine Veranda nach dem Park hinunter. Den Revolver trug er in der Hand, die er nur leicht unter dem Frackzipfel verbarg. Weiße Mondlichter huſchten über die von den Bäumen beſchatteten Gänge hin.

Plötzlich hörte der Commendatore unmittelbar hinter ſich einen Säbel auf dem Sandwege klappern und faſt in demſelben Augenblick fühlte er, wie ihm mit einem raſchen geſchickten Griff der Revolver aus der Hand geriſſen wurde. Haſtig wandte er ſich um — da ſtand ſein Sohn vor ihm

Einen Augenblick lang ſtarrten ſie ſich, Beide ſprachlos vor Ueberraſchung und Schreck, gegenſeitig an.

„Vater!“ keuchte der junge Offizier endlich bebend.

Er mußte auf einer Bank geſeſſen und ſeinen Vater im Vorübergehen beobachtet haben.

„Was — was thuſt Du noch hier, Mario?“ fragte Marini ſtockend und dem Blick ſeines Sohnes ausweichend.

„Und Du! Und Du Vater? Mit dieſem —?“

Damit ſteckte er die Waffe ſeines Vaters, die er noch in der Hand hielt, in die Taſche.

„Hm, ich — was Du denkſt! Mein Gott, ich wollte — Ich konnte nicht ſchlafen und wollte ein wenig nach den Wachteln ſchießen.“

„Vater!“

„Es muß bald Morgen ſein. Sie kommen immer mit Tagesanbruch über's Meer und ruhen ſich am Ufer aus und — und da wollte ich —“

Dann brach er ab, ſenkte vor den durchdringenden Augen ſeines Sohnes den Blick und machte ſich an ſeiner Uhr zu ſchaffen, als wolle er nachſehen, welche Zeit es ſei.

„Mit dem Revolver!“ ſagte ſein Sohn; dann warf er ſich ſeinem Vater mit einem ungeſtümen Gefühlsausbruch an die Bruſt, küßte ihn, ſchluchzte und hauchte endlich leiſe: „Vater, Vater, nur das nicht! Was auch kommen möge, was ſie auch thun mögen, gib uns, gib Dich nicht ſelber auf. Sei ein Mann, bleibe bei uns, bei Deinen Kindern.“

„Laß mich, Mario! Laß das. Du weißt nicht —“ wehrte ihn ſein Vater leicht ab.

„Ich weiß Alles, Vater. Ich habe gehört, was Du mit Giuberti und mit dem Grafen Maſſimo verhandelt haſt —“

„Du! Du? Aber es gibt noch Andere —“

„Laß ſie nur machen. Wir ſind arm. Was weiter? Gibt es nicht Hunderte und Tauſende außer uns, die auch arm, vielleicht noch ärmer ſind wie wir? Was Andere ertragen, ſollten wir das nicht ertragen können?"

Marini ſtöhnte leiſe, ging einige Schritte weiter und ſetzte ſich endlich müde auf eine Bank.

„Ja, Mario," ſagte er dann, „Du biſt jung, Du haſt wohl Recht. Du kannſt Dir helfen. Als ich in Deinem Alter war, war ich auch arm und hatte nichts als einen Kopf und zwei Hände."

„Und einen ehrlichen Vater. Vergiß das nicht."

„Du weißt nicht, wie unglücklich Alles ſteht. Es iſt Alles, Alles aus, und ich — bin ein alter Mann."

„Du biſt nur hoffnungslos, das iſt Alles. Dir fehlt das Vertrauen zu Dir, zu uns, zu Deinen Kindern. Wenn Du — wenn Du jetzt ſtirbſt, was glaubſt Du, was aus mir, aus Peppa wird? Glaube mir, wenn Du ſtirbſt, ſo ſind wir auch ſchon halb verloren, denn wir verlieren die Achtung und das Vertrauen der Menſchen. Der Schuß, der Dich trifft, iſt ein Makel für uns durch's ganze Leben. Nein, Vater, Alles, was Du willſt — Alles, wie Du willſt, nur das nicht!"

Mich echt ſüdlicher Gluth und Innigkeit drückte er die Hände ſeines Vaters an ſeine Lippen, küßte ſie und weinte darauf heiße, große Thränen. Endlich ſtand der Commendatore wieder auf und ſagte: „Komm, Mario! Laß Dir nichts anmerken. Hörſt Du?"

„O, was das anlangt, ſo wenig wie die Bäume hier verrathen, was ſie geſehen —"

„Wir — wir werden ausziehen müſſen —"

„Was geſchehen muß, wird geſchehen, Vater, habe deswegen nur keine Sorgen!"

„Man wird uns nehmen, was wir haben. Mario, wir werden — ſehr, ſehr arm werden."

„Und es werden doch wieder Tage kommen, wo wir uns auch wieder freuen dürfen, wo Gott uns hilft, wenn uns die Menſchen verfolgen.“

„Wir werden hinunter ziehen müſſen, dorthin, wo — wo die armen Leute wohnen, am Baſſo Porto oder an der Porta Capuana, in die Choleraviertel, weißt Du? Wo die Straßen eng und feucht ſind und nicht trocknen können, weil weder Sonne noch Luft hineingelangen kann, und der Poſilippo wird uns erſcheinen wie ein verlorenes Paradies.“

„Was kommen muß, wird kommen. Wir müſſen es tragen, Vater. Aber wir werden leben.“

„Und das iſt noch nicht Alles! Die Menſchen, Mario — ich weiß nicht, wie ſie anderwärts ſind, aber in Neapel ſind es Teufel, wenn einmal Jemand geſtürzt iſt. Wie das Vieh, das Schwächliche oder Kranke unter ſich verfolgt und tödtet, ſo ſind ſie, wenn ſie ſich — betrogen wähnen.“

„Und wir werden es doch ertragen, Vater, verlaß Dich auf mich. Wir werden leben!“ antwortete der junge Mann mit einem gewiſſen hochmüthigen Trotz.

„Ja, ja, Mario. Das iſt die Jugend. So ſpricht die Jugend. Aber ich —“

„Nun, komm in's Haus. Wir wollen ſehen, was noch zu thun iſt. Dann mögen ſie kommen. Dann mag werden, was will.“ —

Alt und gebrochen war der Vater, als Mario ihn in's Haus führte. Er, der noch vor wenigen Stunden in der Fülle des Glücks, liebenswürdig und luſtig, gaſtfreundlich-verſchwenderiſch ſeine Gäſte bewirthet und unterhalten hatte, ſchien jetzt ſo hinfällig, als ob er ſich nie wieder erholen könne.

Und noch immer umſpielten den Poſilippo koſende Nachtwinde und leiſe plätſchernde Wellen, noch immer

dufteten die Orangenblüthen, und leuchtete das Meer, noch immer erklang die Mandoline zitternd durch die Nacht — und fauchte der Vesuv jenseits der Stadt rothglühenden Dampf und Schwefelmassen in die Luft.

Peppa war eine Langschläferin, wie die meisten Neapolitanerinnen, soweit sie sich das leisten dürfen. Namentlich in den Sommermonaten, wenn die Nächte kühl und angenehm sind und deshalb gern im Freien zur Erholung von der Gluth des Tages zugebracht werden, war es ihr ein Leichtes, bis Mittag zu schlafen. Es war also schon ziemlich spät, als sie am nächsten Morgen durch ein eigenthümliches, lautes Hin- und Herlaufen auf Korridoren und Treppen, das sonst in der Villa Marini am Morgen streng verboten war, aufgeweckt wurde. Verwundert lauschte sie hinaus, um womöglich zu ergründen, was es gebe. Aber lange Zeit war das vergeblich. Plötzlich hörte sie nebenan eine trockene, geschäftsmäßige und gleichgiltige Stimme sagen: „Ferner ein Schlafsopha aus grünem Plüsch und Kirschbaumholz — das ist doch Kirschbaumholz, Herr Commendatore?“ fragte dann derselbe Mann, sich unterbrechend.

„Bitte recht sehr, Herr Rechtsanwalt,“ antwortete die Stimme ihres Vaters, „in diesem Salon ist Alles rothes Mahagoniholz.“

„Na,“ sagte die erste Stimme wieder, „so schreiben Sie also Mahagoniholz. Wir werden ja später bei der Auktion sehen, was die Bieter dazu sagen.“

Dann ging es in dem kalten Geschäftston weiter: „Ferner sechs Stühle mit dito Plüschbezügen, ein Spiegel aus demselben Holz, drei Oelgemälde in vergoldeten Rahmen, darstellend — ja, was soll denn das eigentlich darstellen, Herr Commendatore?“

Peppa wußte es ganz genau, auch ohne daß sie die Stimme ihres Vaters hörte. Es war ja ihr Salon, in

dem die wunderliche Scene vor sich ging. Das eine der Bilder stellte die Faraglioni bei der Insel Capri dar, das andere als Gegenstück eine kalabresische Küstenpartie am Golf von Policastro. Es waren Geschenke, die Peppa von ihrer Großmutter erhalten hatte. Das dritte, das über der Thür hing, war ein Porträt ihrer Mutter, das Peppa selbst nach einer alten Photographie in Oel gemalt hatte, und auf das sie sehr stolz war, weil ihr Vater sagte, daß es außerordentlich ähnlich und sehr fein gemalt sei.

„Was ist denn da drüben los?“ fragte sich Peppa starr vor Staunen. Sie hatte ihren Salon sehr gern und sie hing an all' den kleinen und großen Schmuckstücken, die da hergezählt wurden, als ob es sich um Stücke ihres eigenen Körpers gehandelt hätte. Wollte der Vater sie veräußern? Das war ja undenkbar! Unmöglich! Rasch und energisch drückte sie auf die Klingel, die neben ihr auf einem Tischchen stand, um ihre Zofe zu rufen und Aufklärung von ihr zu erfragen. Es kam aber Niemand. Sie klingelte wieder und zum dritten Male. Sie sprang endlich aus dem Bett, um sich rasch anzukleiden.

Eine fürchterliche Unruhe, eine Angst befiel sie, als ob sich ein ungeheures Unglück ereignet hätte. Sie zitterte und weinte vor Ungeduld und Furcht. Kein Mensch ließ sich sehen. Auch ihre Chokolade war nicht da, die Lucia, ihre Zofe, sonst immer auf den Tisch stellte. Endlich trat ihr Bruder ein. Er war in Civil und sah sehr bleich aus. Im Nebenzimmer ging das Aufzählen immer weiter. Die kleinen Nippsachen, die unschuldigen Dingerchen, die sie hier und da zusammengekramt und herbeigetragen hatte, Alles wurde aufgeschrieben, die Fächer, die Bücher und Zeichnungen, die Vasen, die Porzellanfiguren. Alles, Alles wurde hergesagt.

„Mario!“ rief sie überrascht, als ihr Bruder eintrat, „wo ist denn Lucia?“

„Sie iſt ausgegangen, Peppa," antwortete ihr Bruder gedrückt und verlegen, wie ausweichend.

„Ausgegangen? Aber —"

„Peppa, Du mußt Dich raſch ankleiden. Es werden nun auch dieſe Zimmer hier aufgenommen," ſagte ihr Bruder wieder.

„Aufgenommen!" wiederholte ſie, „aber ich verſtehe gar nicht —"

„Mache nur ſchnell. Du wirſt dann Alles hören. Jetzt aber mußt Du Dich beeilen. Die Herren werden nicht warten wollen."

„Sie werden nicht warten wollen? Aber was wollen ſie denn überhaupt, Mario? Was thun ſie mit meinen Bildern und Skizzen, mit meinen Möbeln, mit meinen —"

„Peppa, komm, komm! Ich bringe Dich einſtweilen fort. Du mußt Dich faſſen. Es — es iſt ein Unglück geſchehen."

„Ein Unglück?" fragte ſie, noch immer faſſungslos. „Und Du willſt mich fortbringen? Ja, wohin denn?"

„Ich weiß es noch nicht. Jetzt komm nur, Peppa, komm! Mache uns das Herz nicht noch ſchwerer, als es ohnehin ſchon iſt."

„Aber, was, bei allen Heiligen, iſt geſchehen? Mario, ſage mir, was das Alles bedeuten ſoll?"

„Du ſollſt Alles erfahren, nur mache Dich raſch fertig, damit wir fortkommen von hier."

Entſetzt, mit vor Schreck erſtarrten Zügen und weit geöffneten Augen ſchaute ſie ihn an, als ob ſie ein Meduſenhaupt erblickt hätte, zitternd griff ſie nach ſeinen Händen und mit zuckenden Lippen und Thränen im Auge ſchrie ſie: „Mario, der Vater iſt — iſt ruinirt!"

Dem jungen Mann traten die Thränen ebenfalls in die Augen. Er ſtrich mit der Hand weich und liebkoſend über ihre dunklen, etwas welligen Haare und küßte ſie auf die Stirn.

„Komm, Peppa! Sei gut und ſtark. Es wird ja Alles vorübergehen und es werden wieder beſſere Zeiten kommen. Aber einſtweilen müſſen wir uns einrichten, ſo gut es geht. Die Villa wird verkauft."

„Verkauft! Alſo wahr, Alles wahr?" ſtöhnte ſie.

Ihr Bruder redete ihr zu, ſo gut er konnte, ſprach ihr Troſt ein, wie es ihm gerade einfiel, aber Peppa ſtand bewegungslos mit ſtarren Augen, bleich wie eine Statue, wie entgeiſtert vor ihm. Wie ein Traum, wie ein goldener, herrlicher Traum lag ihre Jugend hinter ihr, und vor ihr drohte das graue räthſelhafte Leben der Sorge, der Angſt, des Kummers und Elends. Wie ein Geſpenſt tauchte es vor ihr auf, das in jeder Falte ſeines ſchwarzen Gewandes neue Schrecken, neue Untiefen barg, und rathlos, faſſungslos, hilflos ſtand ſie da. Was ſollte nun aus all' ihren Träumen, aus ihren Wünſchen und Hoffnungen werden?

Und Giuliano? Was würde er thun, was würde er ſagen zu dieſem ſchrecklichen Wechſel? Muth, Muth, Muth redete ihr Bruder ihr ein. Ach, ſie fühlte es wohl, wie er ſelbſt ohne Rath und Hilfe daſtand. Wie konnte ſie Muth faſſen? Sie, das verwöhnte und verzogene Kind des Ueberfluſſes und Reichthums, den ſie immer für unerſchöpflich und unaufhörlich gehalten? Welch' ſchreckliches Erwachen!

Man ließ den Geſchwiſtern nicht viel Zeit, ſich in ihrer neuen Lage zurecht zu finden. Man klopfte an die Thür. „Sie kommen. Nur Muth," flüſterte Mario und half ihr, ſich fertig anzukleiden. Verſchüchtert, bleich, zitternd, mit niedergeſchlagenen Augen ging ſie dann an den Männern vorbei, die ihnen in der Thür begegneten. Zögernd ſetzte ſie ihren Fuß vorwärts — hinaus. Wohin? Sie wußte es nicht. Nur, daß ſie fort mußte, das wurde ihr allmälig klar.

Roh, ſchonungslos kamen die Fremden herein. Ihr Bett war noch warm, und Jene begannen ihre Thätigkeit gleich einer neuen Art Hyänen, die ſich empfindungslos und erbarmungslos auf ihre Opfer ſtürzen. Einer von ihnen grüßte ſie und nannte ſie bei ihrem Namen, als ſie vorüberging, ein dicker Mann, mit vielen Flecken auf dem ſchwarzen, zugeknöpften Rock und einer feuerrothen Naſe. War das nicht derſelbe, der noch geſtern Abend mit an des Vaters gaſtfreiem Tiſch geſeſſen hatte?

„Das Eigenthum iſt heilig!“ ſagte er in einem Tone, als wollte er ſich entſchuldigen oder vertheidigen. Und dem zitternden Kinde, das da ſcheu und ſchüchtern einer ungewiſſen, traurigen Zukunft entgegenwankte, ſtieg das Blut bei dieſer Aeußerung in die Wangen. Wenn das Eigenthum heilig war, warum jagte man ſie hinaus aus dem ihrigen? War das überhaupt möglich? War nicht Alles am Ende doch ein wüſter Traum?

Im Garten mußte ſie wieder auf ihren Bruder warten, der im Hauſe noch etwas zu thun hatte. Ein junger, vielleicht zwei- oder dreiundzwanzigjähriger Burſche mit total zerriſſenen Stiefeln und in einem Rock, aus dem die Sonne jede Farbe ausgeſogen hatte, und der nun in einem ſchmutzigen Graugelb ſchillerte, geſellte ſich frechvertraulich zu ihr, ein Flegel ſchlimmſter und bedrohlichſter Sorte. Den rechten Fuß ſchleifte er in ſonderbarer Weiſe hinter ſich her, als ob er eine Wunde daran hätte oder ein ſchweres Gewicht nach ſich ziehen müßte.

„Sie ſind wohl das junge Fräulein?“ plauderte er in einer faſt beleidigenden Vertraulichkeit, als ob er in die Villa gehöre. „Ja, ja, es iſt ein Hauptlump, der alte Don Leone. Er ſchont nichts. Er hat mich hier als Aufſeher angeſtellt. Ich ſoll aufpaſſen, daß nichts heimlich fortgeſchafft wird. Ich bin ſchon die ganze Nacht hier geweſen. O, ich weiß Alles. Er hat mir dreißig Soldi

verſprochen für jeden Tag. Na, ich will ihm nicht rathen, mir auch nur einen abzuziehen, dem Gauner! Er iſt der größte Spitzbube in ganz Neapel."

Peppa hatte ſich weinend auf eine Bank geſetzt, um ihren Bruder zu erwarten. Er mußte ja gleich kommen. Wenn ſie nur den häßlichen Menſchen da los geweſen wäre. Was wollte er von ihr? Wollte er ſie etwa gar unterſuchen, ob ſie nicht Etwas aus dem Hauſe mitgenommen habe, was ſie nicht mitnehmen durfte?

Der Burſche trat noch weiter auf ſie zu und flüſterte etwas leiſer: „Wenn Sie noch etwas im Hauſe haben, was Sie gern fortgeſchafft haben möchten, ſo ſagen Sie es nur mir, mein Fräulein. Verſtanden? Ich thue es um Ihrer hübſchen Augen willen und dem alten Lump zum Trotz. Laſſen Sie die dort nur machen, was ſie wollen. Das iſt Unſinn. Ein glatter Griff, und das Regiſter hat ein Loch. Dann können ſie ſuchen, was nicht da iſt, meinethalben bis ſie ſchwarz werden."

Sie ſah ihn an. Er war doch nicht ſo ruppig und gemein, wie er auf den erſten Blick ausſah. Er hatte ſogar hübſche, glänzende Augen und wirres, tiefſchwarzes Haar, das ihm in mächtigen Locken bis in die Stirn hereinhing und ſich nicht unter den Hut zwängen ließ. Sie dachte an das Bild ihrer Mutter. War das nicht ihr Eigenthum? Sie hatte es gemalt, ſelbſt, mit ihren eigenen Händen. Konnte ihr das Jemand ſtreitig machen? Nur mochte ſie nichts mit dem Menſchen vor ihr zu thun haben. Er ſah ſo ſchrecklich verwahrlost aus. Und dann — wer wußte, ob er es ehrlich meinte? Ob er nicht vielleicht blos einen Auftrag von ihr haben wollte, um ſie dann zu verrathen?

„Nur raſch, Signorina. Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren," flüſterte der Menſch wieder. Dann mit einem raſchen Seitenblick, fuhr er fort: „Pſt! Es iſt vorbei.

Dort kommt Jemand. Wenn Sie mich ſpäter brauchen, Fräuleinchen, ſo fragen Sie nur nach dem Agnelillo an der Seconda Rampa di San Antonio. Agnelillo! Vergeſſen Sie es nicht. Sie werden mich ſchon einmal brauchen können, und ich bin Ihr Diener, nur um Ihnen dienen zu dürfen und dem alten Spitzbuben ſchaden zu können. Agnelillo, Agnelillo!" wiederholte er nochmals, dann trat er raſch zurück.

Peppa ſtand auf, um ihrem Bruder, der eben auf ſie zuſchritt, die Hand zu geben.

„Mein Bruder!" ſagte ſie dabei leiſe. Man wußte nicht recht, ob das für Agnelillo oder für ihren Bruder beſtimmt war, aber der Strolch ſchien das Erſtere anzunehmen, denn er zog plötzlich reſpektvoll den alten ſchäbigen Filzdeckel, grinste eigenthümlich lächelnd und vertraulich blinzelnd und ließ die Beiden an ſich vorübergehen.

So traten die Geſchwiſter hinaus aus dem Paradies ihrer Jugend, das ſie in ſüßen Träumereien und wohligen Lebensgenuß gewiegt, mit allen Freuden des Daſeins umgaukelt; traten hinaus in das ſtürmiſche, wildbewegte Meer des Lebens, das voller Klippen und Riffe, voller Untiefen und Fährlichkeiten war. Würde es ihrer ungeübten, ſchwachen Hand gelingen, ihr Schifflein dem ſchützenden Hafen der Ruhe und des zufriedenen Glücks zuzulenken? Oder mußten ſie ſchutzlos und wehrlos dem grauſam harten Schickſal weichen, das ſie unerbittlich in die Abgründe des Elends und Laſters warf? Ahnungslos traten ſie hinaus in das wüſte Auf und Nieder des Lebens. Wo waren die Erfahrungen, die Kenntniſſe, die ſichere Stütze ihrer Exiſtenz? Wer ſtand ihnen bei? Wem durften ſie vertrauen? Wohin zuerſt die Schritte lenken?

So traten ſie hinaus!

(Fortſetzung folgt.)

Das verwunschene Schloß.

Humoreske von **V. v. Lychdorff.**

Mit Illustrationen von **M. Ledeli.**

1. (Nachdruck verboten.)

Der gräflich Langenstraßen'sche Palast in der Wielandstraße zählt unbedingt zu den vornehmsten Bauten Wiens. Er stammt aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und ist ein langgestreckter Bau mit mächtigen Rundbogenfenstern und einer derben Rustika aus schweren Quadern im Erdgeschoß. Die etwas trockene Fassade wird durch ein gewaltiges, wappengeschmücktes Thor belebt, welches das erste Stockwerk durchbricht und dem Hause ein ganz eigenartiges, vornehmes Gepräge gibt.

Zur Zeit, als unsere Geschichte spielt, wurde der Palast von vier Damen bewohnt, nämlich von der Gräfin Leokadie Langenstraßen-Lymburg und ihren drei Töchtern Erna, Grethe und Else; Graf Langenstraßen war schon vor vielen Jahren gestorben.

Von den Damen zählten eigentlich nur die Mutter und Erna, Letztere eine hohe und imposante Erscheinung mit gebietenden Augen und einer stark gebogenen Nase; Grethe und Else, zwei reizende Backfische, spielten im Hause keine Rolle, durften noch nicht in die Gesellschaft gehen, kurz, waren noch Kinder, wie die bald sechsundzwanzig-

Digitized by Google

jährige Erna Jedermann verſicherte. Frau v. Langenſtraßen-Lymburg hatte ſich auch daran gewöhnt, ihre beiden jüngeren Töchter als unfertige Weſen zu betrachten, und doch zählte Grethe bereits ſiebzehn und Elſe ſechzehn Jahre. Die beiden Mädchen dagegen waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ſie bereits längſt in die Salons der Geſellſchaft gehörten und auch dort zu finden wären, wenn die Eiferſucht der älteren Schweſter dies zuließe. Darin lag in der That Wahrheit. Erna war eine harte und egoiſtiſche Natur, ſie fürchtete, durch die jüngeren Schweſtern verdunkelt zu werden. Mama Langenſtraßen gab ihrer Aelteſten Recht, denn dieſe war ihr Liebling. —

Die Gräfin befand ſich in ihrem Boudoir, einem kleinen, mit allen nur möglichen Nippſachen überladenen Raum, deſſen Luft bis zur Unerträglichkeit parfümirt war; in einem Seſſel lag Erna und kokettirte mit den Spitzen ihrer Lackſchuhe, auf dem Divan ſaß Baronin Melanie Graſchnitz, Oberin des freiweltlichen Damenſtiftes von Maria-Plein.

„Du wirſt doch ernſtlich an eine paſſende Parthie für Erna denken müſſen," ſagte die alte Dame zur Gräfin. „Das Mädchen kommt in die Jahre; wie lange wird es noch dauern, ſo iſt Erna passée, die fatale Geſchichte mit dem Geigenſpieler wird auch nicht früher einſchlafen, bis Erna verheirathet iſt. Du weißt ja am beſten, liebe Leokadie, wie böswillig die Leute ſind!"

„Als ob ich es allein geweſen wäre, die den Virtuoſen zu ſeinem Erfolge beglückwünſcht hat!" warf Erna mit harter Stimme ein. „Wir waren Alle begeiſtert von ſeinem Spiel, die Liſi Altenberg, die Fiſi Stübing haben ihn auch mit Blumen überſchüttet, und keinem Menſchen fällt es ein, ihnen das nachzutragen!"

„Vergiß nicht, mein liebes Kind," entgegnete die Stiftsdame in impertinent mildem Tone, „daß es gewiſſe Per-

ſonen gibt, denen man jede Dummheit verzeiht. Leider, mein Engel, gehörſt Du nicht zu dieſen Auserwählten."

„Mag ſein, iſt mir übrigens ſehr gleichgiltig, was die Leute über mich denken oder reden, ich bin für mein Thun und Laſſen Niemand verantwortlich."

„Beruhige Dich, mein Herz, ich wollte Dir ja keinen Vorwurf machen — im Gegentheil, ich bin heute zu euch gekommen, um Mama und Dir eine für Dich paſſende Parthie vorzuſchlagen. Du biſt ein vernünftiges Mädchen, die Parthie iſt gut und dürfte beiden Familien wünſchenswerth erſcheinen. Du darfſt nicht vergeſſen, liebe Erna, daß Grethe und Elſe bereits herangewachſen ſind, allenthalben frägt man, warum die reizenden Dinger nicht in die Welt geführt werden, in der kommenden Saiſon wird das wohl der Fall ſein müſſen, und folglich mußt Du bis dahin verheirathet ſein."

Mama Langenſtraßen hatte ſich bisher an dem Geſpräche gar nicht betheiligt. Die würdige Dame ſtrickte emſig an einem langen baumwollenen Strumpf, der für arme, frierende Negerkinder beſtimmt war. Alljährlich brachte die Gräfin vierzehn ſolcher Strümpfe zuſammen, welche dann gelegentlich in das Innere Afrikas befördert wurden.

„Du würdeſt uns ſehr verpflichten, liebe Amélie," bemerkte ſie jetzt, „wenn Du Dich etwas deutlicher ausſprechen wollteſt. Wer iſt es, den Du uns vorſchlägſt?"

„Verzeihe, meine Liebe, daß ich Dir nicht gleich Alles geſagt habe, Erna ließ mich einfach nicht zu Worte kommen! Der Neffe des Altgrafen Sachſenfeld ſteht als Oberlieutenant bei den Schwarzenberg-Ulanen in Oſtgalizien, in irgend einem gottverlaſſenen Winkel dieſes troſtloſen Landes. Mehr als fünf Jahre war Lamoral nicht mehr auf Urlaub, er dürfte da draußen wohl etwas verbauert ſein, aber das wird ſich in der Reſidenz bald genug wieder abſchleifen. Ich ſprach geſtern bei Wolkensdorff mit dem

Komthur Sachſenfeld, und er war es, der mich auf Erna und ſeinen Neffen aufmerkſam machte. Der alte Herr iſt bekanntlich Malteſer, das ſtattliche Vermögen des Komthurs wird einſt an Lamoral fallen, der übrigens ſelbſt in ſehr guten Verhältniſſen lebt. Lamoral Graf Sachſenfeld iſt gegenwärtig achtundzwanzig Jahre alt und dürfte im Frühjahr zum Rittmeiſter befördert werden. Da er der letzte Sproſſe des alten Hauſes iſt, ſo wünſcht der Komthur dringend Lamoral's baldige Vermählung. In ſeiner gegenwärtigen Garniſon hat der junge Herr durchaus keine Gelegenheit, irgend welche ſtandesgemäße Damenbekanntſchaft zu machen, Erna's Aufgabe wird es ſein, den jungen Mann zu feſſeln. Ich wäre glücklich, wenn dieſe Parthie zu Stande käme."

Mutter und Tochter griffen den Vorſchlag der Stiftsdame mit Begeiſterung auf. Es ſollte für den Offizier ein längerer Urlaub ausgewirkt werden — dieſe Arbeit wurde dem Komthur zugewieſen, der mit dem Kriegsminiſter eng befreundet war — den er in der Reſidenz verleben ſollte. Da es aber dort außer Erna noch eine erkleckliche Anzahl älterer und jüngerer Mädchen gab, die recht gerne Gräfin Sachſenfeld geworden wären, ſo mußte der Gefahr, daß der junge Krieger auf Abwege gerathen könne, nach Kräften vorgebeugt werden.

Erna ſtand auf und nahm aus einem Schranke den Gotha'ſchen Almanach der gräflichen Häuſer und begann darin zu blättern. Bald hatte ſie ſich ganz in dieſe intereſſante Lektüre vertieft.

„Ich habe die Löſung bereits gefunden," ſagte ſie nach längerer Pauſe. „Siehſt Du, Mama, die Schweſter von Lamoral's Vater hat einen Hiegersperg geheirathet, in deſſen Familie fand ich einen Gehringen. Nun ſind Gehringens entfernte Verwandte von uns; wenn Du Dich darauf berufen willſt, ſo kannſt Du auf das hin Lamoral ein Zimmer

in unſerem Hauſe anbieten. Es wird ihm gewiß lieber ſein, in einem Privathaus zu wohnen, als in einem Gaſthofe."

„Der Gedanke iſt prächtig," ſagte die Stiftsdame, ſich erhebend. „Der junge Herr iſt dann vollkommen in euren

Händen, er iſt auf eure Geſellſchaft angewieſen; laſſet nur mich dafür ſorgen, daß euer freundliches Anerbieten angenommen wird. Ich fahre jetzt zum Komthur und werde heute noch an Lamoral ſchreiben. Die Sache iſt ſo gut wie abgemacht."

Die Stiftsdame umarmte die Gräfin; Erna gab ihr das Geleite bis zum Wagen, der unten in der Einfahrt wartete.

Auf der Treppe ſagte die alte Dame noch zu Erna: „Alſo ſei vernünftig, mein liebes Kind, nimm Dich zuſammen, es gilt Deine Zukunft. Sei liebenswürdig, nicht nur mit Lamoral, ſondern auch mit Mama und beſonders mit Deinen beiden Schweſtern; wie mir der Komthur ſagte, iſt ſein Neffe und Erbe eine ideal angelegte Natur, trage dieſer Eigenſchaft, oder wenn es Dir beſſer gefällt, dieſer Schwäche entſprechend Rechnung. Dein Schade wird es nicht ſein.“

„Sei ganz außer Sorge,“ entgegnete Erna, indem ſie der Stiftsdame die Hand küßte, „an mir ſoll's nicht fehlen und meiner ſteten Dankbarkeit biſt Du ſicher.“

Mutter und Tochter verhandelten noch lange über dieſen Gegenſtand, der die beiden Damen gleich ſehr intereſſirte.

„Es wird hoffentlich Alles zu einem guten Ende kommen,“ ſagte Erna zu ihrer Mutter. „Die einzige Gefahr für uns bilden die beiden dummen, naſeweiſen Dinger, die Grethe und Elſe. Haſt Du die Abſicht, die Kinder in das Projekt einzuweihen?“

„Nein, keinenfalls,“ verſetzte die Gräfin mit Beſtimmtheit. „Grethe und Elſe ſind noch viel zu unerfahren und zu kindiſch, als daß ſie verſtehen würden, um was es ſich hier handelt. Ich werde den beiden Mädchen mittheilen, daß wir den Beſuch eines Vetters bekommen, das dürfte vorläufig genügen.“

„Ich glaube, daß es am beſten wäre, man ſchickte die beiden Mädchen eine Zeit lang aus dem Hauſe, etwa zur Tante Braundorff. Da wären ſie gut aufgehoben und uns nicht im Wege.“

„Nein, mein Kind, das geht nicht. Wir müſſen auf

die Welt Rücksicht nehmen und dürfen uns gerade in dieser delikaten Angelegenheit nicht spöttischer Nachrede aussetzen. Die Kinder müssen bleiben, neben Dir sind Grethe und Else so unbedeutend, daß ich irgend welche Gefahr nicht zu erblicken vermag."

2.

Von den Garnisonsorten in Ostgalizien ist Krasnojest einer der allerelendesten, und Graf Lamoral v. Sachsenfeld stand seit fünf Jahren dort. Der junge Offizier war mit seinem Schicksal jedoch nicht unzufrieden; im Kreise seiner Kameraden war er ob seines liebenswürdigen Wesens sehr gut gelitten, auch fehlte es ihm nicht an einer guten Dosis gesunden Humors, der ihm über so manche dienstliche Unannehmlichkeit hinüberhalf. An's Heirathen hatte er bisher nicht gedacht, die Krasnojester Schönen waren nicht dazu angethan, solche Gedanken zu erwecken. Mit seinen achtundzwanzig Jahren fühlte er sich auch noch jung genug, um warten zu können.

Der Brief der Baronin Graschnitz, welche eine entfernte Tante von ihm war, traf ihn daher vollkommen unvorbereitet, und hatte vorerst nur die Wirkung, daß der junge Offizier über seine gegenwärtige Lage ernstlich nachzudenken begann. Er war achtundzwanzig Jahre alt, und dieses Alter gilt allgemein als das vortheilhafteste, um eine Ehe zu schließen. Er machte bei diesen Beobachtungen auch die unangenehme Entdeckung, daß seine früher so tadellosen Umgangsformen stark gelitten hatten. Natürlich, der Kameradenkreis und der Pferdestall sind nicht dazu angethan, einen besonderen gesellschaftlichen Schliff zu verleihen, und das sonst sehr lebhafte Selbstbewußtsein des jungen Grafen gerieth anläßlich dieser Selbstschau stark in's Schwanken.

Lamoral zeigte den Brief einem vertrauten Freund,

dem Oberlieutenant v. Strandwehr, zu deſſen Einſicht und geſunder Vernunft man allgemein Vertrauen hatte.

„Ich kenne die Familie Langenſtraßen," ſagte Strandwehr. „Als ich vor ungefähr vier Jahren in Wien auf Urlaub war, galt die Komteſſe Erna als eines der ſchönſten Mädchen der Geſellſchaft; ich erinnere mich ihrer recht wohl, ſie iſt eine hohe, ſtattliche Erſcheinung, ganz dazu geſchaffen, um ein vornehmes Haus zu repräſentiren. Um dieſe Frau würde ich Dich wirklich beneiden!"

„Ich weiß nicht, ob ich ſonderlich beneidenswerth wäre," entgegnete kopfſchüttelnd Sachſenfeld. „Ich habe immer für die zarten, zierlichen Mädchenerſcheinungen geſchwärmt. Am Ende iſt die ſtattliche Komteſſe im Laufe der letzten vier Jahre auch noch dick geworden — nein, lieber Freund, das iſt mein Geſchmack nicht, ich denke, ich bleibe lieber hier."

„Unſinn!" brummte Strandwehr. „Wenn Du Urlaub bekommſt, ſo nimm dieſe Gottesgabe dankbarlich an; uns hier an der ruſſiſchen Grenze iſt eine ſolche Freude ohnedem ſehr ſelten beſcheert, greif mit beiden Händen zu und fahre nach Wien, der Neid aller Kameraden wird Deinen Spuren folgen. Und was haſt Du ſchließlich zu befürchten? Angeſchaut iſt noch nicht verlobt, und verlobt iſt noch lange nicht verheirathet. Packt Dich der Schrecken, ſo ſetzeſt Du Dich auf die Bahn und fährſt in einem Zuge bis Krasnojeſt zurück. Hier biſt Du ſicher!"

„Eigentlich haſt Du Recht. Es wird mir unter allen Umſtänden gut thun, wenn ich wieder einmal in eine große Stadt komme. Ich muß noch den Brief meines Oheims abwarten. Dieſes Schreiben wurde mir von Tante Graſchnitz bereits angekündet." —

Kommenden Tages traf der Brief des Komthurs ein. Der alte Herr hatte beim Kriegsminiſter einen vierwöchentlichen Urlaub wegen wichtiger Familienangelegenheiten für

Lamoral erwirkt. Dieſer Urlaub ſollte längſtens binnen vier Tagen angetreten werden. Eine anſehnliche Summe war als Reiſegeld dem Briefe beigeſchloſſen.

Die Sache wurde alſo ernſt. Lamoral packte ſeinen Koffer, obenauf die Paradeuniform, quer darüber legte er den ſtricknadeldünnen Salonſäbel, zur Reiſe war der alte Dienſtpallaſch auch gut genug. Den Koffer beförderte der Faktor Moſes Lammfell zur nächſten Bahnſtation. Die Straße führte ein kleines Stück über die ruſſiſche Grenze; dem Koffer mußten daher die Schlüſſel wegen einer allfälligen Zollreviſion beigegeben werden. Das Grenzamt befeſtigte dieſelben mittelſt einer amtlichen Plombe am Schloß. Das wichtige Gepäckſtück kam tadellos zur Bahnſtation und wurde als Eilgut unter der Adreſſe der Gräfin Leokadie Langenſtraßen-Lymburg aufgegeben.

Das war die einfachere Arbeit, die ſich in einem Vormittag erledigen ließ; viel größere Schwierigkeiten machte die Zuſammenſtellung des Fahrplanes. Zur Feſtſtellung deſſelben trat eine gemiſchte Kommiſſion, beſtehend aus einem Oberlieutenant, einem Lieutenant und einem Kadetten, zuſammen; Letzterer fungirte als Schriftführer. Es war ein hartes Stück Arbeit. Das Kursbuch, über welches der Kaffeehausbeſitzer Moiſe Adler verfügte, ſtammte aus dem vergangenen Jahr und war von einem Handlungsreiſenden vergeſſen worden; ein mehr zeitgemäßes Exemplar war in ganz Krasnojeſt nicht aufzutreiben.

Nach den Berechnungen der genannten Herren hatte Lamoral um fünf Uhr Früh von Krasnojeſt mit dem Wagen abzufahren, die Bahnſtation war in zwei Stunden leicht zu erreichen. Mit dem Schnellzug war er dann Nachmittags in Lemberg, dort fand er Anſchluß nach Wien, woſelbſt er am folgenden Tage um ſechs Uhr Abends eintreffen konnte. In dieſem Sinne telegraphirte der junge Herr an den Komthur und machte ſich wohlgemuth auf

275436A

die Fahrt, nicht ohne den langen Zettel mit den unterſchiedlichen Stationen ſich feſt einzuprägen.

Aber ſchon in Zlocow ſtimmte der Fahrplan nicht mehr, und anſtatt programmmäßig Nachmittags in Lemberg zu ſein, war er erſt um ein Uhr Nachts dort, fand auch daſelbſt keinen Anſchluß mehr, ſondern mußte übernachten. Es war zu ſpät, um an den Komthur zu telegraphiren; er verſchob dies auf den nächſten Tag, aber da kam er wieder nicht dazu, er hatte ſich etwas verſpätet und war froh, daß er den Zug noch rechtzeitig erreichte. So kam er ganz ohne ſein Verſchulden anſtatt am 16. Januar Abends, wie er telegraphirt hatte, erſt am 17. Abends in Wien an.

3.

Die Gräfin Langenſtraßen hatte alle Vorbereitungen für den Empfang ihres Gaſtes getroffen. Zwei Zimmer ſtanden bereit, die ſeit drei Tagen geheizt wurden, ein Schlafzimmer und ein Arbeitszimmer. In erſterem ſtand der bereits angekommene Koffer; Alles war in ſchönſter Ordnung, nur der Gaſt fehlte.

Komteſſe Erna hatte ſich ſo jugendlich als nur möglich hergerichtet; ſie hatte auf die Wangen etwas mehr Roth aufgelegt als ſonſt, die Augenbrauen waren tadellos gezeichnet, die Toilette einfach, aber ſehr gewählt, und um den häuslichen Charakter anzudeuten, hatte ſie eine kokette Spitzenſchürze mit brennendrothen Seidenſchleifen vorgebunden.

Als der leere Wagen vom Bahnhof zurückkam, waren Mutter und Tochter ſehr enttäuſcht, auch die beiden „Kinder" machten lange Geſichter; ihnen verſprach der erwartete Beſuch ein wenig Abwechslung in dem ſonſt ſo einfachen Tagesprogramm, ſie hatten ſich ſo ſehr gefreut auf den neuen Vetter.

„Ich finde es rückſichtslos," ſagte Erna ſcharf, „daß Lamoral es nicht der Mühe werth gefunden hat, uns von ſeiner Verſpätung zu verſtändigen. Heute war eine Soirée bei Walderode angeſagt, ich habe das Opfer gebracht, zu Hauſe zu bleiben — das werde ich ihm nicht leicht vergeſſen!"

„Es ſchadet Dir gar nichts," bemerkt die jüngſte Schweſter, „wenn Du zur Abwechslung einmal zu Hauſe bleibſt. Man kann ohnedies die Tage zählen, an welchen Du nicht in Geſellſchaft gehſt. Alles geht für Deine Toiletten darauf, Grethe und ich müſſen wie die Aſchenbrödel herumgehen."

„Augenblicklich wirſt Du ſchweigen, Du naſeweiſes Ding!" fuhr Erna auf. „Ich bitte Dich, Mama, ſchaffe die Kinder fort, ich habe keine Luſt, mich mit den unreifen Dingern herumzuärgern."

„So reif wie Du ſind wir allerdings noch nicht!" höhnte Grethe, „Kinder ſind wir aber auch nicht mehr, und daß Du es nur weißt, zur nächſten Soirée gehen wir mit, und wenn uns Mama durchaus nicht in die Welt führen will, ſo wird uns Tante Langenfeld mitnehmen, wir haben bereits Alles mit ihr vereinbart."

„Siehſt Du, Mama," ſchrie Erna auf, „das kommt von Deiner unverzeihlichen Nachſicht! Hinter fremde Leute ſtecken ſich die albernen Dinger. Nein — nie werden wir das dulden, weder Mama noch ich!"

Erna hatte vor Zorn zu weinen begonnen, wodurch ihr Teint in ſtarke Unordnung gerieth. Elſe machte ſpöttiſch Grethe auf die langen gelben Streifen aufmerkſam, welche ſich durch die herabrinnenden Thränen auf Erna's roſigen Wangen gebildet hatten. Dies ſchlug dem Faß den Boden aus. Erna, ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig, erfaßte die jüngere Schweſter am Arm und ſchüttelte ſie derb. Es wäre wahrſcheinlich zu einem ernſtlichen Gefecht

gekommen, in welcher möglicherweiſe die geſchmeidigere Jugend Siegerin geblieben wäre, hätte nicht in dieſem entſcheidenden Augenblick der Diener den Komthur angemeldet.

Als der alte würdevolle Herr eintrat, war von dem eben ſtattgehabten Auftritt keine Spur mehr zu entdecken. Die Kinder knixten, Erna war in ihr Zimmer geſchlüpft, hatte den verunglückten Teint einer geſchickten Auffriſchung unterzogen und erſchien wenige Augenblicke ſpäter wieder im Salon.

„Lamoral wird irgendwo ſtecken geblieben ſein," ſagte der Komthur, nachdem er Platz genommen hatte, „Schneeverwehungen gibt's jetzt allenthalben, beſonders in Galizien, jedenfalls wird Lamoral uns ſeine Ankunft vorher melden."

Dieſer mit Ueberzeugung vorgebrachte Ausſpruch beruhigte die Damen, der Komthur ließ ſich bewegen, zum Thee zu bleiben, die beiden jungen Mädchen wurden zu Bett geſchickt, und ſo konnte das Heirathsprogramm nochmals gründlich erörtert werden. . . .

Auch am nächſten Tage traf die erwartete Depeſche nicht ein, und ſo rechnete man auf die Ankunft Lamoral's für heute nicht mehr. Es war ein Thee bei der Baronin Trifail angeſagt, es ſollte dort zuerſt muſizirt und dann getanzt werden, Erna war durch keine Bitte und keine Vorſtellung der Mutter zu bewegen, zu Hauſe zu bleiben.

Um fünf Uhr Abends begann ſie mit der Toilette. Grethe und Elſe ſaßen ihr gegenüber auf einem Divan und beobachteten die Manipulationen der Schweſter mit finſteren Blicken. Für Erna waren die beiden Mädchen Luft; bisher hatten ſich dieſelben im Allgemeinen gefügig gezeigt, ſeit einiger Zeit aber ſchien ein böſer Geiſt in ſie gefahren zu ſein, ſie ärgerten Erna, wo ſie nur konnten, und bei jeder paſſenden oder unpaſſenden Gelegenheit

hielten ſie ihr ihre „reife Weiblichkeit“ vor, was Erna ſtets in einen Wuthanfall verſetzte.

Eben begannen die Schweſtern wieder zu ſticheln, Erna verbat ſich mit der ihr eigenen Entſchiedenheit jede Bemerkung.

„Nur nicht ſo ungeduldig!“ fiel Grethe ein. „Ich an Deiner Stelle würde zu Hauſe bleiben. Unſer ſo plötzlich hereingeſchneiter Vetter würde große Augen machen, wenn er erführe, daß die ihm beſtimmte Braut, anſtatt daheim ſeiner zu warten, auf eine Tanzunterhaltung geht.“

Erna war ſehr betreten durch dieſe Bemerkung. „Wer hat euch denn geſagt, daß ich den dummen Jungen heirathen werde?“ fuhr ſie gereizt auf. „Und daß ihr Beide es nur wißt, ich habe es mit Mama vereinbart, daß ihr noch auf einige Jahre in's Kloſterpenſionat kommt. Damit werden dieſe Spionirereien im Hauſe aufhören.“

„Da täuſcheſt Du Dich,“ entgegnete Grethe höhniſch. „Ich werde im kommenden Mai achtzehn Jahre alt, für eine junge Dame in dieſem Alter iſt im Kloſter kein Platz mehr, wir gehen heute mit Mademoiſelle in den Cirkus.“

Mademoiſelle war eine fünfundſechzigjährige Dame, welche ſeit undenklichen Zeiten in der Familie Langenſtraßen lebte. Ihre Beſchäftigung beſtand in der Aufſicht über die „Kinder“, in ihrer freien Zeit — und dieſelbe war ihr reichlich zugemeſſen — ſtrickte ſie blaue Miſſionsſtrümpfe für die armen Negerkinder in Afrika.

„Mademoiſelle bedarf der Ruhe und wird zu Hauſe bleiben wollen, übrigens iſt der Cirkus ein rohes Vergnügen. Nach eurem Geſchmacke mag das ſein, paſſend für junge Mädchen iſt eine ſolche Zerſtreuung keinenfalls.“

„Junge Mädchen hin, junge Mädchen her, wir haben uns einmal in den Kopf geſetzt, in den Cirkus zu gehen, und dabei bleibt es. Dort gibt's eine Menge zu ſehen, die erſte Reihe iſt ſtets voll von Uniformen, beſonders viele

Ulanen sind da. Sage selbst, Erna, gibt es etwas Reizenderes auf der Welt, als eine Ulanenuniform?"

Gräfin Langenstraßen war mittlerweile in voller Toilette in das Zimmer gekommen, um Erna zur Eile zu mahnen, denn der Wagen stand bereits vor dem Hause. Sie hatte die letzte Bemerkung Grethe's noch gehört, schlug mit dem Fächer nach dem vorlauten Mädchen, rang die Hände und seufzte: „Mein Gott, was für entsetzliche Kinder seid ihr, wie ist doch die Jugend heutzutage schon verdorben! Augenblicklich geht ihr auf euer Zimmer, das Abendessen wird euch dorthin gebracht werden, und um längstens neun Uhr habt ihr im Bett zu sein!"

Kleinlaut schlichen sich die beiden Mädchen davon, nicht ohne einen gehässigen Blick auf Erna zu werfen, die stolz und siegesbewußt zur Thür hinausrauschte. Der Bediente trug Mäntel und Kragen, er brachte die Damen sorgfältig im Wagen unter, schwang sich auf den Bock, und das Gefährt rollte davon.

Die Köchin richtete für die beiden Komtessen ein kaltes Abendbrod, welchem sie ausnahmsweise eine Flasche ganz leichten Weines beifügte, für Mademoiselle wurde der Theekessel bereit gestellt, damit hatte die Köchin ihre Arbeit vollendet. Das Stubenmädchen beeilte sich gleichfalls sehr; die Dienerschaft hatte die Absicht, sich heute einen vergnügten Abend zu verschaffen, die Heimkunft der Gräfin war vor zwei Uhr Morgens nicht zu gewärtigen, die beiden jungen Komtessen waren unter dem Schutze Mademoiselles wohl aufgehoben.

Leider waren nicht so viele Thorschlüssel vorhanden, als wünschenswerth gewesen wäre, und da die Köchin zu Volkssängern, das Stubenmädchen zu einer gemüthlichen Tanzunterhaltung, der Hausbesorger jedoch zum „Blauen Rechen" wollte, so einigte man sich dahin, das Hausthor einfach offen zu lassen. Dann konnte Jedes unbehindert

nach Hause kommen, wann es wollte. Das Wagniß war nicht groß, das mächtige Thor machte einen so vertrauenerweckenden geschlossenen Eindruck, im Treppenflur brannte die Lampe, es war nicht zu fürchten, daß Diebe hereinkämen.

Nachdem hinlänglich Zeit vergangen war und mit Sicherheit angenommen werden konnte, daß die Gräfin und ihre Tochter glücklich an ihrem Bestimmungsort angekommen seien, verließen die treuen Diener einer nach dem anderen das Haus, und der Palast war nur noch von den beiden Mädchen und der alten Mademoiselle bewohnt.

4.

Das Abendessen war verzehrt, Mademoiselle strickte an ihrem Missionsstrumpf, aber schon nach der vierten Runde fielen ihr die Augen zu, vergeblich kämpfte die alte Dame gegen den Schlaf an, der sie mit bleierner Schwere überfiel.

„Ich gehe schlafen," sagte sie, „und ihr, meine lieben Kinder, solltet euch gleichfalls zu Bette legen, es ist schon spät. Also gute Nacht."

Die beiden Mädchen begleiteten die alte Dame nach ihrem Zimmer, welches im Seitenflügel des Gebäudes lag, sie wünschten der lieben Mademoiselle eine gute Nacht und gingen wieder in's Speisezimmer zurück.

„Schlafen gehen werden wir jetzt nicht," sagte Grethe. „Wenn wir nur wüßten, was wir anfangen sollen! Eine Entschädigung gegenüber den fortgesetzten Vergnügungen Erna's gebührt uns von Rechts wegen; in ganz Wien gibt's keine Mädchen, denen es so schlecht geht, wie uns. Hast Du denn gar keinen guten Einfall, Else?"

„Wenn wir Jemand hätten, der uns am Klavier etwas vorspielen würde, so einen Strauß'schen Walzer oder der-

gleichen, so könnten wir zusammen tanzen, das wäre doch etwas."

„Wir haben eine Spieldose; wenn wir die auf einen leeren Holzkasten stellen, so spielt sie laut genug. Geh, Else, hole das Spielwerk!"

„Warte," sagte Else. „Wenn wir ein Fest geben wollen, so brauchen wir Licht, denn nur wo Licht ist, da ist auch Leben, wir wollen vorerst alle Räume des Hauses festlich erleuchten."

Gesagt, gethan. Die Mädchen nahmen einen Wachsstock und begannen Zimmer für Zimmer zu beleuchten; die Kronleuchter strahlten alsbald eine blendende Helle aus, es war sehr schön.

Bei dieser Arbeit kamen sie auch in die für Lamoral bestimmten Zimmer. Die Räume waren behaglich durchwärmt, in der Mitte des Schlafzimmers stand der große Koffer, die Schlüssel dazu hingen am Schloß an einer Schnur.

„Was mag der Vetter nur in diesem großen Koffer haben?" frug Else neugierig.

„Das möchte ich selbst gern wissen," antwortete Grethe.

„Glaubst Du nicht, daß wir ein ganz klein wenig hineinschauen könnten? Wir brauchen ja blos den Deckel aufzuheben, kein Mensch wird das bemerken."

Was wußten die beiden jungen Komtessen von einer hauptzollamtlichen Plombe! Mit einer Scheere schnitten sie die Schnur durch und öffneten den Koffer.

Obenauf lag der Salonsäbel Lamoral's, das Licht brach sich in der glänzenden, zierlichen Waffe. Grethe nahm sie heraus, schnallte sie sich um die schlanke Taille, zog die Klinge und machte ihrer Schwester einige sehr phantastische militärische Honneurs, worüber Else in ein schallendes Gelächter ausbrach. Rasselnd schob Grethe die Klinge wieder in die Scheide zurück und stolzirte im Zimmer auf und nieder.

Else hatte mittlerweile Lamoral's Ulanka aus dem Koffer genommen und sie ihrer Schwester um die Schulter gehangen.

„Warte," sagte Grethe mit leuchtenden Augen, „ich fahre in den Rock hinein, Du wirst sehen, er wird mir vortrefflich stehen."

„Da solltest Du schon das Ganze anziehen," entgegnete Else. „Hier sind die Hosen, schade, die hohen Stiefel fehlen dazu!"

„Dem werde ich bald abgeholfen haben. Ich nehme meine hohen Winterschnürstiefel und ziehe schwarze Strümpfe dazu an, das geht auch."

Die beiden Mädchen entfernten sich lachend. Else trug auf dem Arm die Ulanka und die Reithose Lamoral's, Grethe ließ nach Herzenslust den Säbel, den sie noch immer umgeschnallt hatte, auf der Treppe scheppern.

„Aber was soll denn ich machen?" frug Else.

„Du," entgegnete Grethe übermüthig, „Du ziehst ein altes Ballkleid Erna's an, eines, das eine recht lange Schleppe hat, dann wollen wir im Salon tanzen."

Mit diesem Vorschlag war Else sofort einverstanden. Nicht ohne Anwendung sanfter Gewalt wurde Erna's versperrter Kleiderschrank geöffnet, ein weißes Atlaßkleid mit langen blauen Bändern schien den beiden Mädchen am passendsten, und keine Viertelstunde war vergangen, da war die Verwandlung fertig. Die Aermel der Ulanka waren wohl etwas zu lang, dem ließ sich jedoch durch Einschlagen leicht abhelfen, mit ein paar Nadelstichen wurde unter der Achsel ein Saum hineingenäht, jetzt paßte der Rock vortrefflich, die schwarzen Strümpfe ersetzten die fehlenden Stulpenstiefel vollständig.

Die kleine Else hatte sich in den Ballstaat der Schwester geworfen, das Kleid hatte eine riesige Schleppe, aber das machte nichts, dem übermüthigen Backfisch war das gerade recht.

Grethe bot der Schweſter galant den Arm, dieſe hob graziös ihr lange Schleppe, und ſo rauſchte das Pärchen in den Salon.

Zuerſt promenirten ſie, dann wurde die Spieldoſe aufgezogen und nach der Melodie des Donauwalzers getanzt.

Elſe ſchlug ein Quadrille vor, das dumme Spielwerk leierte jetzt die Cnadenarie aus „Robert der Teufel“

herunter, darnach war eben nur eine Polonaise oder eine Quadrille möglich, das fehlende vis-à-vis konnte eventuell durch den hohen Salonspiegel ersetzt werden.

Es machte den übermüthigen Mädchen ein unsagbares Vergnügen, sich mit ihrem Spiegelbilde zu bekomplimentiren, Grethe überbot sich an Liebenswürdigkeit, Else an Koketterie.

Die Quadrille wurde langweilig, die Sache wollte nicht recht gehen, da die Spiegelbilder stets dasselbe thaten wie die beiden Schwestern, eine Schnellpolka sollte den vorläufigen Schluß bilden und diese wurde alsbald getanzt. Die beiden Mädchen glühten, theils vor Aufregung, theils infolge des schnellen Tanzens. Else warf sich in einen Sessel und wehte sich mit einem riesengroßen japanischen Papierfächer Kühlung zu. Auch dieses Prachtstück stammte aus dem Zimmer Erna's, wo es als ein von der jungen Dame sehr geschätzter Wandschmuck Verwendung hatte. Grethe, ihrer Rolle getreu, hatte sich auf den Tisch gesetzt und ließ die Beine herunterbaumeln, den Arm hatte sie um den Nacken der Schwester gelegt, und so ruhten die Beiden vorläufig von den Anstrengungen ihrer gelungenen Unterhaltung aus.

5.

Lamoral war mittlerweile wohlbehalten auf dem Nordbahnhof angekommen. Vergeblich spähte er nach dem Komthur aus, der alte Herr konnte nicht da sein, da er von der Ankunftsstunde Lamoral's nicht unterrichtet war. Da Letzterer kein schweres Gepäck hatte, stieg er ohne Weiteres in einen Miethwagen und ließ sich nach dem Palast der Gräfin Langenstraßen fahren.

Es war bald zehn Uhr, auf der Straße fluthete das Leben der Residenz noch wie am Tage, Lamoral wußte, daß er erwartet werde und konnte daher trotz der vorgerückten Stunde ganz gut noch die Gräfin aufsuchen, in

den aristokratischen Familien geht man ja sehr spät zu Bett, und selbst in dem Falle, daß die Damen ihren Gast nicht mehr empfangen konnten, würde sich wohl mehr als ein dienstbarer Geist finden, der ihm sein Zimmer anwies.

Der Wagen hielt vor dem Thor, Lamoral stieg aus, zahlte und sah mit Vergnügen die hellen Fenster. Das Thor war unverschlossen, er trat ein. Tiefe Stille umfing ihn. Er klopfte an das Fenster der Portierloge, aber nichts regte sich, und so schritt er langsam die mit tropischen Blattpflanzen geschmückte Treppe empor. Er ließ den Säbel auf den teppichbelegten Stufen etwas klirren und hustete mehrmals — immer die gleiche unheimliche Stille umgab ihn.

Lamoral kam sich wie in einem verwunschenen Schlosse vor. Stiege und Vorhalle waren glänzend erleuchtet, die Zimmer auch, aber nirgends erblickte man ein menschliches Wesen. So kam er in's erste Stockwerk, drei Thüren führten nach verschiedenen Gemächern. Auf's Gerathewohl klopfte Lamoral an eine Thüre und horchte, er klopfte nochmals, und als auch da keine Antwort erfolgte, drückte er auf die Klinke. Die Thüre ging geräuschlos auf, er stand in einem hell erleuchteten Salon und sah in eine Flucht ebenso glänzend erleuchteter Räume.

Lamoral's Herz pochte heftig. So hatte er sich seinen Empfang im Hause Langenstraßen nicht vorgestellt. Auf dem dicken Teppich der Salons der den ganzen Fußboden bedeckte, waren seine Schritte vollkommen unhörbar, er kam zur nächsten Thüre und blieb wie versteinert in deren Rahmen stehen. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, er glaubte zu träumen.

Auf dem Tische, gerade ihm gegenüber, saß ein Ulanenoffizier, dieser hatte seinen Arm um den Hals einer jungen Dame gelegt, die in eine sehr saloppe Balltoilette gekleidet

war. Handschuhe hatte die Dame nicht an, das üppige blonde Haar fiel ihr, in lange Locken aufgelöst, über die Schultern.*) Das war eine Gruppe, wie sie etwa ein übermüthiger Künstler nach einer durchtollten Faschingsnacht auf die Leinwand wirft, in dem hocharistokratischen Palast Langenstraßen war so etwas einfach unglaublich. Und doch, es war keine Täuschung, dort saßen sie, der Offizier und die junge Dame.

Lamoral ließ den Säbel klirren — ein gellender Aufschrei folgte fast gleichzeitig. Die Dame flüchtete durch die Zimmer, die lange Schleppe fegte hinter ihr her, Thüren wurden zugeworfen; der Ulan war mit einem Satze vom Tische gesprungen, aber er konnte die Thür nicht mehr erreichen. Im Zimmer stand ein großer, alterthümlicher Schrank mit Säulen und einem mächtigen Gesimse; in diesen schlüpfte der Ulan und warf blitzschnell die Thür hinter sich in's Schloß. Das Zimmer war wieder leer wie der ganze übrige Palast.

Lamoral war bisher fast zur Bildsäule erstarrt gewesen, jetzt kam Leben in ihn. Er riß den schweren Pallasch aus der Scheide, trat an den Schrank heran und forderte den Offizier auf, sofort herauszukommen. Nichts regte sich.

„Ich bin der Oberlieutenant Graf Sachsenfeld und fordere Sie zum letzten Male auf, sofort gutwillig Ihr Versteck zu verlassen!" rief Lamoral mit lauter Stimme. „Ihr Benehmen ist eines Offiziers unwürdig, Sie werden mir morgen Satisfaktion geben!"

Keine Antwort erfolgte.

„Hörst Du," schrie Lamoral außer sich vor Zorn, „Du sollst Dein Versteck gutwillig verlassen oder ich gebrauche Gewalt! Meinen ehrlichen Säbel werde ich mit dem Blute eines so verkommenen Individuums nicht beflecken, aber

*) Siehe das Titelbild.

Sorge tragen will ich dafür, daß Du mit Schande und Spott aus der Armee hinausgejagt wirſt!"

Lamoral war auf das Tiefſte empört. Vorerſt dieſe Scene mit der jungen Dame, die wahrſcheinlich eine Tochter des Hauſes war — vielleicht Erna, die ihm beſtimmte Braut — und nun dieſe niederträchtige Feigheit des Offiziers! Lamoral ſchäumte vor Wuth, am liebſten hätte er den Buben mit ſeinen Händen erwürgt! Ein längeres Parlamentiren ſchien Sachſenfeld in dieſem Falle ganz überflüſſig, er mußte die Sache zur Entſcheidung bringen, das war er der Ehre des Offiziersſtandes, der Ehre des gräflichen Hauſes Langenſtraßen ſchuldig.

In der rechten Hand noch immer den blanken Säbel haltend, ergriff er mit der linken die vorſpringende Schlagleiſte des Kaſtens, ein gewaltiger Ruck — und die Thüre ſprang auf. Im ſelben Augenblick faßte Lamoral hinein und riß den Offizier aus ſeinem Verſteck. Ein gellender Hilfeſchrei ertönte — Lamoral ward bleich. Es hätte des entſetzlichen Schreies gar nicht bedurft, um ihn darüber aufzuklären, daß der geſchmähte Ulan — ein Mädchen ſei.

Da lag nun der kleine reizende Offizier auf dem dicken Smyrnateppich mit geſchloſſenen Augen und wachsbleichen Wangen in tiefer Ohnmacht! Lamoral ſchlug ſich mit der geballten Fauſt an die Stirne, ſchleuderte den Säbel, den er noch immer in der Hand hielt, weit von ſich und verwünſchte ſich und ſeine unglückſelige Uebereilung. Wie eine Feder hob er Grethe auf und trug ſie auf einen Divan, dort bettete er ſie ſorgfältig, küßte ihre kalten Hände und ſtrich ihr das feuchte Haar aus der Stirn. Er zitterte davor, daß das reizende Weſen ſterben könne. Aber was thun, was jetzt thun in dem verzauberten Schloſſe?

Da hörte er zu ſeiner Erleichterung Schritte nahen. Elſe kam zurück, ſie hatte ſich das unglückſelige Ballkleid vom Leibe geriſſen und war raſch in ihr gewöhnliches

Hauskleid geschlüpft. Als Else ihre Schwester erblickte, flog sie nach Wasser, in wenigen Sekunden war sie wieder da, und den vereinten Bemühungen gelang es bald, die arme Grethe zum Bewußtsein zu bringen.

Sie schlug langsam ihre dunklen Augen auf und schaute umher, ihr erster Blick traf Lamoral, mit einem leichten Aufschrei sank sie in die Polster zurück und schloß die Augen.

Lamoral war ganz gebrochen. „Um Gottes willen, mein liebes, gutes Kousinchen, erhole Dich, wir sind bei Dir, ich, Dein Vetter Lamoral und Else, Deine Schwester, Du hast ja nichts zu fürchten, nur sammle und fasse Dich," bat er.

Grethe richtete sich auf und blickte Lamoral voll in's Gesicht. „Herr Graf," stotterte sie, „Herr Graf, werden Sie mir verzeihen können?"

Statt aller Antwort küßte ihr Lamoral stürmisch die Hände, und da Grethe wieder zu wanken begann, so fing er sie in seinen Armen auf und drückte das liebe Mädchen fest an sein Herz.

Else, die bisher eine stumme Zuschauerin abgegeben hatte, machte jetzt den Vorschlag, Grethe auf ihr Zimmer zu bringen, damit sie sich umkleiden könne, aber Grethe war noch viel zu schwach, um gehen zu können.

„Vertraue Dich nochmals meinen Armen an," bat Lamoral, „ich habe Dich auf den Divan getragen, ich werde Dich auch auf Dein Zimmer bringen, und ohne die Antwort abzuwarten hob Lamoral die schlanke Mädchengestalt auf und trug sie, von Else geführt, durch die lange Reihe der Gemächer auf ihr Zimmer.

Grethe hatte das müde Köpfchen auf seine Schulter sinken lassen, und Lamoral, von süßen Schauern erfaßt, flüsterte ihr in's Ohr: „So, Du kleiner, holder Engel, möchte ich Dich auf meinen Armen durch's Leben tragen, Dich oder keine!"

Lamoral wurde von Elſe zurück in den Salon geſchickt, er ſolle dort warten. In dem Raume lag noch ſein ſchwerer Pallaſch auf dem Teppich, er hob die Waffe auf und ſteckte ſie in die Scheide. Auf dem Divan, wo Grethe geruht hatte, waren an dem Polſter ein paar ſeidenweiche Goldfäden aus ihren Haaren zurückgeblieben, Lamoral ſammelte dieſelben und bewahrte ſie ſorgfältig; ihm war ganz ſchwärmeriſch zu Muthe. Grethe war eine Blume, eine Wunderblume, und er liebte dieſe Mädchenblume aus dem verzauberten Schloſſe mit der ganzen Gewalt einer erſten Liebe, die ſtürmiſch ihn erfaßt hatte!

Wie lange er gewartet hatte, wußte er nicht. Endlich erſchien Elſe und führte an der Hand die widerſtrebende Schweſter; Grethe war noch etwas blaß, aber völlig wiederhergeſtellt.

„Ich bitte Sie nochmals um Verzeihung, Graf Lamoral," ſagte ſie, „laſſen Sie uns unſeren Uebermuth nicht entgelten!"

„Grethe, liebe, gute Grethe, Du wirſt zu mir, Deinem Vetter Lamoral, doch nicht ‚Sie' ſagen! Das darfſt Du ja gar nicht, Du warſt ja eben noch Offizier und mußt wiſſen, daß ſchon die Kaiſerin Maria Thereſia befohlen hat, daß alle Offiziere gleichen Grades in der kaiſerlichen Armee ſich duzen. Soll ich Dich wegen Widerſetzlichkeit einſperren laſſen?"

Die Unterhaltung hatte damit eine heitere Wendung genommen, Grethe erholte ſich ſichtlich, und endlich beichteten die Mädchen ihr Abenteuer. Lamoral mußte von ganzem Herzen lachen, und die Mädchen ſtimmten ein, jede Sorge war vergeſſen. Da kam die Rede auf Erna.

„Niemals," ſagte Lamoral, „niemals werde ich mich um Erna bewerben. Mein Herz iſt vergeben, an Dich, Grethe! Sag' ja, und die einzige Aufgabe meines Lebens ſoll es fortan ſein, Dich glücklich zu machen."

Ohne die Antwort abzuwarten zog Lamoral das erglühende Mädchen an seine Brust.

„Jetzt bist Du meine verlobte Braut, wir wollen hier die Mutter erwarten und sie um ihren Segen bitten, sie wird hoffentlich unserem Glücke nicht im Wege sein."

„Mama vielleicht nicht," entgegnete mit Thränen in den Augen Grethe, „Mama vielleicht nicht, aber Erna sicherlich!"

Lamoral sah auf die Uhr, diese wies die elfte Stunde.

„Glaubst Du, mein Engel, daß ich den Komthur noch zu Hause treffe?"

„Sehr wahrscheinlich, wo sollte der alte Herr so spät Abends noch sein?"

„Da fahre ich zu ihm und bringe ihn her, er soll unsere Sache bei der Mutter ausfechten."

Lamoral warf den Mantel um und eilte davon, das Thor war noch immer offen. Den nächsten Miethwagen, den er auf der Straße traf, rief er an, dieser brachte ihn in kurzer Zeit vor des Komthurs Wohnung. Der alte Herr war zu Hause und noch wach.

„Onkel," sagte Lamoral, nachdem er dem überraschten alten Herrn die Hand geküßt hatte, „ich komme eben von Langenstraßen, ich habe mich mit der Komtesse verlobt, und wir bitten Dich um Deinen Segen."

„Alle Wetter, Lamoral, Du bist ein schneidiger Junge!" und mit Wohlgefallen betrachtete der Graf seinen Neffen. „Es lebt noch ein guter Geist in den Sachsenfelds und nicht minder in unserer Kavallerie — zur Attacke geblasen, angeritten und gesiegt, das ist Eins!"

„Ich habe den Wagen unten," bat Lamoral, „komm, lieber Onkel, wir warten sehr auf Dich."

Der Komthur fuhr in seinen Pelz und folgte Lamoral. Der Wagen brachte die Herren zum Palaste Langenstraßen zurück.

Das Thor war bereits geſchloſſen, denn der Hausbeſorger war vom „Blauen Rechen“ inzwiſchen heimgekommen, er nahm die Ueberkleider in Empfang und

geleitete die Herren mit vielen Bücklingen die Treppe hinauf.

„Iſt die Gräfin im Salon?“ frug der Komthur.

„Das kann ich nicht ſagen,“ antwortete Lamoral ausweichend, „komm' nur herauf.“ Und flüchtig eilte er voraus.

Die beiden Mädchen waren noch im Speisezimmer.

„Grethe!“ rief Lamoral, „der Onkel kommt, jetzt zeige Dich als tapfere Soldatenbraut.“ Damit nahm er Grethe bei der Hand und führte sie dem Onkel entgegen.

„Meine Braut und ich bitten Dich um Deinen Segen!“

Der alte Graf war sehr betreten. „Wo ist die Mama?“ frug er.

„Mama ist in Gesellschaft.“

„Und Erna?“

„Gleichfalls.“

„Da habt ihr euch also hinter dem Rücken Mamas verlobt! Jetzt begreife ich, warum ich zu so später Stunde hierher mußte. Na, mir ist's recht. Ja, im Grunde sogar —“ Er brach ab, zog Grethe an seine Brust und küßte sie auf die Stirn.

„Seid glücklich, Kinder! Du, Lamoral, bleibst noch beim Militär, bis Du zum Rittmeister befördert bist, dann kannst Du den Dienst aufgeben und das Gut Lahnhof übernehmen, das ist mein Vorschlag. Einen langen Brautstand halte ich für überflüssig. Du hast vier Wochen Urlaub, das Weitere laß mich besorgen.“

Unten hörte man den Wagen vorfahren, die Gräfin und Erna kamen nach Hause.

„Der junge Herr ist angekommen,“ meldete der Hausbesorger, „er befindet sich oben im Salon, auch der gnädige Herr Komthur ist hier.“

„Wie unangenehm!“ murmelte Erna. „Aber Du hast mich gezwungen, Mama, die heutige Soirée zu besuchen; ich wollte ja zu Hause bleiben!“

Die Gräfin warf ihrer Tochter einen langen, vielsagenden Blick zu, sagte aber nichts. Die Damen begaben sich in den Salon. Dort theilte der Komthur der Gräfin die stattgehabte Verlobung mit. Mama Langenstraßen fand sich als Weltdame sofort mit der Thatsache ab, Erna war

eine viel zu geſchickte Schauſpielerin, um ſich ihre Erregung anmerken zu laſſen. Sie trat auf Grethe zu, umarmte ſie und flüſterte ihr in's Ohr: „Falſche, heuchleriſche Schlange, ich wollte, ich könnte Dir den Kopf zertreten!“ Dann reichte ſie Lamoral die Hand und ſagte: „Es iſt ſchmerzlich für mich, eurer Vermählung nicht beiwohnen zu können; ich habe meiner Freundin Lizzie Thörring in Trieſt einen Beſuch verſprochen, und Mama hat erlaubt, daß ich ſchon morgen zu ihr reiſe.“

Die Liebesprobe.

Novelle von **Guſtav Johannes Krauß.**

(Nachdruck verboten.)

„Das iſt im Ernſt Dein Rath, Mutter?“

„Im Ernſt! Ueberhaupt weiß i nit, was Du willſt. Der Vater is todt, Geld haben wir kein's, und mit 'n ſchön' G'ſichterl allein ein groß' Glück machen, wie's in den Romanbüchern ſo ſchön z' leſen is, das is eine g'fährliche G'ſchicht'. Leicht geht das biſſel Schönheit hin, eh' der Graf da is oder der Prinz.“

Das ſchöne Mädchen ſah nachdenklich in das Geſicht der alten Frau, in welchem der eng zuſammengekniffene Mund ſo verbittert ſeine Winkel ſenkte, und die tauſend Falten und Fältchen von einem kümmerlichen Leben zeugten, voll unbefriedigter Wünſche und entwürdigender Sorgen. Dann ließ ſie den Blick durch das große Zimmer wandern, das bei aller Sauberkeit ſo erbärmlich kahl war. Verblichene Vorhänge, wurmſtichiger Hausrath, fadenſcheinige Teppiche — überall Armuth, Armuth, Armuth!

Sie warf unwillig die Näharbeit hin und ſprang auf.

„Wie häßlich das Alles iſt!“ ſeufzte ſie halblaut, mehr für ſich hin redend, als zu der Alten, die aus den Augenwinkeln herüberſah, indem ſie ſich ſtellte, als nähe ſie mit unmuthigem Eifer an ihrem Stück Weißzeug.

Das junge Mädchen wanderte im Zimmer hin und her mit verschränkten Händen und murmelte vor sich hin: „Was für ein Unglück das wäre, hier sitzen zu müssen, vor der Zeit verdorren und verrunzeln und dabei durch das Fenster hinaussehen auf das schöne, volle, reiche Leben, das an Einem vorüberzieht wie ein Schauspiel, an dem man keinen Antheil hat. Nähend am Fenster sitzen und hinuntersehen, wie die Equipagen daherrollen, und niemals in einer fahren! Wenn man die Arbeit abliefern geht, in allen Schaufenstern nach den schönen Kleidern sehen und den Perlen und Brillanten, und niemals welche tragen! — Ich will aber im eigenen Wagen fahren und Brillanten tragen . . . ich will! Bin ich nicht schön genug dazu?"

Sie trat vor den Spiegel und schaute prüfend hinein.

„Solch' blondes, reiches Haar, wie ich's habe, gibt's vielleicht in ganz München nicht zum zweiten Male, so schöne blaue Augen auch nicht . . . und was für Schönheiten hat mir der Maler, der mich neulich ansprach und mich durchaus malen wollte, über mein Profil gesagt! Griechisch wär's, vollkommen griechisch. Und ist mein Teint nicht wunderbar, die Zähne klein und weiß, die Gestalt schlank und doch voll?

Mutter," sagte sie plötzlich laut, „ich nehme den Markner doch nicht. Es muß noch 'was Besseres kommen, als so ein Doktor der Rechte, der nicht einmal Advokat ist, sondern Geschichten schreibt."

„Wie das Fräul'n halt will," murrte die Mutter. „Warten wir halt, bis Einer kommt, der in der Equipage fahrt und uns die Brillanten gleich pfundweis' mitbringt! Kann zwar ein bissel lang dauern, denn so Einer geht meistens wieder nach Geld, aber was schad't das? Es geht uns ja so auch nit schlecht, wir haben ja eine Pension von ganze hundert Mark monatlich, und die Nähterei wird ja gar so gut 'zahlt! Warten wir halt!"

Die Tochter antwortete nicht. Sie hatte sich wieder an ihren Platz gesetzt und nach der Arbeit gegriffen. Sie nähte hastig und beugte ihr schönes Gesicht tief auf die Arbeit herab. Sie wollte nichts mehr hören.

„Wie kurzsichtig Du bist, Anna," begann die alte Frau wieder, diesmal hochdeutsch, damit das, was sie zu sagen hatte, so recht überlegen herauskäme, „wie kurzsichtig! Der Markner hat Vermögen; es ist zwar klein, aber die Zinsen machen mit dem, was er mit seinen Sachen verdient, gerade so viel aus, daß man behaglich davon leben kann. Und wenn es just Brillanten sein müssen und eine Equipage — wer weiß, ob er sie Dir nicht einmal schaffen kann!"

Um Anna's hübschen Mund zuckte es spöttisch.

„Der?"

„Ja, der!" sagte die Mutter bestimmt. „Er braucht nur Theaterstücke zu schreiben, statt Novellen. Weißt Du, was so ein einziges gutes Stück in einem einzigen Jahr einbringt? Ich hab's in der Zeitung gelesen: Hunderttausend Mark!"

Die Tochter hob den Kopf und sah die alte Frau mit glänzenden Augen an.

„Glaubst Du, daß der Markner . . .?"

„Können thut er's, das ist gewiß. Ich hab's von der Müller, die in die Häuser nähen geht. Ueberall sind sie entzückt von seinen Sachen und sagen, er hätte ein großartiges Talent. Na also. Rasend gern hat er Dich. Du brauchst ihn also nur zu nehmen und ihm dann recht in den Ohren zu liegen, er soll für's Theater schreiben, so hast Du Equipage und Brillanten und Alles, und bist die Frau eines berühmten Mannes obendrein."

Anna lehnte sich im Sessel zurück und schloß die Augen. In ihrem Gesichte arbeitete es mächtig; die feinen Nasenflügel wölbten sich und zitterten leise. In ihrer gierigen

Seele waren allerlei bunte, lockende Gedanken: Reichthum ... Ruhm!

Plötzlich fuhr Anna empor. „Mutter, ich nehm' ihn!"

„Gott sei Dank!" seufzte die alte Frau aus voller Brust. „Jetzt muß aber heut' noch Ordnung gemacht werden, sonst überlegst Du Dir's am End' noch einmal."

Anna sah ihrer Mutter verwundert zu, die an den Schrank geeilt war und nun Hut, Sonnenschirm und Handschuhe aus demselben nahm.

„Ja, wohin willst Du denn, Mutter? Er muß ja gleich kommen!"

„Grad' deswegen. Aussprechen soll er sich. Da bin ich im Weg. Ich hab' was z' thun in der Stadt — in zwei Stund' komm' ich zurück. Aber daß dann Alles g'macht ist, hörst Du?"

„Aber ich kann ihm die Erklärung doch nicht mit 'n Zangerl 'rauszieh'n, wenn er nicht selber anfangt?"

„Kindskopf! Das kannst D' freili nit. Sag' ihm nur, er dürft' künftig nit so oft kommen, wegen Dein'm guten Ruf. Die Leut' hätten scho' ang'fangt z' reden — und dann sag' ihm, ich wär' dagegen, ich hätt' eine Parthie für Dich — ein' Reichen."

Anna stand auf und knöpfte der Mutter den rechten Handschuh zu. Dann reichte sie ihr den Schirm.

„Du bist manchmal eine unheimlich gescheidte Frau, Mutter," flüsterte sie dabei.

„Kann sein," meinte die alte Frau, „jedenfalls kenn' ich die Welt und die Menschen, besonders die Männer. Bin ja auch schon fünfzig Jahre alt. Adjes also, Annerl, und ... g'scheidt sein!"

Anna schloß die Wohnungsthür hinter ihrer Mutter. Als sie in's Wohnzimmer zurückgekehrt war, betrachtete sie sich eine Weile nachdenklich im Spiegel und fand, daß sie doch eine Blume in's Haar stecken solle für den Besuch.

Markner hatte ja heute erst Rosen geschickt. Sie wählte aus dem Strauß in der Vase eine blaßrothe Knospe und nestelte dieselbe unter dem dritten goldfarbigen Zopfe fest, der sich um ihr Haupt wand.

Dabei bekam sie plötzlich Herzklopfen und heiße Wangen. Sie setzte sich auf ihren gewohnten Platz, faltete die Hände im Schoße und sah mit unruhigen Augen nach der Thür.

Eine halbe Stunde später saß Doktor Philipp Markner ihr gegenüber, starrte sie mit sprechenden Augen an und plagte sich fürchterlich mit einem Gespräch, das immer wieder in's Stocken gerieth. Anna war heute so berückend schön, schöner als je. Ein leiser Hauch lag auf den süßen Zügen, wie von heimlicher Trauer, und manchmal flog ein zartes Erröthen darüber hin. Vor solchem lieblichen Phänomen blieb dem jungen Manne die ohnehin mühsame Sprache jedesmal völlig aus, sein Herz schlug heftig, und er mußte seinen hübschen Schnurrbart ganz gehörig mißhandeln, ehe er so weit war, wieder etwas sagen zu können. Was er dann sagte, war immer etwas ganz Anderes, als er hatte sagen wollen. So kam es, daß er zu seinem eigenen Entsetzen plötzlich die Frage hervorstieß: „Kommt Ihre Frau Mutter nicht bald nach Hause, Fräulein?"

Es war schrecklich. Was mußte Anna von ihm denken! Er wurde roth vor Aerger über sich selbst und spähte unruhig nach einem Zeichen des unausbleiblichen wohlverdienten Spottes in Anna's Antlitz. Da war aber nichts von Spott darin zu entdecken, eher Verlegenheit. Sie gab nicht gleich Antwort, und als sie sprach, that sie es zögernd, mit gesenktem Blick.

„Die Mutter hat etwas zu besorgen, sie wird wohl erst in einer Stunde zurückkommen. Sie will offenbar, daß ich Ihnen etwas sage, was — es könnte Sie vielleicht beleidigen —"

Philipp erschrak. „Ich beschwöre Sie, Fräulein Anna, Ihre Mutter verbietet mir doch nicht das Haus?"

Anna hob die prächtig blauen Augen, sah den Bestürzten mit einem Blicke an, der ihn mit einem Wonneschauer überrieselte, und streckte ihm die weiße Hand hin.

„Aber, ich bitte Sie, Herr Doktor — wir sind ja stolz darauf, Sie zum Freunde zu haben, Sie bei uns zu sehen. Nur nicht so oft — die Leute — Sie wissen gar nicht, wie die reden — es ist nicht zu glauben."

In dem ritterlichen Herzen des Dichters loderte ein heiliger Zorn auf, der ihn die schöne, weiße Hand heftig drücken ließ.

„Wer wagt es, über Sie Uebles zu reden? Der soll mich kennen lernen!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Doktor," begütigte ihn Anna, „was können Sie da thun? Sie können doch nicht ein paar alte Weiber zum Duell fordern. Ich verstehe nur die Mutter nicht, sie gibt doch sonst nichts auf die Nachbarschaft — das heißt —" fügte sie nach einer kleinen Pause heiter hinzu, „ich fürchte, ich versteh' sie nur zu gut."

Sie sagte das in so herzzerreißendem Tone, daß eine ungeheure Angst durch Philipp's Adern rann.

„Was fürchten Sie? Was?" stieß er hervor. „Ich flehe Sie an, reden Sie!"

Anna wurde purpurroth und ließ die Augen sinken.

„Die Mutter will mich versorgen. Wir sind arm! Ein reicher, alter Vetter hat —! Ach, ich bin so unglücklich!"

Sie hatte die letzten Worte wild hervorgestoßen und dabei die Hände vor's Gesicht geschlagen.

Philipp saß einen Augenblick wie vom Schlage gerührt. Dann loderte die Leidenschaft in seinem Herzen auf. „Anna!" rief er, „Geliebte! es darf nicht sein . . .

Mein mußt Du werden. Ich liebe Dich — liebe Dich wahnsinnig!"

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde später raste Philipp durch die dämmernden Straßen Münchens wie ein Trunkener. Er war im siebenten Himmel; Anna war sein! Er vermochte die Seligkeit kaum zu fassen. Er kam sich ganz klein und und unwürdig vor, wenn er sich mit ihr verglich. Er war kein glänzender Mensch, nicht einmal reich, nur daß er sie lieb hatte. Würde das nicht auch jeder Andere, Glänzendere thun? Was hatte sie nur bestimmt, ihn zu wählen?

Wie mochte es ihr jetzt ergehen, der Holden?

Die Mutter war nun wohl schon zurück, und das liebe Mädchen kämpfte jetzt um seine Liebe. Wer der reiche Freier wohl sein mochte, der die Gunst der alten Frau in seinem eisernen Geldkasten hatte? Der Teufel mag ihn holen! Seinetwegen mußte er jetzt in der Maximilianstraße herumstreichen, statt neben seinem lieben Bräutchen zu sitzen.

Wie selbstlos sie ihm aber das Schwere abgenommen hatte. „Geh' jetzt, Schatz, geh' fort, damit die Mutter Dich nicht antrifft," hatte sie nach dem Austausch der ersten Küsse gebeten. „Ich will's ihr selber sagen. Sie ist dagegen. Sie will ein anderes Loos für mich, ein besseres, wie sie sich einbildet, und würde Dich hart anlassen. Das würde Dir weh thun und die Erinnerung vergällen an unseren Verlobungstag. Das soll nicht sein."

In solchen Gedanken war der junge Mann die Maximilianstraße fünf- bis sechsmal auf und ab geschritten. Nun wollte er etwas Anderes vornehmen, um wieder ein paar von den Stunden todtzuschlagen, die ihn von dem ersehnten Morgen trennten. Was aber?

Er dachte nach. Durst hatte er wohl, aber jetzt in's „Literatenbräu" gehen, Bier trinken und Aesthetik simpeln?

Nein! Da ging er lieber in den Rathskeller zum Wein. Dort ist kein Mensch um diese Zeit, erst nach dem Theater füllt sich's, und alter Niersteiner war heute entschieden das Richtige. Vorwärts also!

Es waren wirklich wenig Leute im Rathskeller, Philipp nahm Platz in einer Nische am oberen Ende des Saales und bestellte eine Flasche Rheinwein.

Er trank zerstreut das köstliche Naß, holte dann sein Taschenbuch hervor und schrieb hinein, was ihm eben durch den Kopf geklungen war:

„Ruhe suchend überall
Bin ich rastlos doch geblieben.
Jedem Ding im weiten All
Zug und Ziel ist vorgeschrieben.

Frühlingwärts die Schwalbe zieht,
Quellen streben nach dem Meere,
Himmelwärts der Lerche Lied,
Und mein Herz zu dir, du Hehre."

Er sah die Verse unzufrieden an. Die Reime der zweiten Strophe, dem Ohre ganz annehmbar klingend, sahen dank der eigensinnigen deutschen Rechtschreibung für das Auge scheußlich aus. Ob's ihr gefallen wird?

Da schlug ihn Jemand kräftig auf die Schulter. Markner fuhr empor, ließ das Taschenbuch eilig verschwinden und sah den Störenfried zornig an.

Der stand ruhig da, guckte mit lachenden Augen durch die Gläser seines Kneifers auf ihn nieder und streichelte dazu mit einer sehr weißen, kräftigen Hand, an deren Ringfinger ein schöner Brillant bunte Lichter warf, seinen zugestutzten Schnurrbart.

„Da sieht man, was die Schöngeister manchmal für rohe Gemüther sind," sagte er spottend; „da möchte soeben einer seinen leiblichen Vetter umbringen, weil dieser seinen Versen in die Quere kommt."

„Ja, Menſch, biſt Du's denn wirklich?“ rief Philipp und fiel dem Fremden um den Hals. „Das iſt ja märchenhaft!“

„Nu ſeh' mal Einer —“ ächzte der Andere ſcherzhaft, „jetzt will er mich wieder erwürgen. Auslaſſen — Platz machen auf der Bank, damit ich neben Dir ſitzen kann, Dich ordentlich anſehen und ſo vernünftig mit Dir reden, als es eben möglich iſt ... So. Und nun ſag' einmal, Bruderherz, wie das möglich iſt, daß Du mich nicht gleich erkannt haſt?“

Philipp ſah den Freund prüfend an und ſagte dann: „Weiß Gott, das verſteh' ich jetzt ſelber nicht, Hans. Haſt zwar kein Augenglas getragen vor ſechs Jahren, auch keinen ſolchen welſchen Stutzbart — die Weſte war auch nicht ſo gewölbt von dem unter ihr ruhenden Segen, aber trotzdem muß ich ſehr aus allen Fugen ſein heute, daß ich's nicht gleich heraus hatte. Weißt Du, ich hätte Dir bei einem Haar den Hals gebrochen vor Wuth ...“

„Hab' ich gemerkt, Philippchen, hab' ich gemerkt,“ unterbrach ihn Hans. „Habe auch gleich meine Diagnoſe geſtellt. Biſt ein wenig überreizt, ſollteſt etwas für Deine Nerven thun.“

„Da hat man den Bukareſter Bojarenfrauenarzt,“ lachte Philipp, „möchteſt mich nach Oſtende ſchicken oder nach Norderney, gelt?“

„Mach' Du Dich nur luſtig, kleiner Philipp, deswegen iſt's doch ſo. Laß das fünfaktige Trauerſpiel oder den ſechsbändigen Roman oder woran Du ſonſt ſo nervenmörderiſch fleißig hockſt, ein wenig raſten und komm mit mir. Ich laſſe meine Patientinnen bis auf Weiteres unter der Leitung eines Stellvertreters Migräne haben und fahre ſpazieren — München — Berlin — Paris und ſo weiter. Ich engagire Dich als Reiſebegleiter.“

Philipp lachte glückſelig in ſich hinein. „Herr Doktor,

Herr Doktor, das heiße ich eine falsche Diagnose machen! Ein Trauerspiel soll die Schuld sein, daß ich heut' ein bissel verrückt bin? Ein Lustspiel ist's, und Du kommst mitten in den letzten Akt hineingeplatzt, damit Du auch dabei bist, wenn wir uns kriegen! — Hans, gratulire mir ... ich habe mich heute, Nachmittag fünf Uhr, mit einem wunderlieben Mädchen verlobt!"

Der Arzt machte ein langes Gesicht.

„Du willst wohl sagen verliebt, Kleiner?" fragte er ironisch, „denn zum Verloben und Heirathen hast Du noch Zeit, wie Dein Mädel auch, wenn sie nicht zu alt ist für Dich."

„Verlobt, Freund, verlobt," wiederholte Philipp eifrig, „und daß Du's weißt, mit der Absicht verlobt, so bald als thunlich zu heirathen."

Der Arzt pfiff leise vor sich hin.

„Hui," sagte er, „das heiß ich schnell reiten. Erzähle mir wenigstens das Nähere."

Nun war die Schleuse geöffnet. Hans saß und lauschte der feurigen Beredtsamkeit seines Vetters mit einem Gesicht, welches die deutliche Absicht ausdrückte, sich seine heimlichen Bedenken nicht wegreden zu lassen. Und dieser Ausdruck verschärfte sich immer mehr, je heißer Philipp sich redete. Als der zu Ende war, starrte Hans auf den goldgelben Wein in seinem Glase und hatte eine tiefe Falte zwischen den Brauen.

„Wann bist Du heute hingekommen, Kind?" fragte er.

„Punkt halb Vier."

„Nun, dann wollte ich, der Engel Anna hätte um drei Uhr und fünfundzwanzig Minuten seine Flügel entfaltet, um nach Neuseeland, Kamtschatka oder sonst hübsch weit wohin zu fliegen und sich dort für ein Dutzend Jährchen niederzulassen ... Mach' mir keine solche Augen, Philipp! Dein Vetter, Dein Freund, Dein älterer Bruder, der um

fünf Jahre geſcheidter iſt als Du, wird wohl noch das Recht haben, in einem ſolchen Fall ein berathendes Wörtchen zu reden. Oder nicht?"

„Gewiß, Hans, gewiß! Ich will auch ruhig zuhören. Ueberzeugen aber wirſt Du mich kaum."

Während Philipp das ſagte, ſah er genau ſo verſtockt drein, wie vorhin ſein Vetter. Der ſah es und lachte grimmig in ſich hinein.

„Das kann ich mir denken," polterte er, „die ſogenannte Liebe iſt ein hirnlähmendes Gift, und Du ſcheinſt tüchtig davon geſchluckt zu haben. Aber meine Gedanken will ich Dir doch ſagen. Werde mich kurz faſſen dabei. . . . Fräulein Anna Neſſelbacher, Dein goldhaariges Bräutchen, iſt das Kind einer Beamtenwittwe, die mit ihrer Tochter zuſammen Weißwaaren nähen muß, um die kleine Penſion ſo lang zu ſtrecken, daß ſie zur Beſtreitung der einfachſten Lebensbedürfniſſe langt. Dabei iſt das Mädel zu Vaters Lebzeiten gut erzogen worden und iſt, wie ich Dir gern glauben will, bildſchön und geweckten Geiſtes. Alt iſt ſie zweiundzwanzig Jahre. Weißt Du, Unglücksmenſch, was das Alles heißt? Das heißt, daß Du nicht die geringſte Gewähr dafür haſt, daß Deine Braut Dir nicht blos deshalb um den Hals gefallen iſt, um aus ihren unleidlichen Verhältniſſen heraus zu kommen!"

„Hans!" rief Philipp drohend, „ich . . ."

Der Arzt ſchnitt ihm mit einer gebieteriſchen Handbewegung das Wort ab.

„Ruhig! Jetzt rede ich und werde ausreden. Morgen kannſt Du mir meinetwegen Deine Sekundanten ſchicken. Alſo ich ſagte, Du hätteſt gar keine Gewähr für Dich, und ich ſage noch mehr: die Wahrſcheinlichkeit iſt ſogar gegen Dich. Armuth iſt keine Schande, aber eine Hochſchule für Herzensbildung iſt ſie auch nicht. Die Nähterin kriegt von ihrer Arbeit eine rauhe Schwiele am Zeige-

finger, es wäre ein Wunder, wenn ſie nicht auch ein dickhäutiges Gemüth kriegte. Wer immer rechnen muß, wird leicht berechnend, wer ſich Alles verſagen muß, weil er kein Geld hat, kommt leicht zu derſelben übertriebenen Anſicht vom Werth des Geldes, wie Einer, der ſich Alles erlauben kann, weil er Geld hat. Armuth ſtumpft das Gemüth ab, Armuth ſchärft die Begier, Armuth verweltlicht weit ſicherer als Reichthum. Am meiſten aber unterliegen der Verderbniß der Armuth die Weiber. Sie ſind das empfindliche Geſchlecht, ſie fühlen die Entbehrung ſchmerzlicher als die Männer, ſie hängen daher auch mehr am Wohlleben. Dazu kommt, daß ſie Alles von der Heirath erwarten müſſen. Wie die ausfällt, ſo fällt ihr ganzes Leben aus. Eine Arme wird reich werden wollen, es ſei denn, daß ſie ein blutjunges Ding wäre, naiv genug, daß ſie nicht einmal daran denkt, ſie könnte es beſſer haben, als ſie's zu Hauſe hatte. Deine Braut aber iſt aufgeweckt, unterrichtet, und zweiundzwanzig Jahre alt ... Philipp, Philipp — ich habe Sorgen um Dich — ſchwere Sorgen!"

Er ſagte die letzten Worte in einem Tone ſo aufrichtigen Kummers, daß der zornige Ausdruck in Philipp's Zügen ſchwand. Er reichte dem Manne, der da gegen alle ſeine Hoffnungen zu Felde gezogen war, ſogar die Hand.

„Ich werde Dir meine Sekundanten nicht ſchicken, Hans, aber ich werde Dich zu ihr führen. Da werden Deine Sorgen ſchon vergehen, falls Du auch nur einen Funken Menſchenkenntniß haſt. Wenn nicht —" er zuckte die Achſeln.

„Wenn nicht," brummte der Arzt, „ſo ſchickſt Du mir Deine Zeugen eben ſpäter oder thuſt zum Mindeſten nach Deinem Kopfe, ich mag nur ſo ſcheffelweiſe Weisheit reden. Das weiß ich. Reden wir jetzt von etwas Anderem."

Das Geſpräch wollte aber nicht recht vom Fleck. Jeder der Beiden hing ſeinen Gedanken nach und dieſe ſtimmten nicht zuſammen. Unter dieſen Umſtänden ſpürte der Arzt früher, als er es unter anderen vielleicht gemerkt hätte, daß eine vierzigſtündige Reiſe trotz Schlafwagen und Abtheilung erſter Klaſſe eine nachhaltige Müdigkeit zurückläßt, und man brach auf. Philipp geleitete ſeinen Vetter zu deſſen Gaſthof und ſchlenderte dann allein weiter, der eigenen Behauſung zu.

Er war mißgeſtimmt. Nicht, daß das Unkengeſchrei des Freundes, der ſich ſo mit ſeiner Weltkenntniß brüſtete, ein Echo in ihm gefunden hätte, bewahre! Dafür ſtand das Bild ſeines Mädchens viel zu licht und rein vor ſeiner Seele. Aber der arme Hans that ihm leid. Mit dreißig Jahren ſchon ſolche peſſimiſtiſchen Anſichten! Und war früher ſo ein guter, menſchenfreundlicher Junge. Es mußte eine eigenthümliche Luft an der unteren Donau wehen, daß ein paar Jahre in Rumänien dieſes goldene Gemüth ſo verändern konnten. Schade war's um den Hans. Der mußte bekehrt werden!

Hans hatte noch lange nicht ausgeſchlafen, als er von einem mächtigen Lärm aus ſeiner Morgenruhe aufgejagt wurde. Als er die ſchlaftrunkenen Augen aufriß, erkannte er Philipp, der vor ſeinem Bette ſtand und ein Blatt Papier in der hocherhobenen Rechten ſchwang.

„'raus aus dem Bett, Hänschen!" ſchrie er den verwundert dreinſchauenden Vetter an. „Es iſt gewonnen!"

„Was denn?" fragte der geſtörte Schläfer grämlich. „Das große Loos?"

„Ach was — großes Loos! Mehr als das große Loos: Aennchens Mutter ſagt Ja! 'raus aus dem Bett, wir müſſen gleich zu ihr!"

Hans holte raſchen Griffs ſeine goldene Uhr vom

Nachttiſchchen, warf einen Blick auf das Zifferblatt und hielt es dann dem glücklichen Bräutigam vor das freudeſtrahlende Geſicht.

„Um halb acht Uhr Morgens? Du biſt wohl übergeſchnappt, Philippchen, ob der freudigen Nachricht. Auch ſcheinſt Du zu glauben, daß ich im Beſuchsanzug im Bette liege, oder daß ich nicht mehr Zeit zur Toilette brauche, als ein Pudel, der ſeinen Pelz ausſchüttelt, wenn er aus der Hütte kriecht. Nimm Dir aus meiner Cigarrentaſche dort einen Glimmſtengel, ſetze Dich ſchön manierlich nieder und warte."

„Ja — aber Du darfſt nicht zu lange brauchen!"

„Ich will für Dich thun, was möglich iſt, Kleiner. Eins — zwei — drei!"

Hans warf die Decke von ſich, hob ſich mit einem Ruck empor, ſprang aus dem Bette, und ſtand nun vor ſeinem erſtaunten Vetter in blendendes Weiß gekleidet. Philipp fing an unbändig zu lachen.

„Ein ſolcher Langſchläfer biſt Du geworden, Hans, daß Du Dich mit dem Schwimmmeiſterkommando aus dem Bette treiben mußt?"

„Leider, Philippchen. Du mußt nämlich wiſſen, in Bukareſt iſt es hölliſch heiß im Sommer, ſo daß man ſpät in die Nacht hinein lebt, der Abkühlung wegen. Im Winter wieder iſt alle Tage irgendwo etwas los, wo man bis zwei Uhr Morgens dabei ſein muß ... ſo kommt man das ganze Jahr nicht rechtzeitig zu Bett, und das Aufſtehen hat ſeine Schwierigkeiten nachher. Du entſchuldigſt."

Hans fuhr in ſeine Pantoffeln und begann dann am Waſchtiſch zu plätſchern. Dann kramte er in ſeinem Reiſekoffer, fluchte einigermaßen, wenn ſich dies und das nicht gleich finden wollte, und erklärte endlich, er ſei fertig.

„Endlich!" ſeufzte Philipp. „Lang genug hat's ge-

dauert — dafür siehst Du aber auch stattlich aus. Komm jetzt!"

„In's Kaffeehaus meinst Du?" fragte Hans freundlich. „Versteht sich. Ungefrühstückt bin ich nämlich zu gar nichts zu gebrauchen. Auch ist es erst etwas über ein Viertel Neun, also viel zu früh. Komm."

Im Kaffeehause ließ Hans zu Philipp's Verzweiflung seinen Kaffee erst vollständig kalt werden, ehe er ihn trank. „Das ist nämlich meine Gewohnheit so —" und las dann noch den „Gil Blas" vom Anfang bis zum Ende durch.

„Du mußt nämlich wissen, Philipp, daß Jemand, der in Bukarest gesellschaftsfähig sein will, über Alles, was in Paris vorgeht, genau unterrichtet sein muß."

Endlich war Alles zu Ende: der Kaffee getrunken, der „Gil Blas" gelesen, die Zeche bezahlt, die Kellnerin wegen ihrer schläfrigen Langsamkeit angeschnauzt und ihr verwundetes Gemüth durch ein reichliches Trinkgeld wieder geheilt, und Hans bestieg mit seinem vor Aerger und Ungeduld zitternden Vetter und Freunde einen Wagen, um bei der künftigen Schwägerin Besuch zu machen.

Als die Beiden vor der Thür standen und Philipp mit bebender Hand die Klingel zog, raunte ihm der Arzt noch rasch, mit übertriebenem Keuchen zu: „Vier Treppen hoch! Wenn Deine Ehe auch nicht im Himmel geschlossen worden ist, dicht neben dem Himmel gewiß, das kann Dir Keiner ableugnen."

Der also Verspottete hatte gerade noch Zeit, einen geringschätzigen Blick abzuschießen, dann that sich die Pforte des Paradieses auf. Der Pfortenengel war Anna selbst. Als Philipp sie in der Thüre stehen sah, trat er mit einem langen Schritt über die Schwelle, riß die sich Sträubende in seine Arme und hagelte einen Schauer von Küssen auf ihr Haar, ihr Gesicht und ihre Hände.

„Aber um Gottes willen, Philipp . . ." sagte endlich

Anna halb erdrückt, „die Thüre iſt ja offen . . . ein fremder Herr . . .“

„Ach, was kümmert der uns!“ lachte Philipp übermüthig, „das iſt ja nur mein Vetter, Hans Markner, der Bukareſter Modearzt, den der liebe Herrgott expreß zu unſerer Verlobung hergeſchickt hat. Und nun gehen wir zur Mutter.“

Er zog die Beiden haſtig durch den dunklen Vorraum und ſtieß die Thüre des Wohnzimmers auf, in welchem die alte Frau am Tiſche ſtand, in würdevoller Haltung und mit aufgeregtem Geſicht, und dem Verlobten ihrer Tochter beide Hände entgegenſtreckte.

Philipp eilte auf die Matrone zu, um ihr die arbeitsrauhe Rechte zu küſſen.

„Ich danke Ihnen — Mutter!“ ſagte er zärtlich mit bewegter Stimme.

Der alten Frau ſtieg das Waſſer in die Augen. Sie vergaß über der Rührung des feierlichen Augenblicks, wie berechnend ſie ſelber dieſen Augenblick herbeigeführt hatte, und fühlte ſich als eine Heilige, die im Begriff iſt, ein ungeheures Opfer zu bringen, indem ſie den ſegnet, der ihr ihr Liebſtes raubt.

„Machen Sie — mein Kind glücklich, Herr Doktor! Sie — ſie verdient es.“ Die Worte drohten in einem Schluchzen zu erſticken.

Hans hatte einen Augenblick forſchend zu der alten Frau hinübergeſchaut; dann wandte er ſich, während Philipp mit ſeiner Schwiegermutter beſchäftigt war, zu Anna und hielt ihr die rechte Hand entgegen.

„Ich gratulire Ihnen zur Verlobung, mein Fräulein, und laſſen Sie ſich ſagen, daß mein Vetter bei dieſem freudigen Ereigniß am meiſten zu beglückwünſchen iſt.“

Anna erröthete vor Vergnügen über den bewundernden Blick, den ſie auf ihrem Geſicht ruhen fühlte, und er-

wiederte denſelben, indem ſie mit entzückender Koketterie ſagte: „Der gute Philipp! Er muß mich ſehr lieb haben, wenn er's ſpäter nicht bereuen ſoll. Ich bin ein armes Mädchen.“

„Aber Sie haben ihn ſehr lieb, nicht wahr, und ſind die Schönheit ſelber,“ unterbrach ſie der Arzt enthuſiaſtiſch.

Anna erröthete noch tiefer und wurde ein klein bischen verlegen, ſo daß ſie froh war, daß ihre Mutter ſie der Antwort enthob, indem ſie Markner's Vetter mit Wärme willkommen hieß, in die ſich ein geringfügiger Zuſatz von Scheu miſchte. Der Mann ſah ſo vornehm, ſo wohlhabend und ſo welterfahren aus!

Die Vier ſetzten ſich nun um den runden Tiſch vor dem hochlehnigen, harten Sopha nieder und ſprachen, was man in ſolchen Fällen ſpricht. Frau Neſſelbacher hatte ſich in die Rolle der glücklichen Mutter vollkommen eingelebt, Anna ließ ihr ſcheues Geſicht ſtrahlen und ihre große Liebe zu Philipp leuchten, und dieſer war überglücklich.

So oft er zu Hans hinüberſah, leuchtete in ſeinem Blick die übermüthige Frage: „Nun, Du Jammerprophet?“ worauf regelmäßig der Arzt den Blick beſchämt ſenkte, was dann Philipp mit dem innigſten Vergnügen erfüllte. Wenn ſich dann der Bräutigam wieder zu ſeiner Braut wandte, nahm Hans das Geſpräch mit der Mutter wieder auf und ließ dabei ſeine ſcharfen Augen beobachtend von Einem zum Anderen und auch manchmal in dem großen, ärmlichen Zimmer in die Runde gleiten. Dabei wurde er liebenswürdiger und liebenswürdiger, warf auch manches artige Wort in das leiſe Geſpräch, das Anna mit ihrem Verlobten führte.

Ungefähr nach einer Stunde griff er nach ſeinem Hut.

„Noch dableiben? Zu Tiſch gar? Geht leider nicht, meine Damen! Es wird da auf der Klinik eine intereſſante

Operation vorgenommen, die ich mir nicht entgehen laſſen darf, ich muß alſo jetzt fort. Aber um meinen Antheil an dem Feſt will ich nicht kommen. Ich ſchlage vor, wir gehen heute Alle zuſammen in's Hoftheater und dann irgend wohin, ein Verlobungsmahl abzuhalten. Die Loge beſorge ich und das Bankett desgleichen, wenn mir die Herrſchaften das Vergnügen laſſen wollen. Ja?"

„Gewiß!" antwortete Philipp, den die beiden Damen fragend anſahen, „und ich rathe Dir, den Schmaus der Gelegenheit entſprechend auszurichten. Das ſoll Deine Buße ſein — Du weißt, wofür!"

„Danke für die gnädige Strafe!" lachte Hans. „Ihr Diener, meine Damen, und nochmalige Glückwünſche!"

Philipp geleitete den Vetter hinaus. In dem dunklen Vorraum flüſterte er ihm triumphirend zu: „Hab' ich Dir zu viel geſagt?"

Hans drückte ihm kräftig die Hand und antwortete: „Nein. Uebrigens möchte ich Dich um etwas bitten."

„Nur zu!"

„Ich würde gerne ſchon heute mein Hochzeitsgeſchenk machen. Zu eurer Hochzeit kann ich doch nicht kommen, und ich möchte die Freude dieſes ſchönen Weſens mit eigenen Augen ſehen."

„Wenn's Dir Vergnügen macht — meine Erlaubniß haſt Du."

Damit ſchieden ſie.

Als Philipp in das Wohnzimmer zurückkehrte, leuchteten ſeine Augen ſo vor Stolz und Freude, daß die Frauen etwas Beſonderes vermutheten und ihn fragend anſahen. Er erfaßte Anna's Hände und ſah ihr mit ſcherzhafter Bewunderung in die Augen.

„Hexe! Hexe!" ſagte er, mit dem Kopfe wiegend, „nun haſt Du wieder Einen behext, und gar Einen, bei dem das ſchwierig iſt. Der kühle ſkeptiſche Hans

ist Feuer und Flamme für meine liebe, schöne, goldhaarige Braut!"

Anna schmiegte ihre Wange liebkosend auf seine Hand und sagte lächelnd: „Du übertreibst wieder. Es ist übrigens ein sympathischer Mensch, Dein Vetter, und scheint ein großer Herr zu sein, da unten in Rumänien, nicht?"

„Ein Prachtmensch ist er, mein dicker Hans," rief Philipp begeistert, „er hat sein Glück ganz allein gemacht. Denke Dir, Anna, es ist ihm recht schlecht gegangen zu Ende seiner Studienzeit, recht schlecht. Sein Vater war gestorben, als er gerade für das dritte Examen büffelte, und was er hinterließ, war just so viel, daß die Wittwe mit ihren beiden Kindern, dem Hans und seiner Schwester Marie, ein Jahr schlecht und recht hätte leben können davon. Du kannst Dir die Sorgen vorstellen, die die arme Frau hatte: ein junger, kaum fertiger Arzt die einzige Stütze der Familie! Hans hat sich benommen wie ein Held. Trocken Brod und frisches Wasser dazu, das war die Nahrung, auf die er sich setzte, und dabei arbeitete er, wie ein Löwe. Als er seinen nagelneuen Doktor in der Tasche hatte, sah er aus wie ein Schatten.

Da kam auf einmal ein Brief aus Bukarest. Wir hatten da einen weitläufigen Verwandten sitzen, einen großen Arzt, aber als Mensch ein gräßliches Stück von einem grilligen Junggesellen. Der schrieb kurz, er habe seiner Zeit die Todesanzeige und jetzt die Promotionskarte erhalten, und biete dem neuen Doktor die Stelle eines Assistenten an; er sei nachgerade zu alt, um seine große Praxis allein versehen zu können. Mein guter Hans war gleich bereit, sich und seine Zukunft zum Opfer zu bringen, damit er seine Familie unterstützen könne, und reiste ab.

Damit ich's kurz mache: der alte Habicht von Onkel war in kürzester Zeit rein verrückt in den Jungen, der so

ein tüchtiger Arzt war und so gut mit ihm, dem Onkel, umzugehen wußte. Er erhöhte ihm das Gehalt schon im dritten Monat auf zwölftausend Franken, führte ihn überall ein und machte ein Testament zu seinen Gunsten. Hans gründete sich seinen Ruf durch einige glückliche Kuren, und sah sich demzufolge, als nach ein paar Jahren der Onkel starb, im glücklichen Besitz einer bis in den königlichen Palast hinauf reichenden blühenden Praxis, die ihm sechzigtausend Franken im Jahr abwirft, und eines bedeutenden Privatvermögens. Er baute sich ein schönes Haus in Bukarest und eine Villa in Sinaia, setzte seiner Mutter eine Pension aus, welche die alte Frau in Verzweiflung bringt, weil sie nicht weiß, wie sie das viele Geld für sich allein ausgeben soll, und nahm seine Schwester zu sich. Die kleine Mizzi, die im Kattunkleidchen in die Schule ging, steht jetzt einem vornehmen Hauswesen vor und wird demnächst einen rumänischen Universitätsprofessor heirathen. Dann muß Hans selber auch heirathen, und die er nimmt, die macht ein großes Glück."

Philipp sah den sonderbaren, nachdenklichen Blick nicht, den Anna während seiner langen Rede auf ihn heftete. Hätte er ihn übrigens auch bemerkt, so wäre es ihm doch nur ein neuer Anlaß gewesen, sich über die schöne Farbe und den prachtvollen Schnitt der Augen zu freuen, die diesen Blick versandten.

Dann kam das Essen. Sonderlich gut war es nicht, aber Philipp schluckte es für eitel Nektar und Ambrosia. Saß doch Anna neben ihm, füllte ihm den Teller, sprach zu ihm mit ihrer volltönenden Stimme, die ihn immer an den Klang seines Lieblingsinstruments, das Violoncello, gemahnte. Nach Tisch zog sich die Mutter zu einem Mittagsschläfchen zurück, und da war es erst ganz herrlich. Da saß Anna neben ihm auf dem alten Sopha und er durfte sie an sein Herz pressen, ihre weißen Hände streicheln,

ihren Mund küſſen, mit ihren Haaren tändeln, allerlei köſtlich Närriſches mit ihr ſchwatzen und, Alles in Allem, ein überſeliger Mann ſein.

Endlich wurde es Zeit, daß ſich Anna für die Theaterfahrt umkleiden mußte. Die Zeit des Wartens füllte Philipp aus, indem er rauchend auf dem fadenſcheinigen Teppich hin und her ging, in die blauen Wölkchen ſeiner Cigarette, die duftig um ihn wirbelten, tauſend goldene Zukunftsträume hineinſpann und hin und wieder ſtehen blieb, um ein altes Möbelſtück mit all' der Zärtlichkeit zu betrachten, die es verdiente, weil es ihr gehörte.

So fand ihn Hans, als er in's Zimmer trat, die Geſellſchaft abzuholen.

„Du triefſt ja ordentlich von Glück!" ſagte er, indem er den Vetter beobachtend anſah wie ein Naturforſcher.

Philipp legte ſtatt der Antwort ſeinen Arm um des Freundes Schulter und ging mit ihm hin und her. Er athmete tief und ſog die Luft wie mit Entzücken in ſeine breite Bruſt. Sein Geſicht ſtrahlte, als habe er eben in den Himmel geſchaut; Hans ſah ſtill vor ſich hin und hatte dabei einen nicht gar zu freundlichen Ausdruck in den klugen Augen.

Als die Damen in vollem Putz in das Zimmer traten, verſchwand dieſer Ausdruck ſofort, und Hans begrüßte die Braut ſeines Vetters mit einer Wärme, als ſei ſie ſeine eigene, worüber ſich Philipp über alle Maßen freute. Und wie glücklich Anna offenbar war, daß ſie dem Freunde ihres Philipp ſo gut gefiel! Wie ihre ſchönen Augen blitzten, wie herzinnig ihr fröhliches Lachen klang, und wie geſcheidt ſie antwortete!

Frau Neſſelbacher ſah höchſt unzufrieden auf Hans und Anna, als ſei ſie für Philipp eiferſüchtig, und machte ein äußerſt verdutztes Geſicht, als ſie dieſen anſah und das ſchelmiſche Behagen in ſeinen Augen gewahrte. Die gute

alte Frau ſteckte offenbar voll romantiſcher Ideen, ſie fürchtete einen Kampf der feindlichen Brüder — es war zu köſtlich!

Es war zu köſtlich! Das fühlte Anna auch, als ſie in dem eleganten offenen Vierſitzer durch die geſchäftig belebten Straßen rollten, und die Leute ihr bewundernd nachſahen. Was der Luxus doch der Schönheit für ein Relief gibt! Wenn ſie ſo zu Fuß durch dieſelben Straßen gegangen war in ihrem ärmlichen Alltagskleidchen, da hatten ſich die Leute viel weniger umgeſehen nach ihr, und in ganz anderer Art, nicht ſo bewundernd. — Wer doch immer ſo fahren könnte!

Sie begann in Gedanken die beiden Männer, die da vor ihr auf dem Rückſitz ſaßen, zu vergleichen. Wie unbedeutend und knabenhaft dieſer Philipp mit ſeiner kindiſchen Freude im Geſicht doch ausſah neben ſeinem Vetter Hans. Der unreife Schwärmer neben dem erprobten, ſelbſtbewußten, überlegenen Mann. Philipp würde es nie ſo weit bringen, als der da es ſchon gebracht hatte, nie!

Der Wagen fuhr eben die Rampe des Hoftheaters hinan und hielt vor dem Portal. Anna fuhr aus ihren Gedanken auf und ſah, wie Hans als der Erſte aus dem Wagen ſprang, um den Damen beim Ausſteigen zu helfen. Sie legte mit dem Anſtand einer Prinzeſſin die Fingerſpitzen auf den Arm, den er ihr darreichte, hüpfte leicht aus dem Wagen und faßte nun den Arm des Arztes feſter.

„Philipp mag die Mutter führen!“ ſagte ſie mit ſchelmiſchem Lächeln über die Schulter zurück und dieſer antwortete mit einem luſtigen Augenzwinkern, das beſagen ſollte: „Nur zu. Ich verſtehe ſchon Spaß!“

Als Anna den treuherzigen Ausdruck dieſer Augen ſah, hob ſie unmerklich die feinen Schultern und ſchritt dann am Arme ihres Kavaliers in das menſchenerfüllte Foyer hinein.

Hans sah mit sonderbarem Blicke auf das schöne Geschöpf an seinem Arme nieder.

„Sie spielen da ein gefährliches Spiel, meine schöne Base!“ flüsterte er ihr mit einer Stimme zu, aus der sie die Freude über ihr Verhalten hervorhörte.

Sie sah ihn mit lockenden Augen an und antwortete leichthin: „Ach nein, Philipp ist ja so gut!“ Es klang, als habe sie sagen wollen — so dumm. Hans konnte nicht antworten, denn Philipp rief ihn von rückwärts an:

„He, sag' einmal, Hänschen, was wird denn eigentlich heute gespielt?“

„Der ‚Herr Senator‘,“ erwiederte Hans, sich umkehrend. „Hier hinauf gehen wir, rechts.“

Als die Vier in die Loge traten, ging eben der Vorhang in die Höhe. Anna sah mit stolzer Freude, daß eine ganze Anzahl von Operngläsern im Parkett sich nach ihr wandte, als sie sich an der Logenbrüstung niederließ, und diese Richtung hartnäckig beibehielt, als seien die Herren eigens in's Theater gekommen, um sie zu sehen. Diese Huldigung, die in dem übervollen Hause, in dessen reich besetzten Logen so viele schöne, kostbarer gekleidete Frauen und Mädchen saßen, gerade ihr zu Theil wurde, that ihr unendlich wohl. Sie bewies ihr, daß sie in der vornehmen Gesellschaft einen hervorragenden Platz einnehmen würde, kraft ihrer Schönheit — wenn sie in diese vornehmste Gesellschaft nur hineinkäme! Dazu freilich war wenig Aussicht.

Sie blickte den neben ihr sitzenden Philipp von der Seite an.

Der saß mit leicht geöffnetem Munde, um den ein fröhliches Lächeln spielte, und wandte kein Auge von der Gestalt des „Herrn Senators“, der da drüben auf der Bühne die ganze Komik der hellen Aufgeblasenheit verkörperte.

Anna setzte ärgerlich die weißen Zähne in den unteren Lippenrand.

„Wie er daſitzt — ganz hingeriſſen, wie ein Konfirmand an ſeinem erſten Theaterabend!“

Da fühlte ſie des Anderen, der da hinter ihr ſaß, Blicke heiß auf ſich ruhen. Sie wandte den Kopf zurück und begann mit Hans ein leiſes Geſpräch. Das war ein Mann. Der würde nicht ſeine ſchöne Braut vergeſſen eines Schauſpiels wegen.

Und wie klug er ſprach. Da war nichts zu ſpüren von den Ueberſchwenglichkeiten, in denen Philipp ſich erging. Wenn er ſcherzte, ſo war's eine feine ironiſche Wendung. Philipp hatte einen derben Humor, der einen viel weniger vornehmen Eindruck machte.

„Vornehm!“ Das war überhaupt das richtige Wort für Hans. Wie nobel er ausſah, wie gut der franzöſiſche Bart ihn kleidete, und wie der Diamant an ſeiner wohlgepflegten Hand leuchtete, wenn er dieſen Bart ſtreichelte, was eine Lieblingsbewegung von ihm zu ſein ſchien.

„Sie verkehren wohl in der beſten Bukareſter Geſellſchaft, Herr Doktor?“ fragte Anna, mitten in ein ganz anderes Geſpräch hinein.

„Allerdings,“ ſagte Hans nachläſſig. „Ich zähle die Königin — Sie wiſſen ja, Carmen Sylva — zu meinen Patientinnen, und werde infolge deſſen zu allen Bällen und dergleichen zu Hofe befohlen.“

„Wie reizend!“ ſagte Anna bewundernd. „Da muß es wohl ungemein vornehm hergehen?“

„O ja. Bis zur Peinlichkeit vornehm. Alles in Rumänien hat franzöſiſchen Schnitt, und das Weſen bei Hof vor Allem. König Karl iſt zu klug, um ſich mit der Geſchmacksrichtung der Bojaren in Widerſpruch zu ſetzen. Deſto gemüthlicher iſt es bei den kleinen, intimen Theeabenden, welche die Königin ihren Getreuen gibt.“

„Da ſind Sie auch dabei?“

„Jedesmal. Die Königin hält große Stücke auf den

deutſchen Arzt, iſt ſie doch ſelber eine deutſche Prinzeſſin. Bei dieſen kleinen Abenden alſo geht es ungemein gemüthlich zu. Da wird Muſik gemacht, vorgeleſen und vor Allem geplaudert, wie man an einem der ſchöngeiſtigen Fürſtenhöfe des vorigen Jahrhunderts geplaudert haben mag."

Anna brach das Geſpräch verſtimmt ab und ſah nach der Bühne, um nicht weiter reden zu müſſen. Aber ſie war zu ſehr mit ihren eigenen Gedanken beſchäftigt, um allzuviel Intereſſe für ein Theaterſtück zu erübrigen.

Reichthum, Glanz, geſellſchaftliche Stellung, Hoffähigkeit ſogar, Alles hätte der Mann ihr bieten können, der da hinter ihr ſaß und ihre Schönheit bewunderte. O ſie fühlte es wohl!

Ja, ſie war ſchön! Aber was half es ihr? Ihre Zukunft hieß Philipp Markner, und wie ſollte Philipp Markner zu Reichthum und Anſehen kommen? Er, der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vergeſſen konnte über ſeinen Hirngeſpinnſten oder auch über den Hirngeſpinnſten eines Anderen, wie eben jetzt.

Sie ſah ihren Verlobten mit wenig bräutlichem Blicke an.

„Ei was," tröſtete ſie ſich dann wieder, „er iſt jung, er wird ſich ſchon ziehen laſſen. Ich werde ſeinen Ehrgeiz wecken, ich werde ihn vorwärts treiben, immer höher hinauf. Er muß Ruhm und Reichthum gewinnen."

Sie ſah mit glühenden Augen vor ſich hin. Ein goldener Regen von Zwanzigmarkſtücken, mit Ordenskränzen für ihn und Edelſteinen für ſie untermiſcht, rieſelte vor ihrem Blick. In ihren Ohren brauste der donnernde Beifall, den das Publikum im Berliner Hoftheater ſeinem Drama zollte, und ſie ſaß in der Proſceniumsloge, ſtolz, hoch aufgerichtet, ſie, die den Dichter zu ſeinem Werke begeiſtert hatte! . . .

„Komm, Anna, wir gehen!" Wer ſprach da zu ihr? Ja ſo, Philipp, ihr Bräutigam; das Stück war aus, und

die Leute klatſchten wie raſend nach der Schauſpielerin, die ſich als Agathe verabſchiedet hatte von ihren Münchener Verehrern.

Anna ſtand wieder auf dem feſten Boden der Wirklichkeit. Sie fuhr ſich mit der Hand über die Stirn, ließ ſich von Philipp den Shawl um die Schultern legen und nahm ſeinen Arm, nachdem Hans, wie ſie mit Bedauern bemerkte, bereits ihrer Mutter den ſeinigen geboten hatte.

Sie hörte nicht viel auf das fröhliche Plaudern ihres Verlobten, während ſie neben ihm die Treppe hinab und durch die von Menſchen wimmelnde Vorhalle ſchritt, ſondern ſchwelgte in dem Aufſehen, das ſie erregte. Junge Offiziere und ältere Civiliſten ſchauten ſie mit unverhohlener Bewunderung an, und vornehme Frauen, hochmüthig-prunkend wie Paradepferde, muſterten ſie mit dem neidiſch-feindſeligen Blick, der dem weiblichen Weſen, dem er zu Theil wird, höheren Genuß bereitet, als die glühendſte Bewunderung aus männlichen Augen. Ja, wenn ſie in die Geſellſchaft käme, ſie wollte deren Königin werden. . . .

Nun ſaß man wieder im Wagen und Hans rief dem Kutſcher zu: „Café Luitpold!“

Anna fühlte, wie ihre Wangen heiß wurden vor Vergnügen.

Seit dieſes prunkvoll ausgeſtattete Lokal eröffnet worden war, hatte es einen Gegenſtand ihres heimlichen Sehnens gebildet, dort zu ſpeiſen und recht große Zeche zu machen. Bei den hohen Preiſen, die dort herrſchten, und dem bedauerlichen Tiefſtand in der mütterlichen Börſe hatte ſie's aber noch nicht weiter gebracht, als einmal dort eine halbe Portion Eis zu eſſen, und dabei mit großen, neidiſchen Augen auf die glücklichen Leute zu ſchauen, die ſich in den hohen, künſtleriſch ausgeſchmückten Räumen bewegten, wie zu Hauſe, denen auch die Kellnerinnen nicht ſo impertinent herablaſſend begegneten, wie ihr und ihrer Mutter. Und

dort sollte sie heute essen, fein essen, auch wohl Champagner trinken! Was dieser Hans doch für ein lieber Mensch war!

Sie trat mit möglichst gleichgiltiger Miene in den Vorsaal des Restaurants und sah hochmüthig nach dem Geschäftsführer, der die kleine Gesellschaft mit achtungsvoller Verbeugung empfing.

„Da wären wir," sagte Hans zu dem Geschäftsführer. „Nun zeigen Sie mir das Sonderzimmer, mein Bester, das ich habe belegen lassen."

Anna hätte ihren Champagner lieber im großen Speisesaal getrunken vor allen Leuten, aber ein eigenes Zimmer war wohl viel vornehmer.

Das war es auch. Spiegel vom Boden bis an die Decke, Blattpflanzen in allen Winkeln, elektrisches Licht, das Gedeck weißer Damast, Silberbesteck, echtes Porzellan, ein Kellner, der aussah wie ein englischer Gesandtschaftsattaché — es war sehr vornehm.

Und was für Sachen auf den Tisch kamen, Dinge, die Anna kaum dem Namen nach kannte, und zu jedem Gang ein anderer Wein. Das mußte ein sündhaftes Geld kosten.

Anna beobachtete verstohlen ihre Tischgenossen. Ihre Mutter war ganz niedergedonnert und brachte kaum einen Bissen hinunter vor Angst; Philipp war etwas kleinlaut, die Pracht imponirte offenbar auch ihm, nur Hans schien vollständig in seinem Element. Er aß mit prächtigem Appetit, gab zwischendurch dem Kellner erstaunlich sachkundige Befehle, die mit ebenso erstaunlicher Unterwürfigkeit entgegengenommen und blitzgeschwind ausgeführt wurden, scherzte und lachte und bestritt die Unterhaltung fast ganz allein — kurz, Hans war wie zu Hause. Er war eben ein vornehmer Mensch, der mit Ministern und Prinzen umging und selbst lebte, wie diese

Anna ſeufzte leiſe und trank ihr Glas, das Hans eben mit irgend einem feinen, ziemlich ſchweren Rothwein gefüllt hatte, in ihrer Zerſtreutheit mit einem Zuge aus. Als ſie es leer niederſetzte, bemerkte ſie einen ſonderbaren Ausdruck in dem Blicke, mit dem der ihr gegenüberſitzende Arzt ihr zuſah, und wurde verwirrt. Sie hatte da offenbar einen Fehler begangen. Es war nicht fein für eine junge Dame, ſo raſch zu trinken. Aber wenn man Gedanken hinabzuſpülen hat —

Endlich war das Mahl beendet. Der Kellner erſchien mit einem Gefolge von zwei ſchwarzfräckigen Jungen, die einen mächtigen eisgefüllten Kübel hereintrugen, aus dem in Silber gehüllte Flaſchenhälſe verheißungsvoll winkten.

Die Jungen räumten den Tiſch mit einer Behendigkeit dreſſirter Meerkatzen ab; der Kellner hatte indeſſen eine Flaſche geöffnet — zu Anna's Verwunderung, ohne den Kork knallen zu laſſen — und goß den ſchäumenden Wein in die breiten Gläſer. Dann zog die Bedienung ſich zurück, und Hans ſchlug mit dem Ringfinger an ſeinen Kelch.

„Hört!“ rief Philipp luſtig, „der Bojar will reden. Aber nicht rumäniſch, Hans! Das verſtehen wir nicht.“

„Ruhig!“ antwortete Hans, indem er ſich erhob, und begann dann.

Anna lauſchte der ſonoren Stimme wie gebannt. Wie fein er ſprach — und wie ſchmeichelhaft für ſie! Er ſei ihr Gegner geweſen von vornherein, er habe ſeinem Vetter Philipp Vorwürfe gemacht, aber ihr Anblick habe ſeine Vorurtheile zerſtreut, wie der Sonnenſchein die Wolken. Und doch nicht ganz ſo, der Vergleich hinke. Denn wenn die Wolke vorüber ſei, ſo bleibe kein Schatten zurück in der Landſchaft, ſeine Vorurtheile aber haben einen ſolchen Schatten in ſeiner Seele zurückgelaſſen: die Reue, ſie gehegt zu haben!

„Mein theurer Philipp!“ ſchloß er. „Ich ſtehe vor

Deiner Braut als beſiegter Gegner. Und wie ehedem der überwundene Fürſt dem Sieger Tribut darbringen mußte, ſo will auch ich thun. Deshalb habe ich Deine Erlaubniß erbeten, ihr heute ſchon dieſes kleine Geſchenk zu machen."

Er zog ein Etui von feinem ſchwarzen Leder aus der Taſche, ließ es aufſchnappen und nahm ein goldenes, von Brillanten funkelndes Armband heraus, das ein dreifaches „Ah!" hervorrief und Anna's Augen freudig aufblitzen machte.

„Sie erlauben, meine ſchöne Schwiegerbaſe! — Philipp, Dir ſchenk' ich dieſes neue Wort; merk' Dir's, für gelegentliche Verwendung."

Während dieſes Scherzes hatte er das Armband um das ſchlanke Handgelenk Anna's gelegt und fuhr nun fort: „Nun ich meine Ehrenſchuld los bin, kann ich mit gutem Gewiſſen meinen dreifachen Glückwunſch anbringen: Ihnen, mein Fräulein, gratulire ich zu den beſtrickenden äußeren und inneren Vorzügen, die Sie in ſich vereinen; Sie, meine verehrte Frau Neſſelbacher, beglückwünſche ich dazu, eine ſolche Tochter geboren und erzogen zu haben; Dir, mein Philipp im Glück, gratulire ich, daß Du dieſe Perle gewonnen haſt. Lebt Alle hoch! hoch! hoch!"

Die vier Gläſer klangen hell zuſammen.

Als Philipp das ſeinige geleert hatte, fiel er dem Freunde begeiſtert um den Hals.

„Kerl, Du ſprichſt wie ein Minneſänger und ſchenkſt wie ein Fugger. Das freut mich! Wenn ich nur wüßte, wie ich Dir danken ſoll. — Halt, ich hab's. Anna, mein liebes Bräutchen, gib dem Minneſänger da, dem wallachiſchen Ritter Frauenlob, einen recht minniglichen Kuß!"

Anna, welche ganz verwirrt das koſtbare Geſchenk beſehen hatte, hob bei dieſem Anruf den Kopf und ſah ihrem Verlobten mit einem ſonderbaren Blick in die glückſtrahlenden Augen. Ehe ſie antworten konnte, war ſchon Hans

neben ihr. Er hatte ihren Kopf zwiſchen ſeinen Händen und drückte ihr mit einem heißen Blick in ihre Augen einen Kuß auf den Mund. Sie fühlte, wie ſie roth wurde, und trat verwirrt zurück, etwas wie Verachtung für den ſelbſtloſen Philipp im Herzen, der luſtig in die Hände klatſchte und „Bravo!“ rief.

Nun folgte Rede auf Rede. Zunächſt ergriff Philipp das Wort, um in überſchwenglichen Ausdrücken von der Freundſchaft zu reden, die ihn mit Hans verbinde, der ihm immer ein Bruder und ein Onkel zugleich geweſen ſei als älterer Vetter. Es wäre ihm ſchmerzlich geweſen über alle Maßen, hätte er zwiſchen dieſer alten Freundſchaft und der jungen Liebe wählen müſſen; er preiſe ſich glücklich, daß ihm dieſe Wahl erſpart worden ſei. Vetter Hans möge hochleben!

Nach Philipp ſprach Anna ein paar Worte des Dankes für das ſchöne Geſchenk, und nach ihr faßte der Redeteufel Frau Neſſelbacher. Die gute Dame hatte etwas zu raſch getrunken in ihrer Herzensfreude und verſicherte nun, daß man nicht glauben dürfe, ſie habe noch nie Champagner getrunken in ihrem Leben. O, bei ihr zu Hauſe, als ſie noch Mädchen geweſen, da ſei es fein hergegangen. Aber der verſtorbene Sekretär Neſſelbacher habe leider nur ein kleines Einkommen gehabt, und ein Mädchen zu verſorgen ſei heutzutage ſchwer, und es habe ihr Mühe genug gekoſtet —“

„Ihre vortreffliche Tochter zu erziehen,“ fiel Hans ein, zur größten Erleichterung Anna's, die wie auf Nadeln ſaß. „Gewiß, verehrte Frau! Dafür wollen wir auch Sie noch einmal leben laſſen, Sie ganz allein. Ein Hoch der Mama Neſſelbacher, hoch, hoch!“

Die alſo Gefeierte hielt knixend ihr Glas den drei Anderen hin, die ſich ihr entgegenſtreckten, und ſetzte ſich dann etwas verblüfft nieder. Wie war das nur? Sie hatte

doch ganz was Anderes sagen wollen, nämlich von dem Widerstande dieser starrköpfigen Anna gegen die Verlobung mit Philipp, und wie sie, die Mutter, Recht behalten habe. Sie knurrte in sich hinein und sah mit ergrimmtem Blick zu Hans hinüber, der den Ausbruch ihres vollen Mutterherzens so brutal erstickt hatte.

Der merkte den Blick wohl, aber er lachte nur still in seinen Bart und unterhielt sich weiter mit Philipp und Anna. Die Beiden lachten schon sehr viel unter der Einwirkung des Schaumweins, von dem eben die dritte Flasche geöffnet worden war.

Nun schlug er wieder an sein Glas. „In vino veritas! Ich rede jetzt in eigener Sache, sintemalen ich in dieser feuchtfröhlichen Stunde mein Geheimniß nicht mehr für mich behalten mag. Ich bin keineswegs auf einer bloßen Vergnügungsreise, Kinder. Auf die Suche bin ich gefahren nach einer Frau. Meine Schwester heirathet schon im nächsten Herbst. Da bliebe mein Haus ohne weibliche Leitung, und das darf nicht sein. Eine Rumänin schien nun nicht recht zu mir zu passen, die Jungfrauen unserer deutschen Kolonie desgleichen nicht, so mußte ich denn nach Deutschland gehen. Wünschet mir Glück und stoßt mit dem letzten Glase darauf an, daß meine künftige Frau der Braut unseres Philipp möglichst gleichen möge!“

„Sie lebe hoch!“ schrie Philipp, „unbekanntermaßen dreimal hoch!“

Die Gläser stießen klingend zusammen. Anna sah seltsam blaß aus, und ihre Augen glühten wie im Fieber.

Hans drückte auf den Taster der elektrischen Klingel, der an der Tischkante angebracht war.

„Den Wagen und die Rechnung,“ befahl er, als der aristokratische Kellner eintrat.

„Nicht den Wagen,“ bat Anna. „Es ist so schön draußen, wir gehen zu Fuß nach Hause, bitte!“

„Unter der Bedingung, daß mir Philipp die Ehre läßt, Sie zu führen, liebe Schwägerin," erwiederte Hans galant.

In ihren Augen leuchtete es auf bei dieser Antwort.

Philipp gab seine Zustimmung, und Hans sagte: „So lohnen Sie den Kutscher ab, Kellner, und setzen mir den Betrag auf die Rechnung."

Drei Minuten später trat die kleine Gesellschaft auf die Straße, welche der volle Mondschein in seltsame Schönheit tauchte. Ein leiser Wind strömte mit erquickender Kühle an den heißen Schläfen und Wangen hin.

Philipp führte die allerlei sinnloses Zeug schwatzende Frau Nesselbacher und beneidete im Stillen seinen Vetter, der mit Anna ziemlich rasch voraus schritt. Es war dem freilich nicht zu verdenken, daß er sich der Pflicht, die Mutter heimzulootsen, entzogen hatte. Es war ja auch seine Pflicht gar nicht. Solcher Dienst kam dem künftigen Schwiegersohn viel eher zu. Daß aber die Beiden so rasch gingen und ihn zurückließen, war ärgerlich.

Er rief eine leer daherhumpelnde Droschke an, setzte sich mit seiner theuren Bürde hinein und rief Hans an, als er an den Beiden vorüberfuhr.

„Mama ist müde, so fahren wir Beide heim! Anna binde ich Dir auf die Seele."

„Unbesorgt," klang es zurück, „und warte auf uns."

„Natürlich," erwiederte er, „ich begleite Dich ja noch in den Gasthof. Adieu also einstweilen. Vorwärts, Kutscher."

Er hatte Mama Nesselbacher, welcher der Champagner immer schwerer in die Füße hinabgesunken war, längst ihre vier Treppen hinaufspedirt und war eine ganze Weile auf und ab gewandert, als Hans und Anna endlich an der Straßenecke sichtbar wurden. Es gab ihm einen eigenthümlichen Riß im Herzen, als er die beiden Gestalten eng nebeneinander, Arm in Arm, herankommen sah, und

er schalt sich wegen dieser Regung tüchtig aus. Eifersucht? Eifersucht auf seinen lieben Hans? Wie dumm!

Er eilte Beiden entgegen und begrüßte sie mit fröhlichem Lachen.

„Du brauchst um Mama keine Angst zu haben, Aennchen. Sie ist nur ein bischen angegriffen."

„Du bist zu gütig, Philipp, ich mache mir ohnehin keine Sorgen!" kam es von Anna's Lippen kühl zurück. „Adieu, Herr Doktor, schönen Dank! Adieu, Philipp!"

Sie bot ihrem Verlobten die Wange zum Kuß, entzog sich ihm, noch ehe er diese Wange mit seinen Lippen berührt hatte, und huschte in's Haus.

Philipp stand einen Augenblick fassungslos, starrte auf das Thor, das sich rasch aufgethan und wieder geschlossen hatte und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Was ... was war denn das?" murmelte er. Da hörte er neben sich Hansens kräftiges Lachen.

„Was das war? Haha, Du Kindskopf! Das macht der Champagner immer so, zumal bei Leuten, die ihn nicht gewohnt sind. Erst regt er an und auf, dann lacht man und singt und hält Reden, und dann kommt die Erschlaffung. Da will man von nichts mehr wissen, als von seinem Bett. Schlafengehen! Gehen auch wir, komm!"

— — — — — — — — — — — — —

Am andern Vormittag lag Hans behaglich auf dem Divan seines eleganten Hotelzimmers, rauchte eine Cigarre und las, als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und Philipp in's Zimmer stürzte. Er sah wie von Sinnen aus.

„Was ist denn los, Philipp?" fragte Hans ruhig.

„Was los ist?" lachte Jener wild auf. „Das da ist los! Lies — lies!"

Hans griff nach dem zerknüllten Briefe, den ihm Philipp hingeworfen hatte, faltete den Brief auseinander und las, ohne eine Miene zu verziehen:

„Mein verehrter Herr Doktor!

Verzeihen Sie der Unglücklichen, die Ihnen Schmerz bereiten muß, und die einzig in dem Gedanken die Kraft dazu findet, daß es beſſer iſt, einen Herzensirrthum in elfter Stunde zuzugeben, als ſich und einen Anderen unglücklich zu machen aus falſchem Opfermuth.

Die Liebe, die ich für Sie zu fühlen wähnte, die mich Ja ſagen ließ auf Ihren mich ſo ehrenden Antrag, war ein ſolcher Irrthum.

Ich achte Sie ob Ihrer ſeltenen Eigenſchaften, ich verehre Ihr Talent, ich ſchätze Sie als Freund ... aber ich liebe Sie nicht. Und was wäre für Sie, für uns Beide, eine Ehe ohne Liebe?

So ſende ich Ihnen denn Ihren Ring zurück und bitte Sie nur das Eine: Glauben Sie mir, daß dieſer Schritt mich einen ſchweren Kampf koſtet, daß das Licht, das in meine Seele fiel und mir meinen Irrthum zeigte, mir bitter wehe gethan hat. Und zürnen Sie nicht Ihrer ſchmerzdurchwühlten

Anna."

„Hm," brummte der Arzt und ſah ſeinen Vetter an, dem die Thränen an den Wimpern hingen, „Du biſt doch ſchon dort geweſen heute?"

„Gleich, als ich dieſen Brief erhielt," ächzte der Arme. „Aber die Wohnung war verſchloſſen. Ich läute und läute, da kommt die Nachbarin und ſagt, die Damen ſeien fort und kämen erſt in vierzehn Tagen wieder. Wohin — unbekannt!"

Er ſchlug die Hände vor's Geſicht und weinte wie ein Kind.

Der Arzt rückte unruhig auf ſeinem Sitze hin und her.

„Aber Philipp, Philipp ... Du biſt doch kein Kind! Du biſt doch zu mir gekommen, damit wir berathen, gelt? Gib mir einmal den Brief her, der dort auf meinem Schreibtiſch liegt. Lies einmal, vielleicht wird Dir dann wohler zu Muth!"

Philipp ließ die Hände sinken und sah den Vetter mit rothen, nassen Augen fragend an. Dann trat er gehorsam an den alterthümlichen Schreibtisch und nahm den Brief.

„In Reichenhall also ist sie?" schrie er auf, als er einen Blick auf die Adresse geworfen hatte. „Gleich will ich . . ."

„Lies nur erst!" beschwichtigte ihn Hans. „Der Zug geht erst später."

Philipp blieb stehen, nahm langsam das Blatt aus dem Kouvert und las:

„Mein bestes Fräulein!

Ich gebe Ihnen hierdurch Ihr Wort zurück, das Sie mir heute Nacht nach eifriger Bewerbung meinerseits gegeben haben. Der Grund dafür ist, daß ich meinem Vetter seine ehemalige Braut unmöglich als seine Schwägerin vorstellen kann.

Bei Ihrem scharfen Verstande durchschauen Sie nun mein Spiel und machen mir einen bitteren Vorwurf daraus, daß ich Ihnen die Existenz verdorben habe, die Sie sich aus der Verblendung meines Vetters herausschlagen wollten und auch herausgeschlagen hätten. Ich nehme den Vorwurf ruhig hin in dem Bewußtsein, daß es zum Besten meines armen, leichtgläubigen Freundes geschah.

Dr. Hans Markner."

Philipp hob langsam den Kopf. „Du also?"

„Ja, ich!" erwiederte Hans, der aufgestanden war und nun vor ihn hin trat. „Da Du meinen Worten nicht glauben wolltest, so mußte ich Dir beweisen, daß Dein Engel, der so an Dir hängt, Dich um des Nächsten, Besten willen, der ihr mehr bietet, sitzen läßt. Ich habe sie auf den ersten Blick durchschaut, mein Verhalten darnach eingerichtet, und da hast Du nun die Resultate. . . . Kannst mir Deine Sekundanten schicken, wenn Du willst," fuhr er nach einer Pause fort, als Philipp keine Antwort gab.

„Wenn Du aber geſcheidt biſt, ſo ſagſt Du mir ſchönen Dank und gehſt mit. Berlin — Paris — Bukareſt. Kannſt dort Studien machen für rumäniſche Novellen. Werden jetzt gern geleſen, die Geſchichten. Schlag ein!“

Er hielt dem Freunde die offene Rechte hin. Philipp hob mit einem gewaltſamen Ruck den ſchlaff herabhängenden Arm und legte ſeine Hand in die des Vetters. Seine Finger ſchloſſen ſich mit ſtarkem Druck um dieſe rettende Hand.

„Ich danke Dir — wir wollen reiſen.“

Seine Stimme klang noch trüb, als er das ſagte, aber in ſeinem Blick leuchtete ein feſter Wille.

Von Genua nach Nizza.

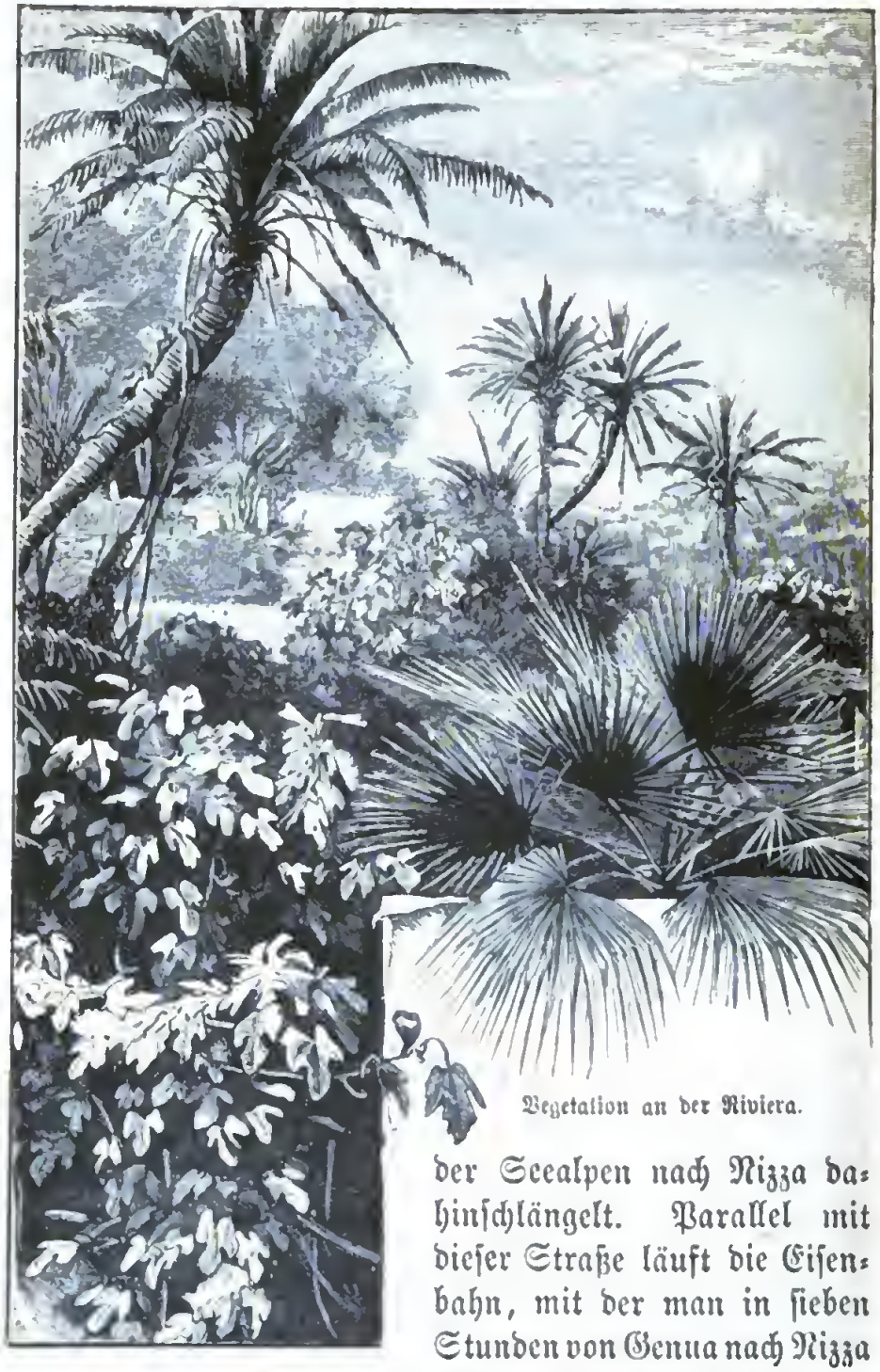
Frühlingstage an der Riviera di Ponente. Von **K. Prior.**

Mit 16 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Vielleicht keine Küſte der Welt iſt an Schönheit jener Strecke zu vergleichen, die von Genua bis Nizza reicht. Sie heißt die Riviera di Ponente oder Weſtküſte im Gegenſatze zu der Riviera di Levante oder Oſtküſte (von Genua bis Spezia) und bietet eine unvergleichliche Fülle landſchaftlicher Reize, die den Nordländer doppelt feſſeln und entzücken, wenn es ihm vergönnt iſt, ſich vor den letzten üblen Launen unſeres heimiſchen Winters an jenen ſonnigen Geſtaden zu bergen.

Freilich fällt auch in Italien die Regenzeit auf das Frühjahr, und wer vom Mißgeſchick verfolgt wird, kann wohl auch im April oder Mai, wenn er in der ſicheren Erwartung über die Alpen eilt, jenſeits derſelben den vielgeprieſenen ewig blauen Himmel zu ſchauen, an der Riviera troſtloſe Regentage verleben. Durchweg iſt aber das Frühjahr dort eine ganz wunderherrliche Jahreszeit, und der von jenſeits der Alpen kommende Wanderer glaubt in ein wahres Paradies zu treten, wenn er die Corniche verfolgt, jene altberühmte Straße der Riviera di Ponente, die ſich von Genua längs der felſigen Meeresküſte am Fuß



Vegetation an der Riviera.

der Seealpen nach Nizza dahinschlängelt. Parallel mit dieser Straße läuft die Eisenbahn, mit der man in sieben Stunden von Genua nach Nizza gelangen kann, allein weit reichere Genüsse erschließt dem Naturfreunde die vorhin genannte prächtige Fahrstraße, die bald durch die wunderbar üppige Vegetation der Nie-

derung zieht, bald über die steilen Vorgebirge dahinläuft. Wenigstens die letzte, etwa 30 Kilometer betragende Strecke von Mentone bis Nizza sollte auch der flüchtige Tourist zu Wagen (in vier Stunden) oder noch besser zu Fuß zurücklegen, denn in ihr gipfelt die ganze Schönheit der Riviera.

Auf der ganzen „Route de la Corniche“ dehnt sich zur Linken immerfort das Meer aus, dessen fluthende Farben stets wechseln, und das man bis nach der fernen

Iris florentina und Heliotrop.

Insel Korsika zu überschauen vermag; rechts aber erstreckt sich der lange Zug der Seealpen, deren Hochgipfel sich im Frühjahr alle noch mit Schnee bedeckt zeigen. Der schmale Streifen Landes zwischen Meer und Gebirge hat infolge

ſeiner geſchützten Lage eine Vegetation aufzuweiſen, welche die vollſte Ueppigkeit ſüdeuropäiſchen Pflanzenlebens entfaltet und vielfach ſogar an die Tropen erinnert. Palmen ragen empor, die Olivenhaine ſind von ſeltener Schönheit, und überall blüht und duftet es, während jenſeits der vor uns aufragenden Berge oft noch grimme Kälte herrſcht. Die Luft erfüllt der biſamartige Wohlgeruch der dunkelblauen Traubenhyacinthen, wozu ſich die balſamiſchen Düfte von Nelken, Reſeden und Theeroſen geſellen. Gar viele von dieſen lieblichen Frühlingsgaben der Flora, ſo neben den Roſen und Veilchen namentlich die ſtolze Iris florentina und das nach Vanille riechende ſanfte Heliotrop, müſſen ihre Düfte herleihen zur Erzeugung der verſchiedenſten Parfümerieartikel, und werden deshalb maſſenweiſe gezogen; Nizza beſonders iſt ein Hauptſitz dieſer Fabrikation.

Die ganze Pracht dieſer Vegetation der Riviera können wir ſchon in dem Garten der Villa Gropallo in Nervi kennen lernen, wohin uns die Eiſenbahn von Genua in einer halben Stunde bringt. Nervi ſelbſt liegt 9 Kilometer ſüdöſtlich von der ſtolzen Heimath Fiesco's an einer dem Süden zugekehrten Berglehne mit vollem Blick auf das Meer und iſt rings von Gärten und Olivenhainen umgeben. Die Vorzüge ſeiner Lage haben es ſchon längſt zu einem vielbeſuchten klimatiſchen Kurort und einem beliebten Winteraufenthalte gemacht.

Genua zu beſchreiben, iſt nicht unſere Aufgabe; unſer Zug verläßt den Centralbahnhof und paſſirt als erſte Station San Pier d'Arena, eine Vorſtadt von Genua, wo die von Mailand kommende Bahnlinie einmündet. Es folgt die Station Cornigliano und hierauf das kleine Seſtri di Ponente, ſo genannt zum Unterſchiede von dem anſehnlicheren Seſtri di Levante. Weiterhin kommt Pegli, einer der geſchützteſten Kurorte der Riviera, aber außerdem auch ein in jeder Beziehung reizender Fleck Erde, der nicht

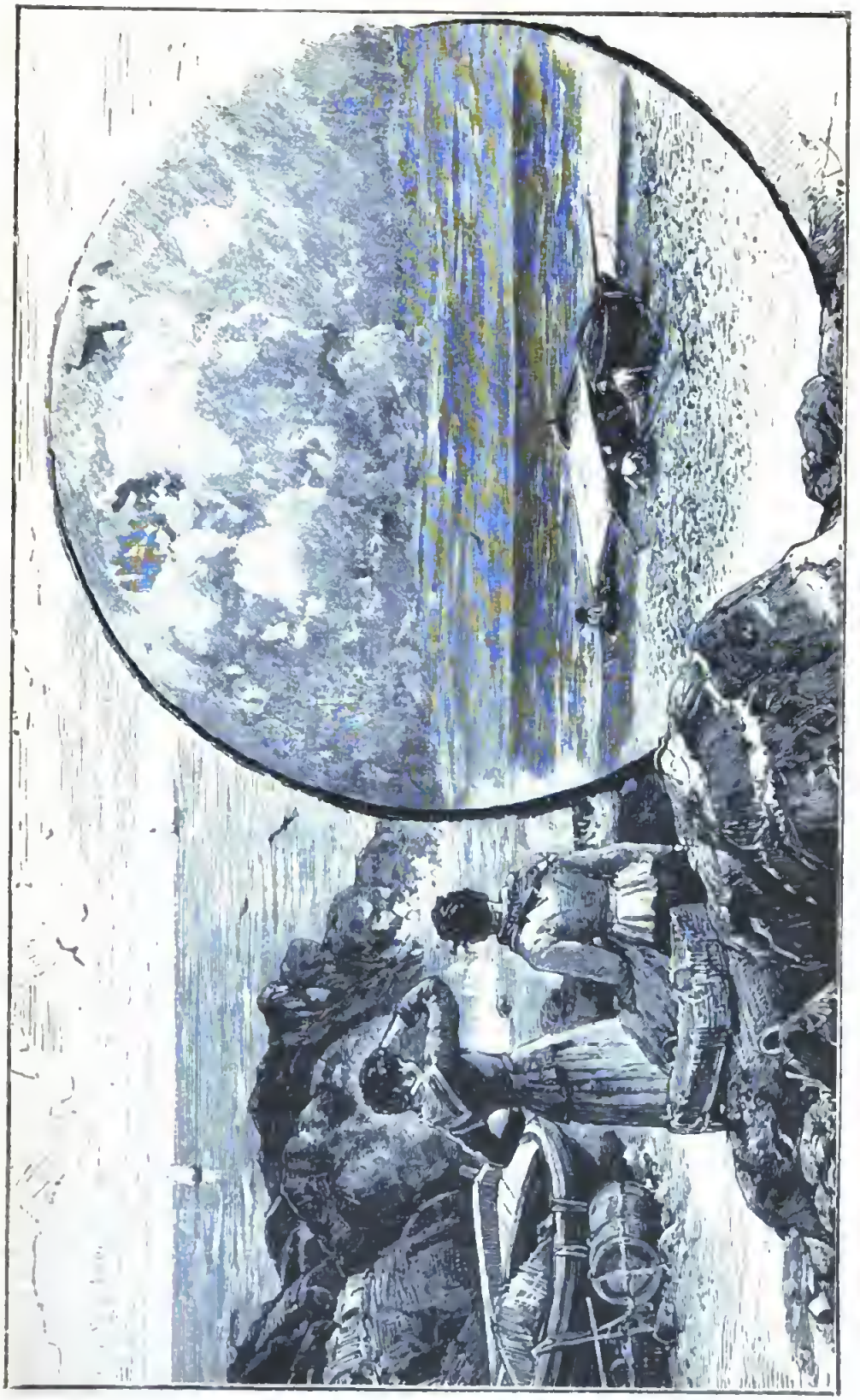
Aus dem Garten der Villa Gropallo in Nervi bei Genua.

Digitized by Google

Landschaft bei Sestri.

blos um der berühmten und zur Besichtigung offenstehenden Villa Pallavicini-Durazzo willen einen Besuch verdient.

Die Küste, auf die wir zur Linken fortwährend Ausblicke haben, bleibt sich von Sestri bis Savona ziemlich gleich; beinahe in allen größeren Orten sind Werften am Strande errichtet, auf denen fleißige Hände mit dem Zimmern von Schiffen beschäftigt sind. Dann wieder sehen wir Fischer, die zu zehn oder zwölf Mann mittelst eines Strickes die draußen im Meere liegenden und mit einer rothen Tonne bezeichneten Netze einholen, oder in kleinen



Am Strande.

Segelbarken zum Fange fahren; Andere, die bereits zurück sind, lagern sich neben ihrem Fahrzeug im Sande des Ufers und spannen die Segel zum Trocknen aus. Wenn es gegen Abend geht, sammeln sich überall Gruppen der auffallend hübschen Mädchen und Frauen am Gestade. welche der Heimkehr der Fischer entgegenharren.

Nicht weniger als 40 Tunnels haben wir bis Savona zu durchfahren, und fast nach jedem von ihnen ist die Scenerie wieder eine andere. Savona ist die bedeutendste Stadt der Riviera nach Genua und Nizza und liegt reizend inmitten grüner Hügel, die üppige Citronenwälder bedecken, Die nächste Station, Vado, ist durch eine geschichtlich verbürgte Thatsache interessant: hier war nämlich der Vater des römischen Kaisers Publius Helvius Pertinax Holzhändler, und Pertinax selbst, den die Prätorianer 193 n. Chr. wegen seiner strengen Disziplin ermordeten, setzte noch nach seinem Konsulat das väterliche Geschäft fort.

Malerisch sind alle diese kleinen Städte und Ortschaften in höchstem Grade, so das sich von einem Hügel bis an's Meer hinziehende Finale, das noch schöner gelegene Oneglia, wo der große Genueser Admiral Andreas Doria 1466 geboren wurde, und das durch seinen Hafen berühmte Porto Maurizio. Nachdem wir in einem Tunnel unter dem Kap Verde durchgefahren sind, ist San Remo erreicht, der erste von den weltberühmten drei Kurorten der Riviera di Ponente, neben denen freilich schon eine ganze Menge anderer vorhanden sind, die sich aber einstweilen vergeblich bemühen, San Remo, Mentone und Nizza ihren Rang streitig zu machen.

San Remo, das gegen 17,000 Einwohner zählt, ist nach Südosten durch das weit in's Meer vorspringende Kap Verde gegen den Mistral, den gefürchteten Ostwind, geschützt, während ihm nach Westen das Kap Nero als Deckung dient, rückwärts, nach Norden hin, aber terrassen-

Blick auf die Altſtadt von San Remo.

förmig die mit Oliven und theilweiſe auch mit Palmen bepflanzten Berge anſteigen. Der Ort ſcheidet ſich in die Altſtadt und in die Neuſtadt, die einen ſehr

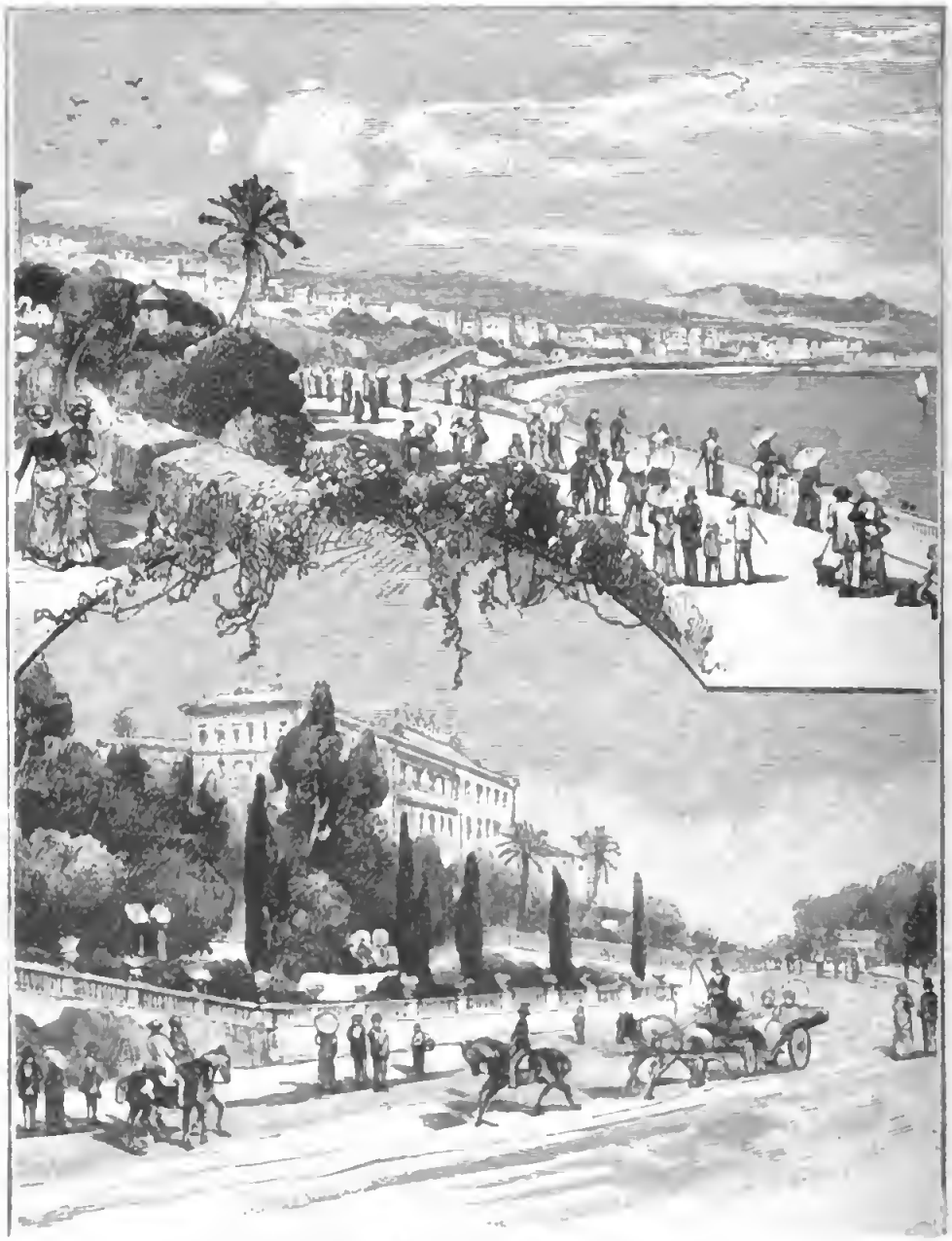
schroffen Gegensatz bilden. Die Altstadt zieht sich, wie die meisten Orte an der Riviera, hoch den Berg hinauf und stellt ein wahres architektonisches Chaos, ein unbeschreiblich enges, dunkles und schmutziges Gewirre alter zerfallener Häuser und Mauern dar, das gleichzeitig allerdings auch wieder in hohem Grade malerisch ist. Es gibt dort Straßen, die so dunkel sind, daß man selbst bei hellem Tage darin nicht zu lesen vermag, und in den Häusern ist es natürlich nicht viel heller. Ihre Bewohner scheinen meist vor den Thüren zu hausen, was ihnen das auffallend milde Klima zu jeder Jahreszeit ermöglicht. Hier hantirt der Schneider mit der Nadel, dort flickt der Schuster seinen Schuh, drüben zieht eine Mutter ihre Kinder an und machen Mädchen und Frauen Toilette. Bedächtigen Schrittes zieht der Citronenhändler zu Esel durch die Straßen, einheimische Früchte feilbietend, denn neben dem Olivenbaum und der Palme wird hier auch die Citrone gepflegt. Der nordische Fremdling wandert hier zum ersten Male unter Palmen, die als Zeichen des milden Klimas fast in jedem Garten gezogen werden, und von denen einzelne eine Höhe von 25 Meter haben. Von San Remo werden auch die Palm-

Citronenhändler in San Remo.

zweige nach Rom geschickt, die dort am Palmsonntag in den Kirchen geweiht werden. Dieser Versandt ist ein Privilegium der Familie Bresca, der es Papst Sixtus V. verliehen hat. Als nämlich im Jahre 1586 der riesige Obelisk auf dem Petersplatze in Rom aufgerichtet werden sollte, hatte der Papst während der schwierigen und gefahrvollen Arbeit bei Todesstrafe allgemeines Schweigen der Zuschauer geboten. Da aber der Koloß infolge der mangelhaften Berechnung der Ausdehnung der Stricke Gefahr lief, nicht auf die rechte Stelle zu kommen, rief im entscheidenden Augenblick der Matrose Bresca von San Remo: „Acqua alle funi (Wasser auf die Stricke)!“ und unter sofortiger Begießung der Taue glückte das Werk. Dafür verlieh Sixtus dem wackeren Manne und seinen Nachkommen das erwähnte Vorrecht.

Straße in San Remo.

Auch Bananen gedeihen hier im Freien, überhaupt ist die ganze Vegetation von erstaunlicher Ueppigkeit; im



Ansicht von San Remo und dem Westend-Hotel.

Februar bereits prangen die Hänge der Höhen im reichsten Blumenflor: Veilchen, Narzissen, Hyacinthen, Anemonen ꝛc., sämmtlich im Freien wild wachsend, bedecken den Boden.

Am Fuße des Hügels, vor der Altstadt, zieht sich der neue Stadttheil ganz in der Ebene bis zum Meere hin; hier liegen die Gasthöfe, Villen und Pensionen, wie die

Wasserleitung in San Remo.

Geschäftshäuser und die Wohnungen der wohlhabenderen Einwohner, so daß der Kurgast mit der alten, schmutzigen und dunklen Stadt auf der Höhe gar nicht in Berührung zu kommen braucht. Für die Versorgung mit Trinkwasser

iſt eine vortreffliche Waſſerleitung vorhanden. Die Gärten, Promenaden und Anlagen ſind wunderbar — wenn nur die vielen bleichen und gelben Geſichter und die überall

Der Gebirgsflecken Ceriana.

auftauchenden troſtloſen Krankenwägelchen nicht wären! Die prächtigen Gaſthöfe („Hotel des Anglais“, „Hotel Weſtend“, „Hotel Viktoria“, um nur einige zu nennen)

Die „Scheffel-Palmen“ in Bordighera.

mit ihrem übertriebenen Luxus und ihren Doppelfenstern gleichen großen Kliniken; durch die vielen Leidenden, denen man begegnet, erhält man den Eindruck, als ob man sich in einem ungeheuren Sanatorium befände, und über die paradiesische Gegend senkt sich ein Schatten der Trauer, wenn wir an die Summe von menschlichem Jammer und Leid denken, die hier zusammentrifft. Mit besonders wehmüthigem Gefühl wird wohl jeden Deutschen, der nach San Remo kommt, der Anblick der dem Hotel Viktoria gerade gegenüberliegenden Villa Zirio erfüllen, in der 1888 die kronprinzliche Familie weilte, bis der Tod Kaiser Wilhelm's I. seinen selbst sterbenskranken Sohn nach Berlin zurückrief.

An lohnenden Ausflügen in die Umgegend fehlt es für den Vergnügungsreisenden nicht; hier sei nur der zwei Stunden in östlicher Richtung entfernte Gebirgsort Ceriana erwähnt; auch das malerische Kap Nero wird viel besucht. Hier steigt jene Kalkkette aus dem Mittelmeere empor, die den Beginn der Alpenwasserscheide, der natürlichen Grenze Italiens, bildet. Der Weg, der vom Corso Mezzogiorno uns durch Olivenwälder dorthin bringt, führt weiter nach Bordighera, dem eigentlichen Palmengarten der Riviera. Hier sind diese herrlichen Bäume (durchweg Dattelpalmen) schon in solcher Masse vorhanden, zumal an der Ostseite des Kap d'Ampeglio, daß die Zweige oder Wedel weithin als Ausfuhrartikel gehen. Alle deutschen Reisenden pflegen pietätvoll jene schöne Palmengruppe aufzusuchen, die eine halbe Stunde östlich von Bordighera am Meeresstrande emporragt. Es sind dies die „Scheffel-Palmen", die der Dichter des „Ekkehard" in seinem stimmungsvollen Gedichte „Dem Tode nah" besungen hat und unter denen er sich ein Grab an diesem einsamen wilden Orte träumte.

Einen ganz unvergeßlichen, wirklich magischen Eindruck

Abend am Strande bei Bordighera.

Osteria an der italieniſch-franzöſiſchen Grenze.

gewährt ein Abend am Strande bei dem von Jahr zu Jahr mehr beſuchten Bordighera, wenn über den im lauen Winde leiſe ſchwankenden Kronen der Palmen die volle Mondſcheibe am Horizonte emporſteigt.

Allan mit gedecktem Treppengang.

Zwischen Bordighera und Mentone überschreitet man die italienisch-französische Grenze bei Ventimiglia. Charakteristisch für den Verkehr auf der Landstraße sind jene eigenartigen zweirädrigen Gespanne mit ihren mitunter

sehr schweren Lasten. Ueberall sieht man diesseits wie jenseits der Grenze, die für Italien so charakteristischen massigen Bauten der Gehöfte und Villen, und von manchem laubumrankten Altan führt ein gedeckter Treppengang malerisch zur Straße nieder.

Mentone, von den Franzosen, in deren Besitz es 1860 überging, Menton genannt, ist als klimatischer Kurort weltbekannt, zählt aber auch zweifellos zu den lieblichsten Punkten der ganzen Riviera. Die Stadt, die immer noch einen mehr italienischen als französischen Charakter trägt, hat eine ähnliche Lage wie San Remo; beiderseits wird die Bucht durch Vorberge eingefaßt und nach rückwärts bauen sich die hohen Berge der Seealpen schützend auf. Ebenso steigt auch hier wieder die winkelige, alte Stadt am Hügelhange empor, während sich in der Niederung am Gestade die moderne Fremdenstadt, mit der Avenue Viktor Emanuel und ihrer Verlängerung, der Rue St. Michel, als Hauptverkehrsader hinzieht. Diese Neustadt, die etwas westlich von der Altstadt liegt, gruppirt sich mit ihren palastähnlichen Hotels und reizenden Villen meist um den Jardin Public herum, der prächtige Palmen aufweist, wie denn überhaupt die Vegetation an Reichthum und Fülle hier, wenn es möglich ist, fast noch die bisher von uns besuchten Orte übertrifft. Im Gebiete dieser Stadt werden allein jährlich 40 Millionen Citronen geerntet, und zwar zu jeder Jahreszeit: Blüthen, Fruchtansätze und halbreife wie reife Früchte sieht man nebeneinander an demselben Baume hängen. Ferner erntet Mentone in günstigen Jahren bis 400,000 Kilogramm Oliven im Werthe von 1 bis 1½ Franken das Kilogramm. Endlich werden auch massenhaft Blumen, besonders Veilchen, Rosen, Nelken und Levkojen für den Versandt gezogen. „Niemand sollte es versäumen," sagt Professor Strasburger, der bekannte hervorragende Botaniker, „von Bordighera oder von Men-

Der Palazzo Orengo bei La Mortola.

tone aus einen Ausflug nach La Mortola, dem Garten des Herrn Thomas Hanbury, zu unternehmen. Der Eintritt wird Montag und Freitag Nachmittag, gegen Zahlung von je einem Franken zu Gunsten der Armen, gestattet. Wer eingehende Studien im Garten machen will, erhält hierzu vom Besitzer jederzeit Erlaubniß. Früher Eigenthum der Familie Orengo in Ventimiglia, trägt auch heute noch die schöne Villa im Garten, welche Herr Thomas Hanbury bewohnt, den Namen des Palazzo Orengo. Als Hanbury diese Besitzung im Jahre 1866 erwarb, war sie von einem mageren Olivenhain bedeckt. Er wußte sie in den feenhaftesten Garten zu verwandeln, der jetzt den Besucher entzückt. Der Garten deckt eine Fläche von ungefähr 40 Hektaren und fällt von der Kunststraße, welche das Dorf Mortola in hundert Meter Höhe durchzieht, bis zum Meere ab. Die in dem Nummulitenkalk tief gerissene Schlucht, an welche sich die Besitzung anlehnt, gewährt ihr Schutz gegen die Winde und ermöglicht die Entwickelung einer so üppigen Vegetation, wie sie auch an der Riviera kaum ihresgleichen findet.“ Alle Pflanzen sind mit Schildern versehen, welche den Namen, die Heimath und die Familie der betreffenden Pflanze angeben; ferner ist der Besitzer des bereits 3600 Arten umfassenden Gartens unaufhörlich bemüht, interessante, neue, technisch wichtige oder durch Heilkraft ausgezeichnete Pflanzen zu erwerben. Auf diese Weise besitzt der Garten einen ungemeinen wissenschaftlichen Werth; auch hier aber wird man wieder die Erfahrung machen, daß er gerade im Frühjahr in seinem vollsten Blüthenschmucke prangt.

Daß man von Mentone bis Nizza unbedingt die Eisenbahn verlassen und diese Strecke, welche als die schönste Parthie der Riviera gilt, zu Fuß oder wenigstens zu Wagen auf der Landstraße zurücklegen solle, haben wir bereits im Eingange erwähnt. Den Zauber dieser Gegend, zumal

wenn man sie an einem wunderbaren Lenztage durchwandert, in Worten schildern zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Wir erwähnen daher nur kurz, daß diese Straße zunächst das Kap Martin übersteigt, wobei sich immerfort die herrlichsten Rückblicke auf Mentone ergeben. Oben angelangt, wird man überrascht durch die wunderbare Aussicht auf das „Paradies des Teufels", das berühmte und berüchtigte Monaco mit Monte Carlo und seiner Spielbank, wohin sich etwas weiter eine Straße abzweigt.

Dann kommt rechts am Wege Roquebrune (italienisch: Roccabruna) am Fuß des Mont Apel, überragt von den Ruinen einer Burg, die einst ein Hauptsitz der Lascaris war. Aufwärts führend, steigt die Straße bis Turbia, wo Augustus ein Siegesdenkmal zur Erinnerung an die Unterwerfung der ligurischen Stämme errichten ließ, von dem noch Mauertrümmer vorhanden sind. Von der Paßhöhe fällt der Blick auf die Halbinsel St. Jean und den Golf von Villafranca. Das gleichnamige, am Strande liegende schmucke Städtchen besitzt einen ausgezeichneten Hafen, in dem meist einige von Toulon herübergekommene Kriegsschiffe ankern, und bald ist dann auch Nizza, die „Blumenstadt", erreicht, deren Schilderung aber nicht mehr im Bereiche unserer Aufgabe liegt.

Die Romantik in den Museen.

Skizze von **E. Liebermeister.**

Mit 14 Illustrationen.

(Nachdruck verboten.)

Die meisten Menschen werden der Ansicht sein, daß in dem geräuschvollen Getriebe der Weltstädte, in den Schluchten und Thälern der Hochgebirge oder auf den Wogen der Ozeane Seltsames, Romanhaftes, Merkwürdiges, Geist und Gemüth lebhaft Anregendes zu finden sein möchte; daß jedoch Museen und Sammlungen in ihren stillen Sälen mit den schweigsam umherwandernden Aufsehern dergleichen bieten können, wird Wenigen einleuchten. Und dennoch bergen auch die Museen ihre Romantik, und wenn die todten Gegenstände dort von ihren Schicksalen, ihrer Herkunft, von dem, was sie erlebt, was mit ihnen geschehen, reden könnten, wenn sie anstatt der Nummern und der kurzen Katalogbezeichnung Blätter trügen, die ihre Geschichte erzählten, würden Abenteuer, Roman- und Novellenstoffe in Menge zum Vorschein kommen.

Wir wollen in Folgendem einigen Gegenständen, die wir in verschiedenen Museen sozusagen fanden, solche Zettel anhängen, und der Leser wird sicherlich erstaunt sein über die Fülle des Interessanten in den feierlich stillen, anscheinend so langweiligen Räumen der Museen.

In dem streng bewachten Goldschmucksaale des Briti-

ſchen Muſeums zu London ſteht unter einem Glasgehäuſe auf rothem Plüſch eine alte griechiſche Glasvaſe, die ſogenannte Portland-Vaſe. Sie hat als Meiſterſtück altgriechiſcher Kunſt einen unſchätzbaren Werth. Ihre Höhe

Die Portland-Vaſe.

beträgt 25 Centimeter, ihr Umfang 55 Centimeter. Sie beſteht aus einem Glasfluß, der dem Onyx nachgebildet iſt, und hat eine durchſchimmernde dunkle Amethyſtfarbe; verziert iſt das Gefäß mit ſchneeweißen, vertieften, eingeſchnittenen Arabesken und Figuren von ganz außer-

ordentlich feiner Ausführung. Ein berühmter Fachmann gab sein Urtheil dahin ab, daß die Herstellung dieser Vase viele Jahre in Anspruch genommen haben müsse. Man fand sie in einem Marmorsarkophage, den man in einer Grabkammer des Monte del Grano bei Rom entdeckte. Der Sarg ward laut seiner Inschrift im Jahre 225 nach Christi Geburt dort beigesetzt, und die Urne soll die Asche des Kaisers Severus und seiner Mutter Julia Mammaea enthalten haben.

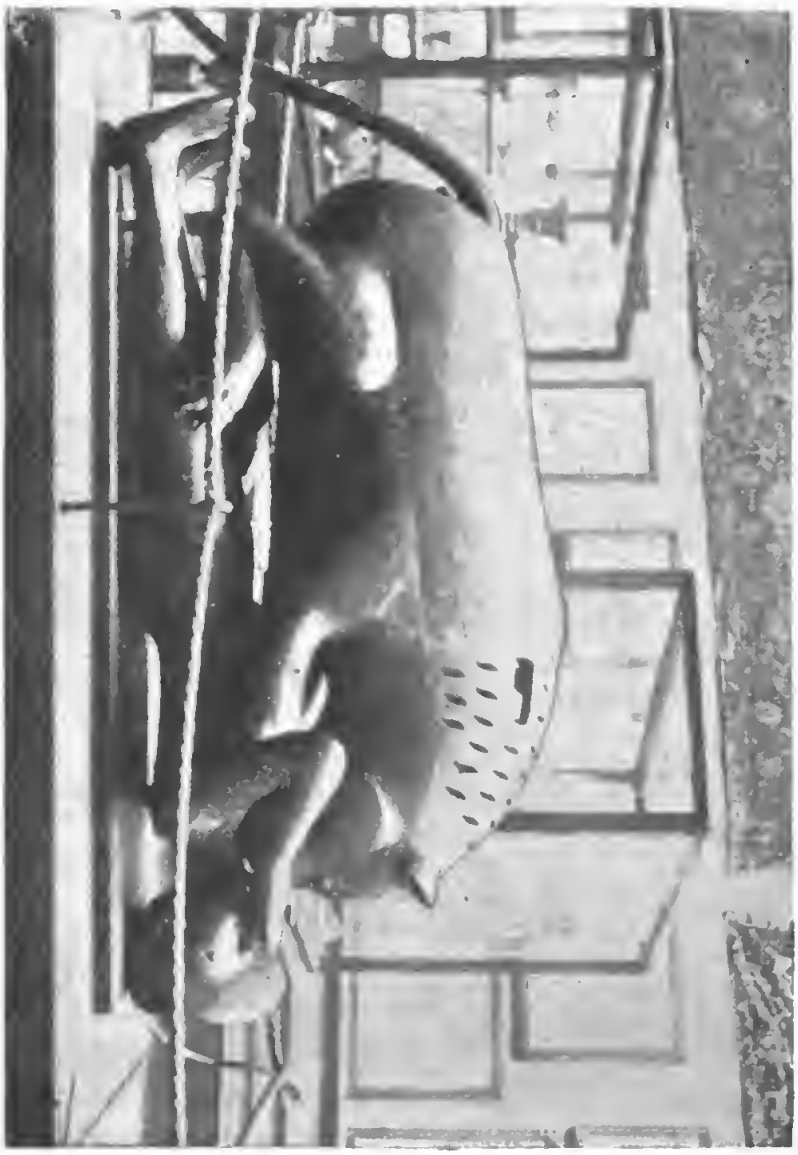
Der Papst Urban VIII. (Barberini) ließ die Ausgrabung am Monte del Grano um die Mitte des 17. Jahrhunderts vornehmen, und länger als zwei Jahrhunderte bildete die Vase eine Hauptzierde des Barberini'schen Palastes. 1796 erwarb der Herzog von Portland sie und übergab sie dem Britischen Museum, wo sie in einem Glasschränkchen auf einem kleinen Tisch in einem Vorsaal aufgestellt wurde. Am 7. Februar 1845 Nachmittags hörten die Besucher des Museums ein lautes Krachen in dem Vorzimmer, und als die Wärter dahin eilten, sahen sie die Vase mit ihrem Glasschrank in hundert Splitter zerschlagen am Boden liegen.

Sofort wurden die Thüren des Museums geschlossen und eine Untersuchung vorgenommen. Hierbei entdeckte man, daß ein gewisser William Loyd, Dekorationsmaler aus Dublin, die Vase zertrümmert habe. Anfangs entschuldigte er sich mit Betrunkenheit, weitere sorgfältige Verhöre ergaben jedoch, daß dieser Mensch die abscheuliche That begangen hatte, um dadurch „berühmt" zu werden. Merkwürdigerweise hatte das englische Gesetz damals keine schwerere Strafe für absichtliche Zerstörung fremden Eigenthums, als fünf Pfund Sterling zur Entschädigung des Eigenthümers oder im Falle der Nichtzahlung eine verhältnißmäßige Haft. Der Attentäter wurde demnach verurtheilt, fünf Pfund Sterling zu zahlen. Da er nur wenige

Die Trümmer der Portland-Vaſe.

Pfennige beſaß, erhielt er zwei Monate Gefängniß. Kurze Zeit nach der Einſperrung dieſes Mannes gingen durch die Poſt bei der Gefängnißverwaltung fünf Pfund Sterling von einem unbekannten „Wohlthäter“ ein mit der

Bestimmung, daß diese Summe zur Bezahlung der Strafe dienen solle. Infolge dessen mußte William Loyd freigelassen werden. Mit unsäglicher Mühe wurde die Vase

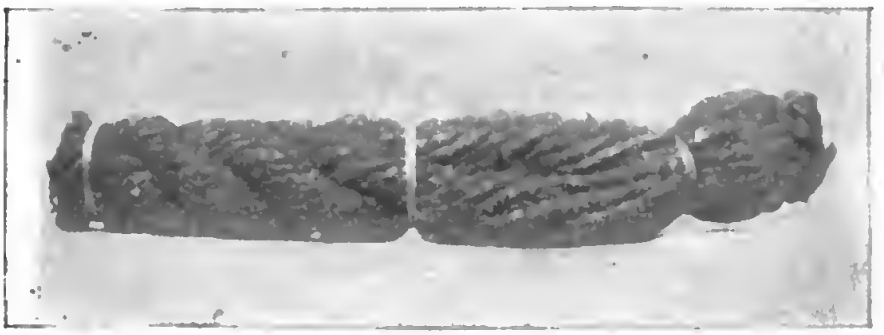


Tippu Sahibs Tiger.

wieder zusammengesetzt und gekittet; so sieht man sie noch heute. In einer Nische des Goldschmucksaales hängt außerdem eine Zeichnung, welche die Trümmer der zerschmetterten Vase veranschaulicht. An der verblaßten Tuschzeichnung liest man die Inschrift: „Zerstört am 7. Februar

1845, wiederhergeſtellt am 10. September 1845. John Doubleday." Die Schickſale dieſes antiken Glasgefäßes ſind doch gewiß ſo intereſſant wie mancher Roman.

Ein anderes, ſehr merkwürdiges Stück in unſerer Sammlung möge der Tippu-Tiger in Kenſington bilden. Dieſer Tiger iſt ein Muſikinſtrument aus Bronze, das zur Ergötzung des tapferen indiſchen Herrſchers Tippu Sahib, Sultans von Maiſſur, diente, und ſtellt einen engliſchen Offizier in der Tracht des vorigen Jahrhunderts dar, den ein Tiger, welcher Indien verkörpert, am Hals gepackt hat.



Ein Stück von einem Seil aus Menſchenhaaren.

Es iſt alſo ein Hohn- und Spottbild auf die Engländer in Indien, gegen die Tippu Sahib ſo erbittert kämpfte. Oft ließ der Sultan den Tiger vor ſeinen verſammelten Hof bringen, ein Diener drehte an einer Kurbel zur Seite des Inſtruments, und dann ſtieß der liegende Engländer ein kreiſchendes Geſchrei aus, indem er die Arme krampfhaft bewegte, und der Tiger fauchte und brüllte dumpf. Dieſe Geräuſche wurden durch Inſtrumente im Leibe des Tigers und in der Bruſt des Engländers hervorgebracht. Die oſtindiſche Kompagnie erwarb nach der Erſtürmung von Seringapatam das merkwürdige Stück. 1880 gingen die Sammlungen dieſer Geſellſchaft und mit dieſen der Tippu-Tiger an das genannte Muſeum über. Als man zum Zwecke einer Reparatur den Tiger öffnete, fand man

in dem Bauche desselben eine Anzahl Elfenbeintasten und vier Reihen Pfeifen, und es stellte sich heraus, daß dieses Hohnbild auf England in London verfertigt war.

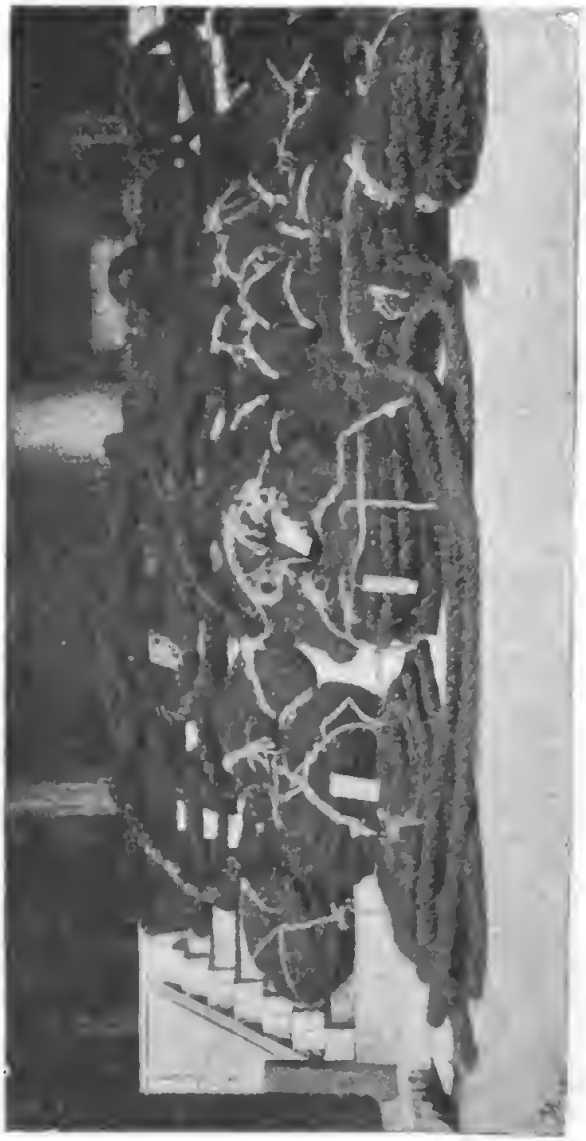
Eine Fülle von religiöser Romantik umschwebt den Glaskasten im Britischen Museum, der eines jener kolossalen Seile aus Menschenhaar zeigt, die in Japan zum Bau eines Holztempels der Anhänger der Schintoreligion verwendet wurden. Das Seil hat einen Durchmesser von einem halben Fuß, und viele Tausende von Menschen haben ihren Haarschmuck für den frommen Glauben geopfert. Ein anderer Kasten in dieser Abtheilung birgt einen ganzen Haufen solcher Menschenhaarstricke, welche seit 1880 von frommen Buddhisten in Japan zum Tempelbau beigesteuert wurden.

Doch das ist nur ein ganz kleiner Theil jener Opfer an Haaren, die sich im Besitz des Oberpriesters des Hori-Gwanji-Tempels in Kioto befinden. Als bei uns im Jahre 1813 die schöne Jungfrau Ferdinande v. Schmettau ihr herrliches, langes, goldblondes Haar sich abschnitt, um den Erlös hierfür der Befreiung des Vaterlandes von der Herrschaft des Korsen zu widmen, ward diese That durch Dichter und Maler verherrlicht. Wie viele Bilder und Gedichtbücher wären nöthig, jene Opferthaten der frommen japanischen Buddhisten zu feiern!

Es ließe sich mancher Roman schreiben über die Lebensschicksale der Stifter, welche die Museen mit Kostbarkeiten und Seltenheiten bereicherten. Als Beispiel hierfür möge der ehemalige Armenhauszögling John Jones dienen, der eine prachtvolle Sammlung von Kunstgegenständen und kostbarem Schreinwerk dem Kensington-Museum vermachte, von welcher zwei der berühmtesten Stücke der Toilettentisch Marie Antoinette's und der Schrank Ludwig's XIV. sind.

Dieser merkwürdige Mister Jones war Schneider und

hinterließ, als er 1882 ſtarb, ein Vermögen von acht Millionen Mark. Er bewohnte in den letzten Jahren ſeines Lebens ein ganz kleines Haus in London, das vollgepfropft war mit den koſtbarſten Möbeln, mit Kunſtgegenſtänden aus Marmor und Jaſpis, mit Vaſen und Nippſachen. Das Speiſezimmer dieſes Hauſes war nur 7 Fuß lang, und die übrigen Räume in ähnlichem Verhältniß, und dennoch ſchätzten die gerichtlichen Taxatoren die Sammlung, welche dieſes Häuschen enthielt auf zwei Millionen Mark. John Jones war nie vermählt und hatte keine nahen Verwandten, er lebte mit einem alten Diener in dem kleinen Hauſe und hatte nur eine Leidenſchaft — das Sammeln von Seltenheiten und Koſtbarkeiten. Er ſowohl wie ſein Diener waren Sonderlinge, und der Diener erzählte von ſeinem Herrn, daß dieſer tagtäglich alle möglichen Verkaufs- und Verſteigerungslokale beſuchte, um ſeine Saumnlungen zu vergrößern. Auf dieſe Weiſe füllte ſich das



Teile aus Menſchenhaaren, geſpendet von frommen Buddhiſten in Japan.

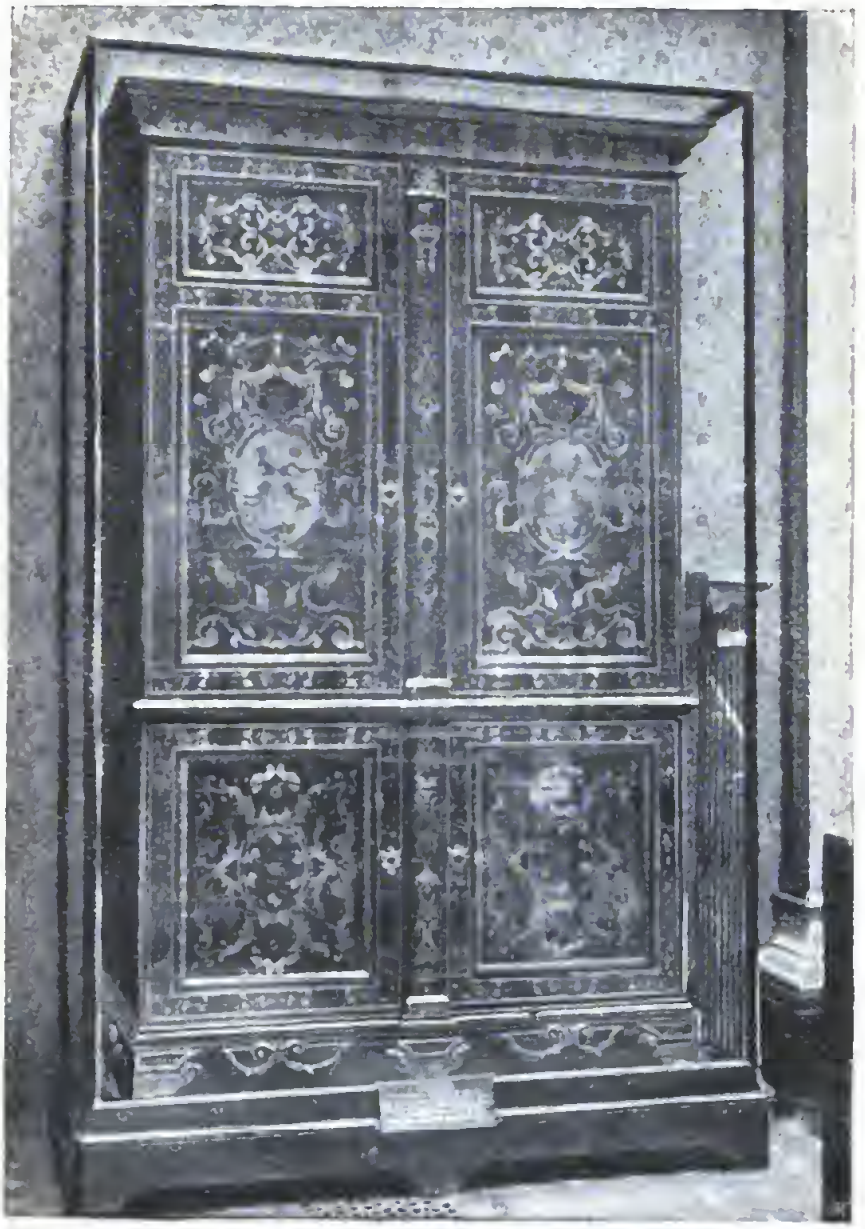
Haus mit Kostbarkeiten, so daß man sich kaum darin bewegen konnte. Einst kaufte er eine blaue Sèvresvase mit Medaillons für 3000 Pfund Sterling. Einige Kenner bezweifelten die Echtheit der Vase ihrer dunklen Farbe wegen. Sofort sandte John Jones einen Eilboten mit der Vase, nachdem dieselbe versichert und alle möglichen Vorsichts-

Der Toilettentisch Marie Antoinette's.

maßregeln getroffen waren, nach der berühmten Porzellanmanufaktur in Sèvres in Frankreich. Dort erhielt er die Bescheinigung, daß die Vase echt sei. Das kostete eine große Summe, aber Mister Jones war in solch' einem Falle nichts zu theuer.

Der Toilettentisch der unglücklichen Königin Marie Antoinette bildet eines der Hauptstücke in der Jones'schen

Sammlung. Der Millionär kaufte ihn in den fünfziger Jahren um 6000 Guineen. Das zierliche Möbel ist seit-



Der Schrank Ludwig's XIV.

dem oft photographirt und für amerikanische Millionäre nachgebildet worden.

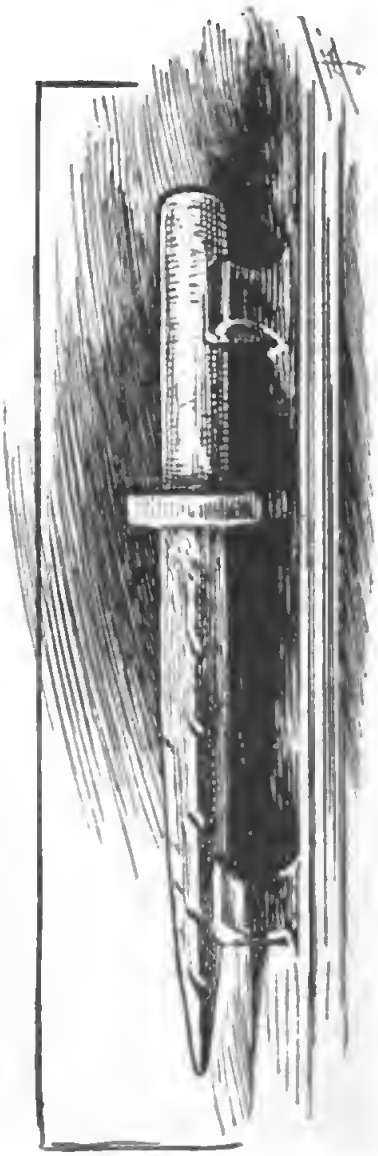
Ein höchst kostbares, unvergleichlich schönes Stück der Jones'schen Sammlung ist der Schrank Ludwig's XIV.,

hergestellt nach den Zeichnungen Berani's von dem berühmten Boule. Was für eine Wanderung haben diese beiden Möbel wohl durchgemacht, bis sie in das kleine Haus des Schneiders John Jones kamen!

Eine andere Merkwürdigkeit dieses Museums von völlig verschiedenem Charakter ist ein 15 Zoll langer, 7 Pfund schwerer Eisenbolzen. Mit demselben ist eine fast wunderbar zu nennende Begebenheit verbunden. Dieses Eisenstück gehörte zu einem Maste des Schiffes „Jane" von Scarborough. Ein Matrose wollte den Bolzen in den Mastbaum einführen. Dabei entglitt ihm der Bolzen, schoß blitzschnell aus der Höhe auf das Deck des Schiffes herab und traf den unten stehenden Matrosen Taylor an der Schulter, drang in dessen Körper ein und kam unterhalb des Rückens wieder heraus. Gleich einem Geschoß durchbohrte der Bolzen der Länge nach den ganzen Körper des Seemanns und drang noch tief in das Verdeck ein. Das Märchenhafte bei diesem Vorfall ist nun aber, daß das schwere Eisenstück keinen edlen Theil des Getroffenen verletzte, so daß der Matrose trotz seiner fürchterlichen Verwundung nach fünf Monaten aus dem Spital entlassen werden und seinen früheren Beruf wieder aufnehmen konnte.

Eine höchst seltsame Geschichte eines Blitzschlages erzählen die in dem Museum unter Glas aufbewahrten Kleidungsstücke Orman's. Ein Arbeiter, James Orman mit Namen, war in der Nähe von Ashford im Jahre 1878 mit mehreren Kameraden beschäftigt, Weiden zu schneiden, als ein Gewitter heraufzog, das einen starken Regenguß vorausschickte. Die Arbeiter suchten Schutz in einem Schuppen, nur Orman blieb unter dem Weidenbaum ganz in der Nähe des Schuppens stehen. Plötzlich fuhr ein Blitzschlag in den Schuppen zur Thür hinein und zum Fenster hinaus, das er weit in's Feld schleuderte.

Erſchreckt flüchteten die Arbeiter aus dem Schuppen und bemerkten hierbei, daß der Baum, unter welchem Orman geſtanden hatte, ebenfalls von dem Blitzſtrahl getroffen worden war. Die Stiefel ihres Genoſſen lagen dicht am Baumſtamm, während der Mann ſelbſt faſt nackt auf dem Rücken in der Nähe lag und um Hilfe rief. Als ſie ihn einige Minuten vorher verließen, hatte er ein ſtarkes baumwollenes Hemd an, darüber eine Jacke, ein Flanellunterleibchen und Hoſen aus Baumwollenſtoff, welche an den Hüften mit Lederriemen befeſtigt waren. Orman trug außerdem ein Paar ſchwere genagelte Lederſchuhe, einen Hut und eine Taſchenuhr an einer Stahlkette. Jetzt war weiter nichts mehr an dem Körper des Mannes, als ein Stück des linken Aermels vom Unterleibchen — das Feld jedoch in einem Umkreiſe von 30 Metern beſäet mit Bruchſtücken der Kleider. Der Getroffene hatte verſengte Augenbrauen und einen abgeſengten Bart, auf der Bruſt viele kleine Brandwunden, eines ſeiner Beine war gebrochen, die Uhr wie mit einem Meißel glatt durchlöchert, von der Kette waren nur noch einige Glieder übrig; ſie war, wie auch einige Münzen, welche der Arbeiter bei ſich trug, geſchmolzen. Die zerriſſenen Kleider, Uhr, Kettenreſte, Münzen, Schuhe Orman's hat das Muſeum unter ſeine Sammlung von



Der Eiſenbolzen vom Schiffe „Jane".

Merkwürdigkeiten aufgenommen. Der Arbeiter sagte aus, daß er plötzlich einen heftigen Stoß gegen seine Brust verspürte, vom Licht geblendet und in die Luft geschleudert wurde. Er behauptete, das Bewußtsein nicht verloren zu haben. Als man ihn aber in das Spital brachte, war er taub und völlig verwirrt, erst nach 20 Wochen konnte man ihn als völlig geheilt entlassen. Wissenschaftlich erklärt sich dieser wunderbare Fall dadurch, daß die Kleider des Arbeiters naß waren, wodurch ihre Leitungsfähigkeit sehr erhöht wurde. Der elektrische Strom fuhr deshalb an diesen hinab, indem er auf dem ganzen Wege Dampf erzeugte, dessen plötzliches Entstehen die Kleider vom Leibe riß und umherschleuderte. Auffällig ist hierbei die Thatsache, daß die Hautstellen, welche von dem Flanell bedeckt waren, nur leichte Brandwunden aufwiesen, wogegen die von der baumwollenen Hose bedeckte Haut bedeutend stärker verbrannt war.

Auf ein großes Interesse darf auch die Mumie aus dem Londoner königlichen Museum für Chirurgie Anspruch machen, weil sie die älteste der Welt ist. Nach der Schätzung einer Autorität auf diesem Gebiete, des Professor Flinders-Petrie, gehörte diese Mumie der vierten egyptischen Dynastie an und hat demnach das Alter von 6000 Jahren. Was für ein Stück Weltgeschichte ist seit der Zeit fortgerauscht, als dieser Mann, wahrscheinlich ein hoher Würdenträger am egyptischen Hofe, denn darauf weist seine Einbalsamirung hin, beigesetzt wurde!

Professor Flinders brachte die Mumie im Jahre 1892 selbst von einer Grabkammer der Pyramide von Medun in Egypten nach England. Der Gelehrte erklärte, daß der Körper des Verstorbenen zuerst mit Gewürzen durchtränkt, dann mit einer Harzschicht umgeben worden sei, bevor man ihn in Bänder gewickelt habe. Das Gesicht war mit den Farben des Lebens bemalt. Einen Monat nach der Ankunft der Mumie

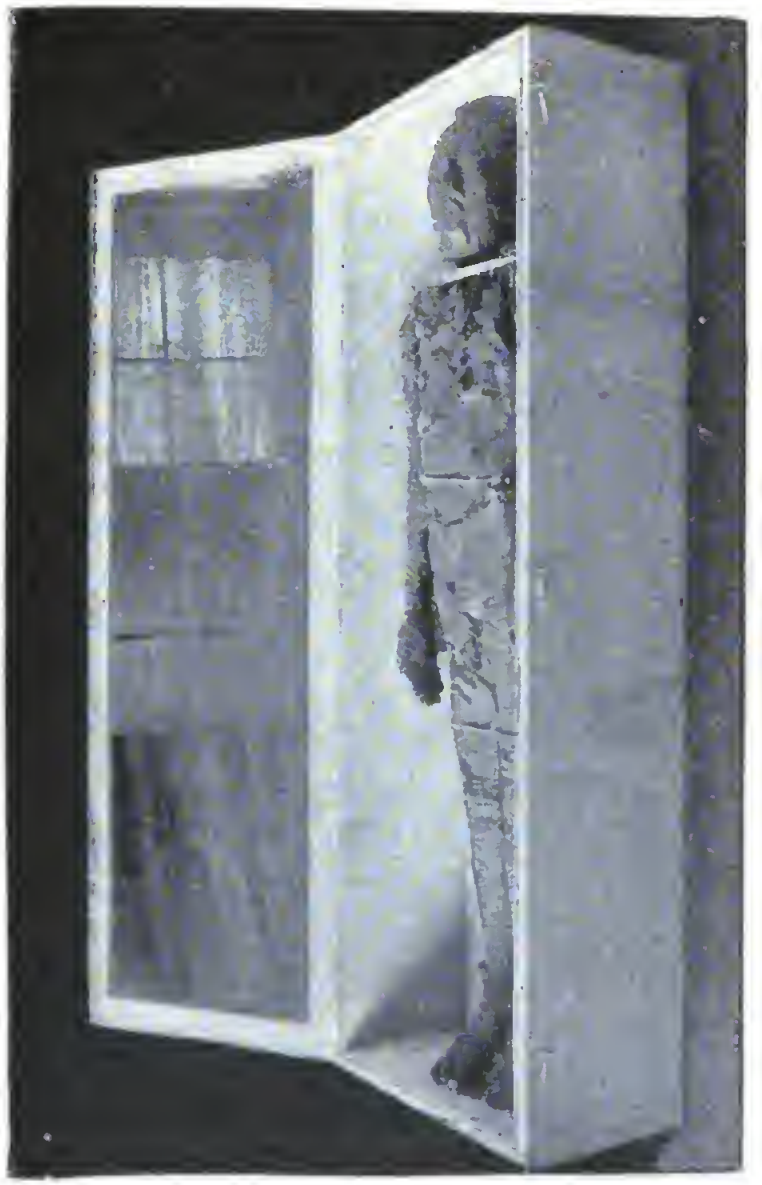
Die Kleider des vom Blitze getroffenen Arbeiters Orman.

in London ward die Hülle abgewickelt, und der wie feines Schafleder ausſehende Körper unterſucht. Es zeigte ſich, daß das Gehirn als ſtaubtrockene Maſſe im Schädel ge-

blieben war, den Leib fand man ausgestopft mit Zeug. Die Mumie war umwickelt mit feiner Leinwand. Professor Flinders hielt dieselbe zuerst für Papyrus, die Untersuchung mit dem Mikroskop zeigte jedoch, daß es Leinwand sei. Der Gelehrte verglich mit dieser 6000 Jahre alten Leinwand ganz neue, die er in einem Londoner Geschäft kaufte, und zwar die allerfeinste, die man heutzutage zu machen versteht. Unter dem Mikroskop unterschieden sich die beiden Gewebe nicht unwesentlich voneinander, und es zeigte sich, daß die alte egyptische Leinwand noch feiner war, als die feinste moderne.

Sollte man es glauben, daß an die Ueberreste eines Thieres der Urzeit sich etwas Merkwürdiges in Hinsicht auf Menschenschicksal knüpfen könnte? Würde man dies denken, wenn man das Mammuthhaupt aus dem Petersburger Museum betrachtet? Das scheint kaum möglich und dennoch verhält sich dies so. Die Geschichte, welche das gewaltige Knochengerüst erzählt, lautet folgendermaßen: An der oberen Wolga lebte auf seinem Stück Thonschichtboden in sehr ärmlichen Verhältnissen ein Ziegelbrenner Namens Paul Petrowitsch. Der Mann konnte weder lesen noch schreiben, er fristete unvermählt nothdürftig sein Dasein durch den Verkauf der Ziegeln, die er mit dem Spaten und Holzstäben formte und in einem Lehmofen brannte. Da träumte er, daß der Kaiser Nikolaus ihm erschienen sei und ihm befohlen habe, lesen zu lernen, dann werde er ein reicher Mann werden. Zuerst lachte Paul Petrowitsch über den seltsamen Traum, dann wurde er nachdenklich; die Erscheinung des Kaisers war zu deutlich, er sprach so nachdrücklich und schaute ihn so wunderbar an. Der Ziegelbrenner ging nach einem drei Stunden entfernten Oertchen, wo ein Schullehrer wohnte und sprach diesem den Wunsch aus, lesen lernen zu wollen. Es war eine harte Arbeit für den fünfunddreißigjährigen

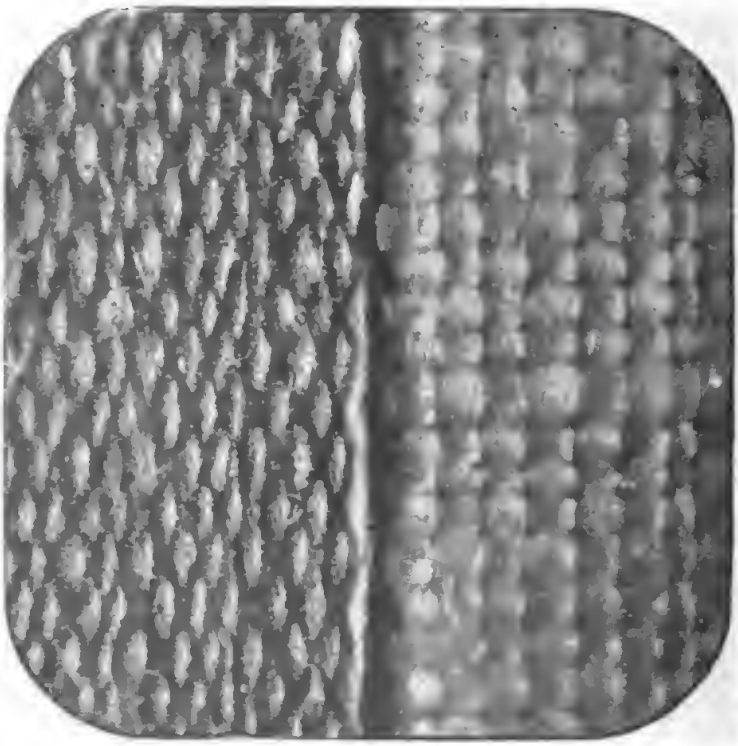
Mann, aber ein eiſerner Wille half ihm zum Ziel; nach einem halben Jahre konnte Paul Petrowitſch leſen. Was ſollte er aber nun mit dem Leſen anfangen? Der Lehrer



Die älteſte Mumie der Welt.

rieth ihm, auf eine Zeitung zu abonniren, damit er wiſſe, was in der Welt vorgehe. Der Ziegelbrenner folgte dem Rath und las nun täglich ſeine Zeitung, womit er die langen Winterabende ſehr angenehm zubrachte und manchen Rubel erſparte, weil er weniger in das Wirthshaus ging

und weniger für Branntwein brauchte. Da fielen die Augen des Ziegelbrenners auf eine Schilderung von Ausgrabungen vorzeitlicher Thierknochen in England, deren Erlangung möglich wurde, weil man das Zerfallen der morschen Stücke durch Bestreichung mit einer Leimlösung hinderte. Für einen gut aus der Erde gebrachten Thierkopf hatte der glückliche Besitzer die Summe von 5000 Rubel



Das älteste und das neueste feine Leinengewebe unter dem Mikroskope.

gelöst. Diese Notiz traf den Mann wie ein Blitz; er hatte in seiner Thonschicht riesengroße Thierknochen genug gefunden, die er stets zerschlagen und weggeworfen hatte, er erinnerte sich, beim Graben auf einen Schädel gestoßen zu sein von irgend einem Riesenpferd, wie er glaubte, das große gebogene Hörner im Maul hatte.

Paul Petrowitsch besorgte sich Leim, löste ihn auf, schleppte den heißen Kessel in seine Grube und begann,

das Skelett vorſichtig von der Erde zu befreien. Die herausgegrabenen Theile beſtrich er mit Leimlöſung und machte hierbei die Erfahrung, daß die Knochen ungeheuer

Schädel und Zähne eines Mammuth aus dem Petersburger Muſeum.

viel Leim einſogen, ſo viel, daß ſeine Erſparniſſe gar nicht dazu reichten, allen erforderlichen Leim zu kaufen, und er Schulden auf ſeine Ziegelei machen mußte. Er ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Tag und Nacht grub er, ohne

einem Menschen etwas von seinem Funde zu sagen, und legte so einen riesigen Mammuthschädel bloß. Das übrige Gerippe des Thiers hatte er beim Thongraben in seiner Unkenntniß zertrümmert und verstreut. Darauf machte Paul Petrowitsch dem Schullehrer von seinem Funde Mittheilung und bat diesen, an den Kaiser zu schreiben. Der Lehrer that dies, und der Erfolg hiervon war, daß nach einem halben Jahre, während welcher langen Wartezeit Paul Petrowitsch fast verhungerte, drei Herren aus Petersburg zu ihm kamen, die in hohem Grade erstaunt waren über den Kopf und dessen gute Erhaltung, auch die Reste der übrigen Knochen betrachteten und schließlich dem armen Ziegler die ganze Grube abkauften.

Paul Petrowitsch hatte den Muth, 10,000 Rubel dafür zu verlangen, und er erhielt ohne Handeln diese Summe, ging mit dem Gelde nach Moskau, fing dort einen Handel mit alten Knochen, Eisen und Zinn an und ward allmälig ein reicher Kaufmann, der schließlich als Inhaber einer großen Zinngießerei 1889 starb. Der Mammuthkopf aber kam in das Petersburger Museum, wo er heute noch steht. In der Grube des Petrowitsch ließ die Regierung weitergraben und förderte dort noch ein vollständiges Mammuthgerippe zu Tage, das für eines der schönsten und größten der Welt gilt; es ist gleichfalls im Petersburger Museum aufgestellt. Von der Größe des Mammuthkopfes kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vorstellt, daß jeder Zahn von der Wurzel, die 1¼ Fuß im Kiefer steckt, bis zur Spitze 9 Fuß mißt.

Eine andere Merkwürdigkeit ist ein zerbrochener roher Jaspis, dessen Bruchstelle die Form und Züge eines scharfgeschnittenen Gesichtes zeigt. Der Stein wird im Londoner Naturhistorischen Museum aufbewahrt. Er ist nicht länger als eine Hand und nicht breiter als drei Finger, besteht aus braunem Jaspis und hat die Form

eines Brillenfutterales. Ein Eſeltreiber, der wüthend geworden war über die Störrigkeit ſeines Eſels, hob den im Sande liegenden Stein vom Boden auf und warf ihn dem Eſel gegen die Rippen, wobei der Stein zerbrach. Der Eſeltreiber entdeckte an der Bruchſtelle Geſichtszüge. Er zeigte das Mineral einem Engländer und bot es ihm zum

Der zerbrochene Jaſpis mit dem Porträt Chaucer's.

Kauf an. Der Engländer fand, daß die Geſichtszüge des Jaſpis auffallend dem Porträt des Dichters Chaucer glichen, kaufte den Stein und ſandte denſelben dem Londoner Mineralienkabinett, wo er nun als eine große Merkwürdigkeit unter Glas aufbewahrt wird.

Den Schluß dieſer Skizzen möge ebenfalls die Geſchichte eines Steines bilden, nämlich des größten Meteorſteins, den man bis jetzt aufgefunden hat. Dieſer vom Himmel gefallene Splitter eines zertrümmerten Weltkörpers hat ein Gewicht von 70 Centnern und ſtammt aus Melbourne in Auſtralien. Ein Herr Bruce dort fand in der Hütte eines

Bauern Stücke von Meteorſteinen, er erkundigte ſich bei dem Manne, ob noch mehr ſolche Stücke in der Nähe ſeien, und der Bauer führte den Herrn zu einem Felde, wo ein

Der größte bekannte Meteorſtein.

ungeheurer Meteorſtein im Boden ſteckte, den Bruce für ein Pfund Sterling kaufte und ausgraben ließ. Er ſandte das ſeltene Stück an das Londoner Muſeum. Als die Sache bekannt wurde, bot die Kolonie in Auſtralien dem

Beſitzer des Steines große Summen, damit die Seltenheit in Melbourne bleibe, Bruce ging jedoch darauf nicht ein, und die Aufregung in Melbourne wurde infolge deſſen ſo ſtark, daß man beſchloß, dem Dampfer, welcher den Meteorſtein nach England führte, ein Schiff nachzuſenden, das den Stein zurückbringen ſollte. Schließlich wandte man ſich an die engliſche Regierung mit der Bitte um Herausgabe des Steines; aber ohne Bewilligung des Spenders konnte dieſem Erſuchen nicht Folge gegeben werden, und Bruce ſtimmte nicht zu. Nun ſchlug die Kolonie vor, den Stein zu theilen, und die eine Hälfte nach Melbourne zu ſchicken. Auch darauf ging man in London nicht ein. Das vielumſtrittene Stück himmliſcher Herkunft blieb alſo im Londoner Mineralienkabinett.

Dieſer ungeheure Splitter aus dem Weltenraum möge den Schluß unſerer Ausführungen machen; man wird uns nach unſeren kleinen Zettelchen, die wir dieſen Muſeumsgegenſtänden angehängt haben, zugeſtehen, daß die Muſeumsſäle genug Romantik bergen.

13.

Krankhafte Neigungen.

Blicke in ein dunkles Gebiet. Von **Dr. Fr. Parkner.**

(Nachdruck verboten.)

Unſer Denken, Fühlen und Handeln wird durch die verſtandesmäßige Ueberlegung im Allgemeinen weniger als durch jene inneren Regungen beſtimmt, die wir als Neigungen zu bezeichnen pflegen. Unter gewöhnlichen Verhältniſſen wird aber der Verſtand die Neigungen wenigſtens inſoweit zu beherrſchen wiſſen, daß ein Gleichgewicht zwiſchen beiden herbeigeführt wird. Anders liegt die Sache bei Menſchen mit einem mehr oder weniger geſtörten Nervenſyſtem. Hier überwiegen häufig die Neigungen die Verſtandesthätigkeit, ſo daß ſie in krankhafter Weiſe das ganze Empfinden und Thun durchſetzen und beeinfluſſen.

Unter denjenigen Leiden, welche auf einer Störung des Nervenſyſtems beruhen, iſt eins der bekannteſten die Hypochondrie. Iſt doch der Hypochonder, als eingebildeter Kranker, wie man ihn häufig genannt hat, zu einer ſtehenden Figur in zahlreichen Luſtſpielen und Humoresken geworden. So falſch es nun in Wirklichkeit iſt, die Hypochondrie auf Einbildung zurückzuführen, ſo zweifellos iſt es auf der anderen Seite, daß ſich alle Hypochonder regelmäßig ſtarke Uebertreibungen zu Schulden kommen laſſen, was ſich durch die krankhafte Neigung äußert, alle

Beobachtungen am eigenen Körper als Erscheinungen der gefährlichsten Krankheiten zu deuten. Ein einfaches Herzklopfen legt der Hypochonder als den Beginn einer schweren Herzkrankheit aus; bei einem mäßigen Kopfschmerz befürchtet er eine Gehirnkrankheit, bei einem Stechen in den Augen Erblindung; der Husten ist ihm ein sicherer Beweis für Schwindsucht und ein Schmerzgefühl im Rücken für eine Rückenmarkskrankheit. Leidet er an Verdauungsstörungen, so taucht alsbald in ihm der Gedanke auf, daß ihn der Magenkrebs bedrohe, und bemerkt er irgend ein unschuldiges Blüthchen auf der Haut, so ist er überzeugt, daß ihn eine tödtliche Ansteckungskrankheit befallen habe.

Er läßt sich in seinen Vorstellungen auch dann nicht irre machen, wenn nach einiger Zeit die Symptome der angeblichen Krankheit verschwinden, und diese selbst nicht zum Ausbruch gekommen ist. Dann verlegt er nur das Schwergewicht seiner Leiden auf andere Beobachtungen, um, wenn er auch hierin die Grundlosigkeit seiner Befürchtungen einsehen muß, vielleicht bald darauf zu der ersten Auffassung seiner Krankheit zurückzukehren und das Spiel von Neuem zu beginnen. Neben dieser Neigung, das körperliche Befinden nach der schlimmsten Seite hin zu deuten, geht dann das ruhelose Bestreben einher, Heilung für die Gesundheitsstörungen zu suchen. Der Hypochonder eilt von einem Arzt zum anderen, und hat er die ganze Reihe durchlaufen, dann wendet er sich an Kurpfuscher oder behandelt sich selbst. Der Hypochonder ist der beste Abnehmer für alle „Wundermittel". Er läßt keine Pillenart, kein Elixir, kein Pflaster und Pulver unversucht und verfährt dabei nach dem Grundsatz, daß Viel auch viel hilft, selbst wenn ihn die Kuren die größte Ueberwindung kosten.

Der Fachmann hat dem Hypochonder gegenüber einen schweren Stand. Die sorgfältigste Behandlung und die eindringlichsten Vorhaltungen nützen nichts. Zuweilen wohl

gelingt es dem Arzt, durch einen Kunstgriff eine schnelle Heilung zu erzielen, wie folgender von dem französischen Nervenarzt Berlyn mitgetheilte Fall beweist.

Eine etwas beschränkte Bauersfrau beschädigte sich durch einen Fall den Arm. Ein zu Rathe gezogener Schäfer erklärte, die Adern des Armes seien, wie er sich ausdrückte, zu sehr in Unordnung gerathen, als daß er je wieder geheilt werden könnte. Diese Erklärung fiel bei der Bauersfrau auf einen fruchtbaren Boden. Immer mehr lebte sie sich in den Gedanken an die Unheilbarkeit ihres Gebrechens ein, sie wurde mißmuthig, arbeitsunlustig, klagte und jammerte ohne Unterlaß und verfiel zuletzt einer völligen Hypochondrie.

Die Frau wurde auf das Eifrigste von ihrem in den zwanziger Jahren stehenden Sohn gepflegt. Als dieser eines Tages ebenfalls über Schmerzen in einem Arm klagte, wurde ihm sofort von seiner Mutter bedeutet, daß auch er „eine Ader gebrochen habe". Der junge Mann hörte jetzt auf zu arbeiten und glaubte bald, auch in dem anderen Arm Schmerzen und Schwäche zu fühlen, da auch in ihm eine Ader gebrochen sein sollte. Er bewegte seine Arme nicht mehr, ließ sich ankleiden und auskleiden, mußte gefüttert werden und verharrte ein Jahr lang in der tiefsten Traurigkeit und Theilnahmlosigkeit. Der Kranke kam nun in die Behandlung des genannten französischen Nervenarztes Berlyn, der sogleich die Hypochondrie des Kranken erkannte; der Arzt theilte ihm mit, daß allerdings eine Ader beschädigt sei, doch könne ihm geholfen werden, wenn er sich einer kleinen Operation unterziehen wolle. Wie erwartet, ging der junge Mann auf den Vorschlag ein. Der Arzt begann nun den Arm von der Schulter an bis zur Hand hinab zu kneten, ergriff dann schnell ein Messer und schnitt damit den Daumennagel nebst einem kleinen Stück Fleisch ab, so daß das Blut hervorquoll. Nun erklärte Berlyn,

daß die Ader geheilt sei und wieder ihre Verrichtung übernommen habe, indem er als Beweis dafür das aus der Daumenwunde herausfließende Blut anführte. Diese letztere Erscheinung überzeugte den jungen Mann auf der Stelle, er fing sofort an, den Arm selbst zu bewegen, und war schon am folgenden Tage im Stande, seine Arbeit aufzunehmen und sogar Korn zu dreschen. Das gute Beispiel wirkte auch auf die Mutter ein. Auch bei ihr schwand nach der „Operation" die Schmerzhaftigkeit und Bewegungslosigkeit des Armes, so daß sie ebenfalls in Kurzem ihrer Beschäftigung nachgehen konnte.

Derartige Heilungen, wie die hier geschilderte, bilden aber bei Hypochondern stets eine Ausnahme. In der Regel lassen ihre Beschwerden — denn sie sind wirklich krank, wenn sie auch nicht an den Uebeln leiden, die sie zu haben glauben — erst im Lauf der Jahre nach, und zugleich damit verblaßt ihre krankhafte Neigung zur Uebertreibung ihres Zustandes mehr und mehr.

Viele Berührungspunkte bietet mit der Hypochondrie jene Nervenkrankheit, die namentlich bei den Frauen häufig beobachtet wird, die Hysterie. Die Hysterischen gefallen sich in noch viel größeren Uebertreibungen und suchen sich durch ihre Leiden so viel als möglich interessant zu machen. Es gibt hysterische Personen, die sich lange Zeit hindurch zum Schweigen verurtheilen, weil sie glauben, daß das Sprechen ihnen schade. Andere unterwerfen sich einem strengen Fasten und behaupten, ihr Magen sei verschlossen, und wieder Andere bleiben jahrelang im Bett liegen, in der festen Meinung, daß sie nicht zu gehen im Stande seien. Außerdem ist den Hysterischen in zahlreichen Fällen eine fast unglaubliche Verleumdungssucht und Hang zu Lüge, Verstellung und Schauspielerei eigen. Um sich für irgend eine vermeintliche Schädigung zu rächen, aber ebenso oft auch ohne jeden Grund, streuen sie mit der

größten Geschicklichkeit Verleumdungen und falsche Gerüchte aus, denen sie so sehr den Schein der Wahrheit zu geben wissen, daß es erst langer Untersuchungen bedarf, um den wirklichen Sachverhalt richtig zu stellen.

Denunziationen und jene bekannten anonymen Briefe, in denen die gröbsten Beschuldigungen und Beleidigungen ausgesprochen werden, rühren vielfach von hysterischen Frauen her. Die krankhafte Neigung zu verleumden überwuchert jedes Bedenken, und dann um so mehr, wenn die Hysterischen sich dadurch zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit machen zu können glauben. Nicht wenige Skandalprozesse sind auf einen derartigen Ursprung zurückzuführen.

In einen solchen Fall wurde zur Zeit sogar der König Viktor Emanuel von Italien verwickelt. Eines Tages empfing der König einen Brief aus Paris, in dem ihm die Absenderin anzeigte, daß sie eine Tochter seiner Schwester, der Fürstin von Carignan, sei. Als Beweis für die Richtigkeit der Behauptung wurde der Besitz einer Kassette angegeben, welche die auf die fürstliche Abkunft bezüglichen Papiere enthalten sollte. Anfänglich beachtete man das Schreiben nicht. Bald aber gingen neue Briefe mit der Drohung ein, die Angelegenheit den öffentlichen Blättern zu übergeben. Viktor Emanuel sandte nun einen seiner Generaladjutanten nach Paris zum Kaiser Napoleon, um diesen zu ersuchen, genaue Nachforschungen anstellen zu lassen. Die Polizei, welche die Untersuchung in die Hand nahm, entdeckte bald die Absenderin der Briefe, die alle ihre Angaben aufrecht erhielt. Nur konnte sie weder die Kassette noch die für sie sprechenden Schriftstücke aufweisen. Beide sollten ihr nach ihrer Angabe gestohlen worden sein. Durch ihre Erzählungen wußte sie jedoch bei dem Abgesandten des Königs einen solchen Eindruck hervorzubringen, daß dieser sie mit sich nach Italien nahm, wo sie

Digitized by Google

eine Anstellung am Hofe erhielt. Hier verblieb sie über ein Jahr; dann kehrte sie plötzlich nach Paris zurück, begann wiederum eine angemessene Befriedigung ihrer angeblichen Ansprüche zu fordern. Als sie ohne Antwort blieb, wandte sie sich an die Vertreter der Großmächte in Paris und richtete an die verschiedenen europäischen Fürsten Schreiben, in denen sie ihre angebliche Verwandtschaft mit Viktor Emanuel klar legte, ihn der Herzlosigkeit beschuldigte und schließlich die Vermittelung der gekrönten Häupter anrief. Nun wurden die Nachforschungen nochmals aufgenommen. Es ergab sich dann hierbei, daß die Schreiberin die Frau eines Pariser Friseurs war, die ihren Mann verlassen hatte und in durchaus keiner Beziehung zur Fürstin Carignan stand.

Doch auch jetzt hatte diese Angelegenheit noch nicht ihr Ende erreicht. Nachdem nämlich die Frau in das Haus ihres Ehemannes zurückgekehrt war, wußte sie bald darauf diesen von der Wahrheit ihrer Phantasien zu überzeugen, so daß nun auch er sich an den Verleumdungen gegen das italienische Königshaus betheiligte. Als einige französische Zeitungen für das Ehepaar Partei ergriffen, nahm sich die Polizei von Neuem der Sache an. Es wurde eine ärztliche Untersuchung der Verleumderin veranlaßt. Durch dieselbe wurde ihre Erkrankung an ausgeprägter Hysterie festgestellt, so daß nun eine Lösung für ihr räthselhaftes Benehmen gegeben war und von jeder Bestrafung abgesehen wurde, die Hysterie ist eine schwere Nervenkrankheit, die den von ihr Befallenen unzurechnungsfähig macht.

Es ist bekannt, auch die Liebe verführt den Menschen zu mancherlei Thorheiten und Ueberschwenglichkeiten, wird doch eine Locke oder ein Brief der Geliebten oft wie ein Heiligthum bewahrt und verehrt. Derartige Züge sind jedoch verständlich und erklärlich. Anders liegt die Sache, wenn sich die maßlose Werthschätzung auf Gegenstände

bezieht, die an ſich durchaus nicht begehrenswerth ſind. Anknüpfend an die Verehrung der Naturvölker, die ſie ihren Götzengeſtalten, den Fetiſchen, erweiſen, hat man dieſe übertriebene Gefühlsregung als Fetiſchismus bezeichnet. Die von einer ſolchen ungewöhnlichen Vorliebe erfüllten Perſonen ſchrecken dann häufig nicht davor zurück, ſich auch widerrechtlich in den Beſitz des betreffenden Gegenſtandes zu ſetzen, und eine große Rolle ſpielen dabei namentlich Taſchentücher. Derartige ungeſetzmäßige Aneignungen von Taſchentüchern durch Diebſtahl haben ſchon mehrfach die Gerichte beſchäftigt. So ſtand vor einigen Jahren in Wien ein Mann vor dem Gericht, der verhaftet worden war, als er gerade einer Dame das Taſchentuch aus dem Kleide ziehen wollte. Bei einer Durchſuchung ſeiner Wohnung fand man 446 Damentaſchentücher vor. Es ergab ſich ferner, daß der Angeklagte ſchon zweimal wegen eines gleichen Diebſtahls verurtheilt worden war. Er beklagte ſelbſt ſeinen unglücklichen Drang nach Taſchentüchern von Damen, erklärte aber, ſich nicht beherrſchen zu können, wenn ſich ihm die Gelegenheit zur Erlangung eines Taſchentuches darbiete. Es ſei ihm dann, als ob ihn Jemand dazu zwinge. Zuweilen zwar vermöge er ſich zurückzuhalten, gewöhnlich aber erliege er dem erſten Antrieb. Er ſei dabei ganz naß von Schweiß, theils aus Angſt vor der Entdeckung, theils infolge innerer Nöthigung zur Ausführung der That. Seine krankhafte Neigung hatte ſich nach ſeinen Angaben mit den Jahren immer mehr entwickelt. Da ſich durch die gerichtsärztliche Unterſuchung auch noch anderweitige Unregelmäßigkeiten im Geiſtesleben des Angeklagten herausſtellten, ſo wurde er unter der Annahme, daß er bei ſeinem Vergehen unter einem krankhaften, unwiderſtehlichen Zwang gehandelt habe, freigeſprochen.

Außer dem Taſchentuch iſt es hauptſächlich die Fuß-

bekleidung, die gewiſſe Perſonen unwiderſtehlich in ihren Bann zwingt. Auch hier kommt es dann oft zu Handlungen, die zu gerichtlichem Einſchreiten führen. Beſonders intereſſant iſt nachfolgender Fall aus New-York:

Eines Morgens entriß ein Mann auf der Straße einem Mädchen einen ihrer Schuhe und entfloh damit in eine Buchdruckerei, in der er angeſtellt war. Er wurde verfolgt und verhaftet. Bei dem Verhör behauptete er, nichts von der That zu wiſſen. Es ſei wie ein Blitz beim Anblick des Schuhs in ihn gefahren, daß er ſeiner bedürfe, wozu, wiſſe er nicht. Er habe in einem Zuſtand der Unzurechnungsfähigkeit gehandelt. Der Schuh befand ſich, wie er ſelbſt angab, in ſeiner Rocktaſche. Es wurde nun eine Unterſuchung über ſeine Perſon und ſein Vorleben eröffnet. Dabei ſtellte ſich heraus, daß der Verhaftete ſowohl ſeinem Charakter, als auch ſeiner Lebensweiſe nach untadelhaft und ein intelligenter Arbeiter war, der aber leicht in eine nervöſe Aufregung gerieth. Er ſtammte aus einer Familie, in der mehrere Mitglieder an Geiſtesſtörungen erkrankt waren. Er ſelbſt hatte ſich durch verſchiedene Unfälle in ſeiner Jugend mehrere Hirnerſchütterungen zugezogen. Seit dem letzten Unfall litt er an heftigen Anfällen von Kopfweh. Zugleich mit dieſen Anfällen oder unmittelbar darauf ergriff ihn regelmäßig der Drang, die Schuhe von Familienangehörigen zu entwenden und in irgend einem Winkel zu verbergen. Zur Rede geſtellt, leugnete er ſtets oder behauptete, ſich der Sache nicht zu erinnern. Das Gelüſt nach Schuhen war unbeſiegbar und kehrte immer wieder. Es ergab ſich denn auch, daß er ſchon mehrere Male Schuhdiebſtähle begangen hatte.

Während der Haft verſchlimmerte ſich ſein Geiſteszuſtand derartig, daß man den Ausbruch von Irrſinn befürchtete. Er wurde deshalb einſtweilen entlaſſen. Das Erſte, was er, in ſeiner Wohnung angelangt, that, war,

ſeiner Frau, während ſie ſchlief, wieder Schuhe weg zu nehmen. In der ſpäter erfolgten Verhandlung wurde der Angeklagte freigeſprochen.

Während in den geſchilderten Fällen der Drang nach dem Beſitz eines Gegenſtandes zu einem Konflikt mit den Geſetzen führt, entwickelt ſich bei anderen Perſonen nicht ſelten eine Neigung, die zwar nicht ungeſetzliche Verſtöße, dafür aber zuweilen eine ſchwere Vermögensſchädigung der Betreffenden und ihrer Familien nach ſich zieht, die krankhafte Kaufluſt. Derartig veranlagte Menſchen laſſen keine Verſteigerung vorübergehen, wo ſie nicht regelmäßig eine Unmaſſe von Gegenſtänden, oft zu den theuerſten Preiſen, erſtehen, für die ſie durchaus keine Verwendung haben und deren Erwerbung ſie häufig, ſobald ihnen der Zuſchlag ertheilt iſt, ſogar gereut. Die krankhafte Kaufluſt wirkt in ihnen ſo mächtig, daß ſie ihr unbedingt folgen müſſen. Sie beſuchen alle Geſchäfte und ſteigern hier ihre Einkäufe in's Ungemeſſene. Statt eines einzigen Schirmes oder Stockes, deſſen ſie vielleicht benöthigen, kaufen ſie ein halbes Dutzend und geben Aufträge, deren Höhe in keinem Verhältniß zu ihren Mitteln ſteht. So war dem franzöſiſchen Pſychiatriker Trélat ein Mann bekannt, der bei ſeinem Schneider ſtets auf einmal zehn Winterhoſen, zwanzig Sommerüberzieher und ebenſo viele Weſten beſtellte. Eben derſelbe Mann kaufte ſich dreißig Brillen, von denen er diejenige, welche er den Tag über benutzt hatte, des Abends vor dem Schlafengehen unter das Bett legte, ſo daß ſich ſchließlich hier alle zuſammenfanden.

Mit der krankhaften Kaufſucht verbindet ſich dann häufig eine unbezähmbare Verſchwendungsſucht. Die erſtandenen Gegenſtände werden oft an ganz unbekannte Perſonen verſchenkt oder gar weggeworfen. So hatte vor einigen Jahren eine wohlhabende Dame in Königsberg die Angewohnheit, die Lebensmittel, die ſie in übergroßen

Mengen in den Geschäften einkaufte, sofort nach dem Verlassen der Läden auf die Straße zu werfen. Da sie ihre Einkäufe zu einer bestimmten Stunde vorzunehmen pflegte, stellte sich regelmäßig die Straßenjugend ihres Stadttheils ein, die dann jubelnd die herrenlosen Würste, Butterstücke u. s. w. auflas. Da, wo es nicht zu einem sinnlosen Wegwerfen kommt, werden dann wenigstens die angekauften Waaren für einen Spottpreis veräußert, nur damit mit den gewonnenen Mitteln neue Einkäufe ausgeführt werden können.

Schließlich sei noch die krankhafte Neigung zum Selbstmord erwähnt. Darf man schon im Allgemeinen der Ansicht sein, daß die Mehrzahl der Selbstmorde bei einer durch Elend, Kummer, Leidenschaft u. s. w. krankhaft gestörten Gemüthsstimmung erfolgt, so ist an einer Unregelmäßigkeit im Seelenleben in den Fällen nicht zu zweifeln, wo der Selbstmord mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit auftritt. Es gibt Familien, in denen der Selbstmord förmlich erblich ist. Fast alle bekannteren Psychiatriker haben hierüber Beobachtungen gesammelt. So berichtet Falret von einem Mann, der, stets von finsterer Gemüthsart, durch Selbstmord endete. Er war Vater von vier Kindern. Das eine stürzte sich, als es erwachsen war, aus dem dritten Stockwerk, das zweite hatte in seinem späteren Alter Sorgen und erhängte sich, der dritte Sohn stürzte sich ebenfalls aus dem Fenster, und der vierte tödtete sich durch einen Pistolenschuß. Ein Vetter dieser jungen Männer suchte den Tod in den Wellen.

Zuweilen läßt sich die Neigung zum Selbstmord durch ganze Generationen verfolgen. Durch die Aufregungen der französischen Revolution vom Jahre 1789 wurde ein Goldschmied geisteskrank, später aber wieder geheilt. Einige Jahre darauf vergiftete er sich. Ein Bruder dieses Mannes

brachte ſich einen Stich in den Magen bei, während ſich ein zweiter dem Trunke ergab und ein dritter alle Nahrung verweigerte und an Erſchöpfung ſtarb. Die verheirathete, an mancherlei Abſonderlichkeiten leidende Schweſter des Goldſchmieds beſaß zwei Kinder, von denen das eine, eine Tochter, als ſie erwachſen war, den Hungertod ſuchte. Dieſe Frau hinterließ ebenfalls mehrere Kinder. Zwei davon ſtarben an Hirnhautentzündung und das dritte ging wie ſeine Mutter an Nahrungsverweigerung zu Grunde.

Die krankhafte Neigung zum Selbſtmord geht ſogar ſo weit, daß ſeine Opfer häufig dieſelben Mittel zur Ausführung wählen. So ſind Familien bekannt, wo ſämmtliche Angehörigen zur Piſtole griffen, während man anderweitig das Erhängen vorzog. Beſonders merkwürdig iſt noch die Erſcheinung, daß der Selbſtmord in einzelnen Familien erſt dann auftritt, wenn die Mitglieder ein beſtimmtes Alter erreicht haben. Vier Angehörige einer Familie tödteten ſich regelmäßig, ſobald ſie das dreißigſte Lebensjahr zurückgelegt hatten. Die vererbliche Neigung zum Selbſtmord erklärt ſich durch eine hervorragend krankhafte Veranlagung des Nervenſyſtems. Dieſe Erklärung findet ihre Beſtätigung darin, daß in denſelben Familien, in welchen der Selbſtmord herrſcht, auch häufig Geiſteskrankheiten beobachtet werden. Meiſtens iſt der Grund dieſer Entartung der übermäßige Genuß geiſtiger Getränke.

Krankhafte Neigungen werden ſelbſtverſtändlich nicht ſelten zur Entſchuldigung von Ueberſchreitungen und Vergehungen gegen die Geſetze vorgeſchützt. Allein nur äußerſt ſelten wird eine Täuſchung des Sachverſtändigen gelingen, vielmehr wird dieſer faſt immer im Stande ſein, die wahren Verhältniſſe richtig zu erkennen und zu beurtheilen.

Schwediſche Eiſenwerke.

Technologiſche Studie von **Adolf Claſſen.**

Mit 13 Illuſtrationen.

(Nachdruck verboten.)

Einen der wichtigſten Erwerbszweige Schwedens bildet der an 26,000 Arbeiter beſchäftigende Bergbau, und vornehmlich iſt es Eiſenerz, von dem dieſes nordiſche Königreich einen unerſchöpflichen Vorrath von ausgezeichneter Beſchaffenheit beſitzt. Die ergiebigſten ſchwediſchen Bergwerke befinden ſich im Norden und in dem ſüdlich von den Seen Wenern, Wettern, Hjelmaren und Mälaren, im Norden durch die Ljusne-Elfen begrenzten Gürtel, und hier beſonders in den Län Kopparberg, Oerebro, Wärmland, Weſtmanland und Upſala. Noch nördlich vom Polarkreiſe, in Lappland, liegt das erſt in neuerer Zeit eröffnete Eiſenbergwerk Gellivara. Es iſt das größte der Erde und fördert jährlich an 600,000 Tonnen, die größtentheils an Krupp in Eſſen gehen.

Um den Umfang und die volkswirthſchaftliche Bedeutung der ſchwediſchen Eiſeninduſtrie zu kennzeichnen, ſei nur angeführt, daß im Jahre 1893 aus 341 Gruben gegen 1460 Millionen Kilogramm Eiſenerz gefördert wurden, welches durch Betrieb von 152 Hochöfen 447 Millionen Kilogramm Roheiſen und 6,1 Millionen Kilogramm Guß-

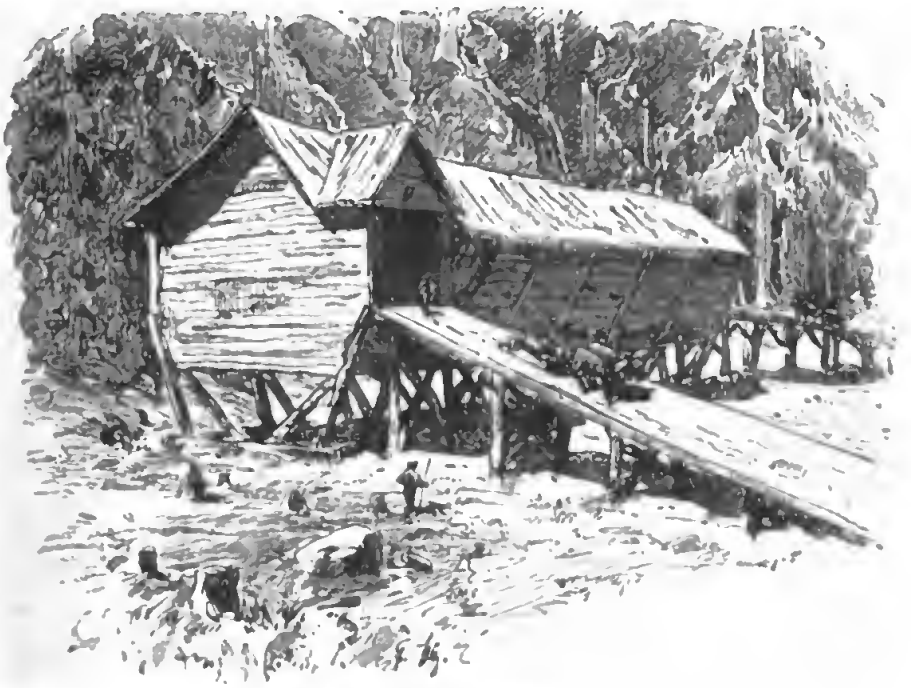
güter lieferte. Die Gießereien und mechanischen Werkstätten hatten eine Produktion im Werthe von über 47 Millionen Kronen (1 Krone = 1 1/8 Mark), und nach Deutschland allein wurden für 304,000 Kronen Roheisen,

Schwedischer Kohlenmeiler.

für 5,2 Millionen Kronen gewalzte und geschmiedete Stangen und für 1,1 Millionen Kronen Eisenerz ausgeführt.

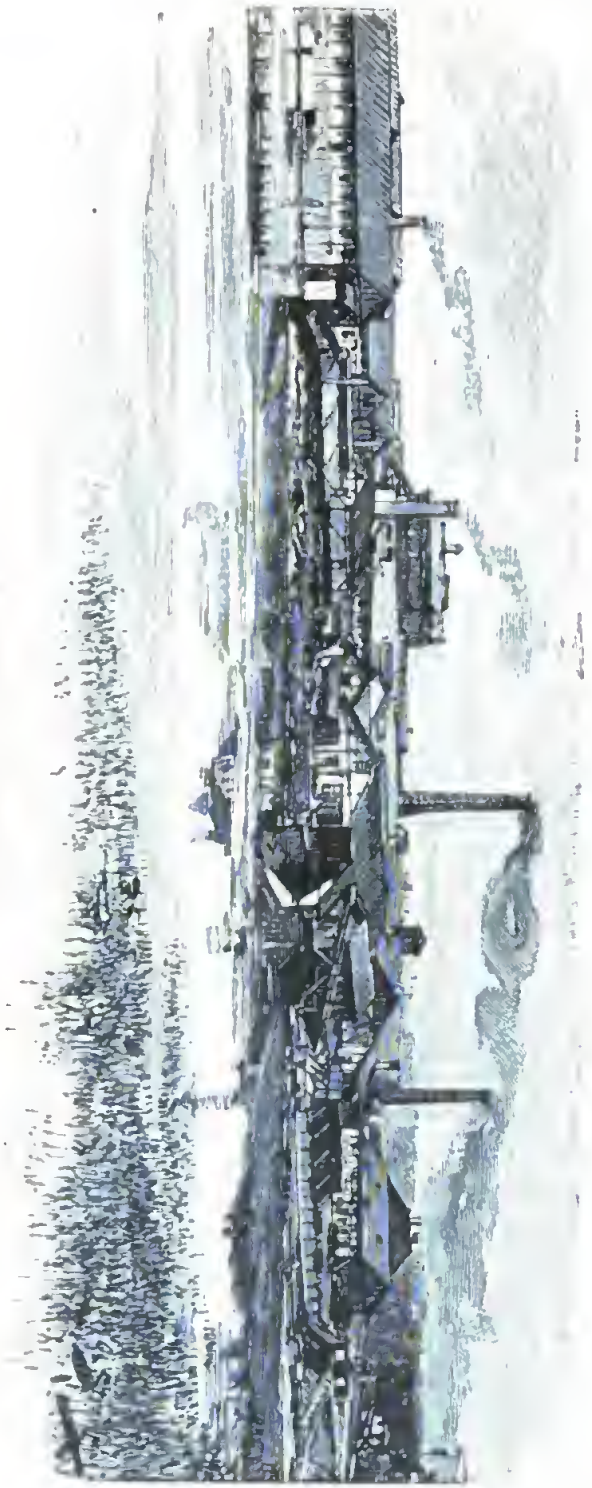
Wie oben bemerkt, liegen die hauptsächlichsten schwedischen Eisenerzlager im Norden; Steinkohlenlager von beträchtlicherem Umfange (deren Gesammterzeugung aber

auch nur ſich auf 200 Millionen Kilogramm beläuft) befinden ſich dagegen ausſchließlich im ſüdlichen Schweden. Dies ungünſtige Verhältniß wird indeſſen dadurch einigermaßen ausgeglichen, daß die ſchwediſchen Eiſenerze zu den beſten gehören, die überhaupt vorkommen, und daß das Land überall einen großen Holzreichthum aufzuweiſen hat. Mit praktiſchem Scharfblick überlaſſen daher die ſchwediſchen



Ein Holzkohlenſchuppen.

Eiſeninduſtriellen die Maſſenerzeugung dem ſteinkohlenreichen England, Belgien und Deutſchland und werfen ſich dagegen vorwiegend auf die Herſtellung von ſogenanntem „Qualitätseiſen", welche ſie — begünſtigt durch die Reinheit der dortigen Erze und die Geſchicklichkeit ihrer Arbeiter — in ſo eigenartiger Weiſe entwickelt haben, daß eine etwas eingehendere Schilderung derſelben auch für weitere Kreiſe von Intereſſe ſein dürfte. Auf dieſe Weiſe wird der Mangel an Steinkohlen erſtens dadurch wettgemacht, daß das hoch im Preiſe ſtehende Qualitätseiſen eben des-



Das Bessemerwerk Sandviken.

wegen auch höhere Brennstoffkosten tragen kann, und dann dadurch, daß das mit Holzkohlen erzeugte Eisen bei weitem besser ist als das Steinkohleneisen.

Unsere Beschreibung der Eisengewinnung muß unter diesen Umständen mit der Herstellung der Holzkohlen beginnen, für die das Material so bald nicht ausgehen wird, da von Schwedens gesammter Bodenfläche nicht weniger als zwei Drittel (mindestens 18 Millionen Hektar) mit Wald bedeckt sind. Dieser liefert jährlich rund 40 Millionen Kubikmeter Holz, wovon nur etwa 3 bis 4 Millionen in's Ausland gehen, während alles Uebrige im Inland verbraucht wird. Das Verkohlen des Holzes geschieht in den bekannten Kohlenmeilern. Bei diesem Prozeß verbrennt aller-

dings die Hälfte des im Holz enthaltenen Kohlenſtoffs, aber man kann doch deswegen die Hochöfen nicht direkt mit unverkohltem Holz heizen, weil nur die Holzkohle vermittelſt ihres hohen Kohlenſtoffgehaltes jene ungeheure Hitze über 2000 Grad Celſius hervorzubringen vermag, deren es zum Schmelzen der Erze bedarf. Die fertigen Holzkohlen

Arbeiterwohnhaus.

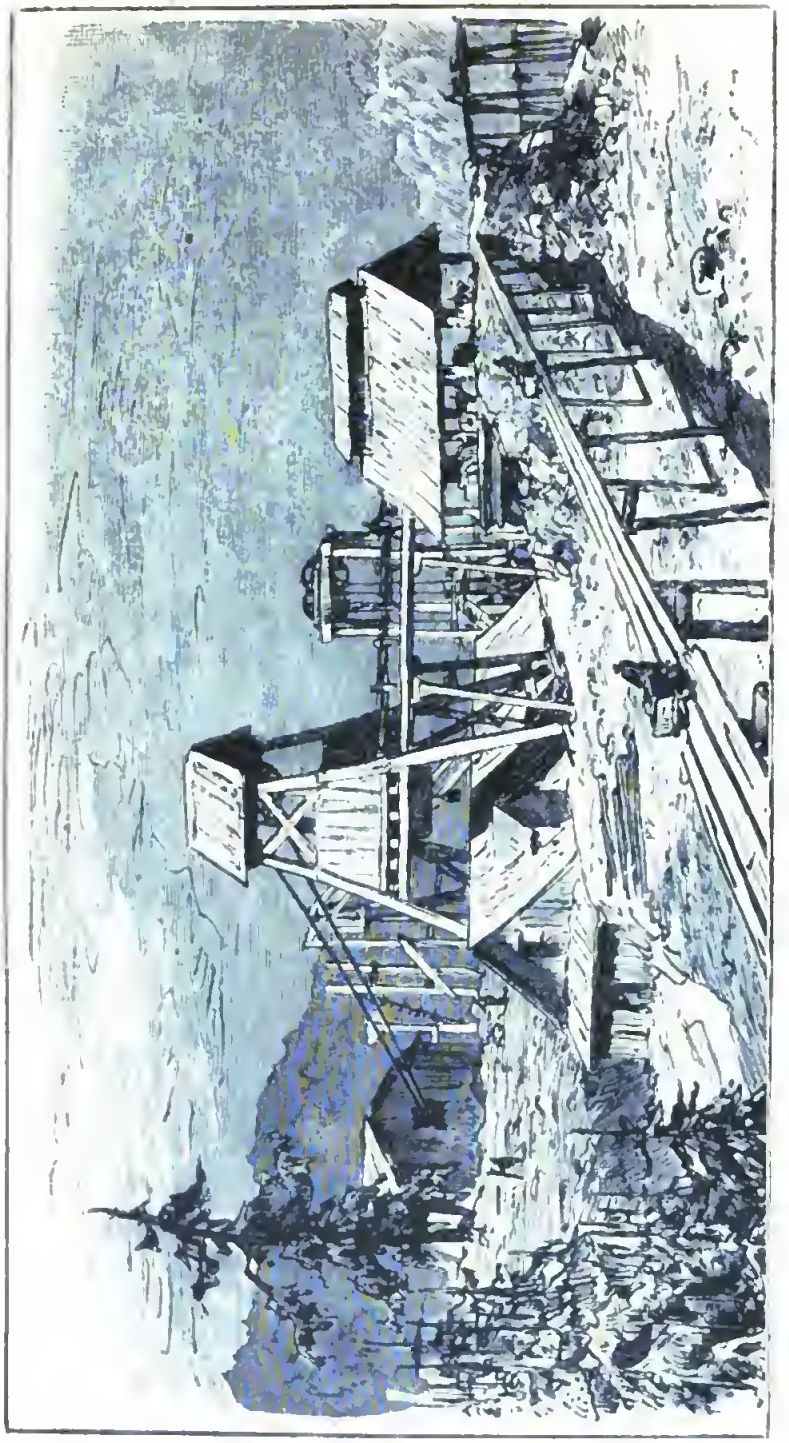
werden in Kohlenſchuppen mit bretterbekleideten Holzfachwänden aufbewahrt, wobei manche Werke die ſonſt unbenutzt verloren gehende Wärme des aus den Hochöfen abgelaſſenen Roheiſens, der Schlacken u. ſ. w. in ſehr praktiſcher Weiſe zum Trocknen der noch einen ſtarken Prozentſatz Waſſer enthaltenden Holzkohle verwenden.

Für den Hochofenbetrieb benutzt man in Schweden faſt ausſchließlich Holzkohlen. Die dortigen Eiſenhüttenwerke ſind wegen der leichteren Zugänglichkeit im Winter meiſt

an den auch von Bahnlinien berührten Binnenseen (wie das berühmte Bessemerwerk Sandviken am Storsjön) oder an größeren Wasserläufen angelegt. Durch die zerstreute Lage der Werke lassen sich die in Schweden überall so reichlich zur Verfügung stehenden Wasserkräfte gebührend ausnützen. Andererseits werden die Nachtheile dieser zerstreuten Lage durch das dichte und gut geführte Eisenbahnnetz nach Möglichkeit ausgeglichen. Die Vertheilung in kleinere Anlagen gewährt ferner noch den nicht zu unterschätzenden Vortheil, daß die Werke sich viel mehr der Natur, den örtlichen Verhältnissen, überhaupt den gesammten Lebensbedingungen einzufügen vermögen, als dies in unseren übervölkerten Industriebezirken der Fall ist. Für die Wohlfahrt der Arbeiter wird daher nicht nur durchweg durch Krankenkassen, sondern auch durch die Errichtung billiger Arbeiterwohnhäuser gesorgt.

Die schwedischen Eisenerze, welche auf diesen Werken verarbeitet werden, bestehen zu drei Vierteln aus Magneteisenstein, zu einem Viertel aus Rotheisenstein. Man findet sie jedoch in der Natur nicht rein, sondern mehr oder weniger mit der sogenannten „Gangart" gemischt, deren Bestandtheile beim Schmelzen in bestimmtem Prozentsatze in das Eisen übergehen, dessen Güte beeinflussend. Am schädlichsten wirken von diesen Beimengungen Phosphor und Schwefel, da schon ein Zusatz von wenigen Prozenten Brüchigkeit des Eisens zur Folge hat. Die schon wiederholt hervorgehobene Vorzüglichkeit der schwedischen Eisenerze beruht nun eben in erster Linie darauf, daß sie beinahe ganz frei von Phosphor sind. Der Schwefelgehalt ist allerdings stärker, doch versteht man es, ihn durch Rösten der Erze in eigens dazu konstruirten Oefen beinahe vollständig zu beseitigen.

Durchweg dringt der Eisensteinbergbau nicht über 100 bis 200 Meter in das Erdinnere; die einzelnen Eisen-



Eiſenerzgrube Svartberg.

erzgänge haben eine Mächtigkeit von 12 bis 30 Meter. Aus den Erzgruben werden die dort geſprengten und gebrochenen Erze meiſt in ſenkrechten Schächten in Kübeln

von 160 bis 210 Liter Inhalt mittelst über Seilscheiben laufenden Drahtseilen zu Tage gefördert. Die Erzgrube Svartberg der Schisshyttan-Molnebo-Aktiengesellschaft, der auch zum Theil noch die Grube Gräsberg gehört, liefert das manganreichste und für die Erzeugung von Bessemerstahl beste Erz Schwedens. An der Tagausmündung der Förderschächte schließen sich Eisenbahnen an, auf denen das Erz in kleinen Wagen zu den Lager- und Verladeplätzen geschafft wird. Es muß, bevor es in den Hochofen gelangt, erst noch geröstet und hierauf in einem Quetschwerk in haselnußgroße Stücke zerkleinert werden.

Inneres der Erzgrube Gräsberg.

Zur oberen Hochofenmündung, der „Gicht", werden nun Erze und Holzkohlen in kleinen, auf Schienen laufenden Wagen auf geneigten Ebenen oder mittelst senkrechter Aufzüge befördert. Dort wiegt man das Erz, um es dann lagenweise abwechselnd mit Holzkohlen (je 1 bis 1½ Kubikmeter Kohlen auf 7 bis 10 Centner Erz) gleichmäßig in die Gicht zu schütten. Die schwedischen Hochöfen sind 13 bis 16½ Meter hoch. Das Innere bildet einen senkrechten Schacht, der namentlich unten im „Gestell", wo die ärgste Hitze herrscht, aus dem feuerfestesten Material gefertigt sein muß. Während einer sogenannten „Campagne", die bei Holzkohlenöfen sechs bis acht Monate,

bei Kokshochöfen aber mehrere Jahre dauert, werden in gleichem Maße, wie die Erz- und Kohlenſchichten niederſinken, immer neue von oben nachgeſchüttet. Dabei gelangen ſie nach unten hin in eine ſtetig zunehmende Temperatur, die allmälig das Erz in flüſſiges Roheiſen

Eiſenbahn zum Befördern der gewonnenen Erze.

verwandelt. Im oberſten Theile des Ofens trennt ſich bei einer Temperatur von 400 bis 1000 Grad der Sauerſtoff vom Eiſen, ſich gleichzeitig mit den aus der verbrannten Holzkohle entſtandenen Kohlenoxydgaſen zu Kohlenſäure verbindend. Sind die Schichten bis zum mittleren, weiteſten Theile des Hochofens, der „Raſt", vorgerückt, dann verengt ſich der Ofen wieder, und die bis auf 1600 Grad geſteigerte Hitze bewirkt eine chemiſche Verbindung von

Eiſen und Kohlenſtoff (bis zu vier oder fünf Prozent des letzteren) das heißt eben: die Bildung von Roheiſen. Hiermit wäre der Prozeß zu Ende, wenn nicht die bisher ungeſchmolzene, oben erwähnte „Gangart“ erſt in ein flüſſiges Produkt, die Schlacke, verwandelt werden müßte, weil ſie ſonſt bald den Ofen füllen und den Betrieb ſtören würde.

Man muß zu dieſem Behuf erſt einen ſogenannten „Zuſchlag“ zuſetzen, dann wird zur Hervorbringung der zur Schlackenbildung nöthigen ſtarken Hitze im unteren Hochofentheile von verſchiedenen Seiten gepreßter Wind eingeblaſen, worauf man unten alle vier bis ſechs Stunden das flüſſige Roheiſen ablaſſen kann. Meiſt fließt es in Formen, worin es erkaltet und erſtarrt; blos beim Beſſemerprozeß wird es noch flüſſig ſofort weiter verwendet. Je nach ihrem Gehalt geben 100 Centner Erz 30 bis 70 Centner Roheiſen (im Durchſchnitt 50). Aus der obenauf ſchwimmenden und vor dem Abſtich des Roheiſens abgelaſſenen Schlacke gießt man in Schweden meiſt Ziegel, die als Pflaſter- und Bauſteine benützt werden.

Den Kernſchacht eines Hochofens umgibt zunächſt ein Raum, der mit irgend einem ſchlechten Wärmeleiter ausgefüllt iſt, weiterhin das „Rauhgemäuer“, das nur vorn, wo man Roheiſen und Schlacken abläßt, ſowie an den Eintrittsſtellen der „Winddüſen“ durch Gewölbe unterbrochen wird. Oft vereint man alle zum Hochofenbetrieb nöthigen Anlagen, wie Hochofen, Röſtöfen, Quetſchwerke u. ſ. w., zu einem zuſammenhängenden Gebäude; das iſt beiſpielsweiſe bei dem namhaften Hüttenwerke Schiſſhyttan der Fall, während ſich getrennt davon auf der gegenüberliegenden Thalſeite das Direktorialgebäude erhebt.

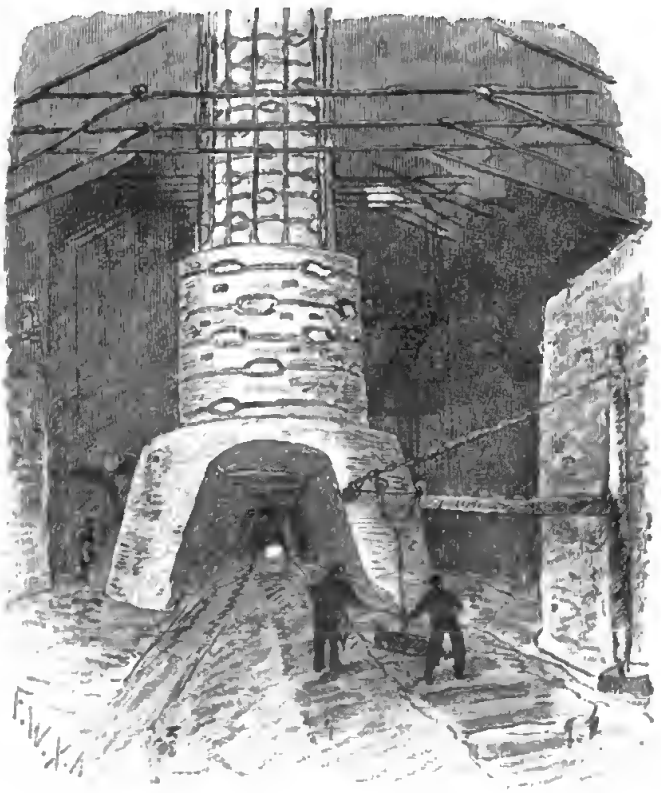
Das Roheiſen, wie man es durch den eben geſchilderten Hochofenprozeß gewinnt, iſt leicht flüſſig, aber ſpröde und nicht ſtreckbar. Erſt weiter zu Schmiedeeiſen und Stahl

verarbeitet, gewinnt es jene außerordentliche Dehnbarkeit, Zähigkeit und Härte, die das Eiſen in unſerem wirthſchaftlichen Leben eine ſo bedeutſame Rolle ſpielen läßt. Schmiedeeiſen unterſcheidet ſich vom Roheiſen nur durch viel geringeren Gehalt an Kohlenſtoff; die Umwandlung wird bewirkt durch die Verbrennung des im Roheiſen enthaltenen Kohlenſtoffs, und dieſer techniſche Prozeß heißt das „Friſchen".

Auf der Gicht.

Letzteres erfolgt auf den ſchwediſchen Eiſenwerken in Herdfeuern, und zwar meiſt nach dem Lancaſhireverfahren, nur in dem berühmten Werke Dannemora nach der alten, ſogenannten Wallonenmethode. Dies Eiſen von Dannemora geht ſammt und ſonders nach England zur Herſtellung des vorzüglichen engliſchen Gußſtahls, deſſen Güte eben auf der trefflichen Beſchaffenheit des Dannemoraeiſens beruht. Drei Viertel von der ſchwediſchen Jahresproduktion an Schmiedeeiſen gehen in's Ausland; der Reſt wird zu Band-, Draht-, Stab- und Nageleiſen weiter verarbeitet

Die ausgezeichnetsten und werthvollsten Eisenwaaren des Weltmarktes liefert indessen nicht das Schmiedeeisen, sondern vielmehr der Stahl, und deswegen würde die schwedische Eisenindustrie ohne entsprechende Pflege der Stahlfabrikation sich nicht auf ihrer Höhe behaupten können. Dieselbe hat in größerem Umfange zwar nur langsam Eingang gefunden, sich dann aber sehr rasch entwickelt.

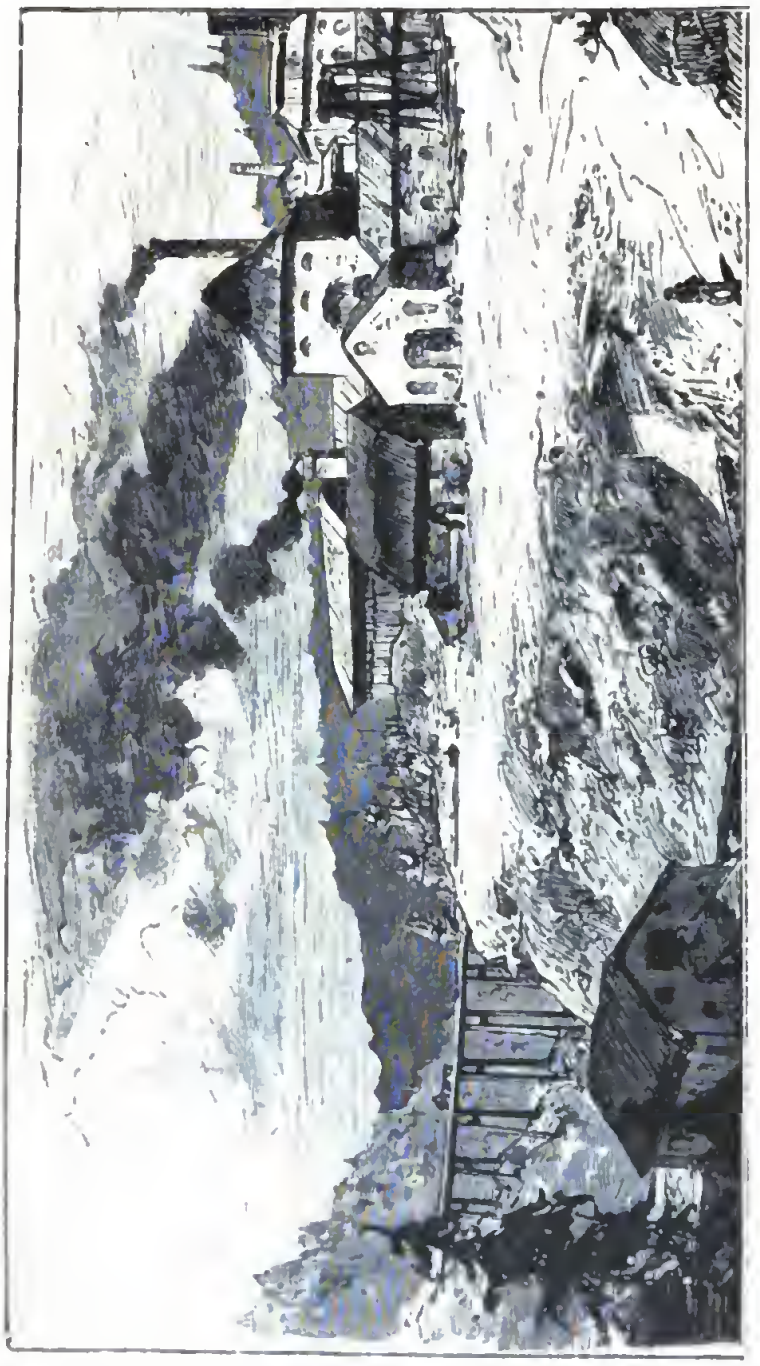


In einem Hochofen.

Man wendet gegenwärtig zu der Umwandlung von Eisen in Stahl fast allgemein das nach seinem Erfinder benannte Bessemerverfahren an. In Bezug auf seinen Kohlenstoffgehalt steht der Stahl zwischen Roh- und Schmiedeeisen etwa in der Mitte, man kann ihn daher sowohl erzeugen, indem man dem Roheisen einen entsprechenden Theil seines Kohlenstoffs durch Verbrennung entzieht, als auch, indem man dem Schmiedeeisen durch das sogenannte Cementiren den fehlenden Kohlenstoff zusetzt.

Ersteres geschieht durch das im Jahre 1856 von dem englischen Ingenieur Henry Bessemer erfundene Verfahren der Entkohlung geschmolzenen Roheisens durch eingepreßte Luft, und durch dies sogenannte Bessemern ist seither eine

vollſtändige Umwälzung in der Eiſeninduſtrie herbeigeführt worden. Im Weſentlichen beſtand dieſe Methode darin,



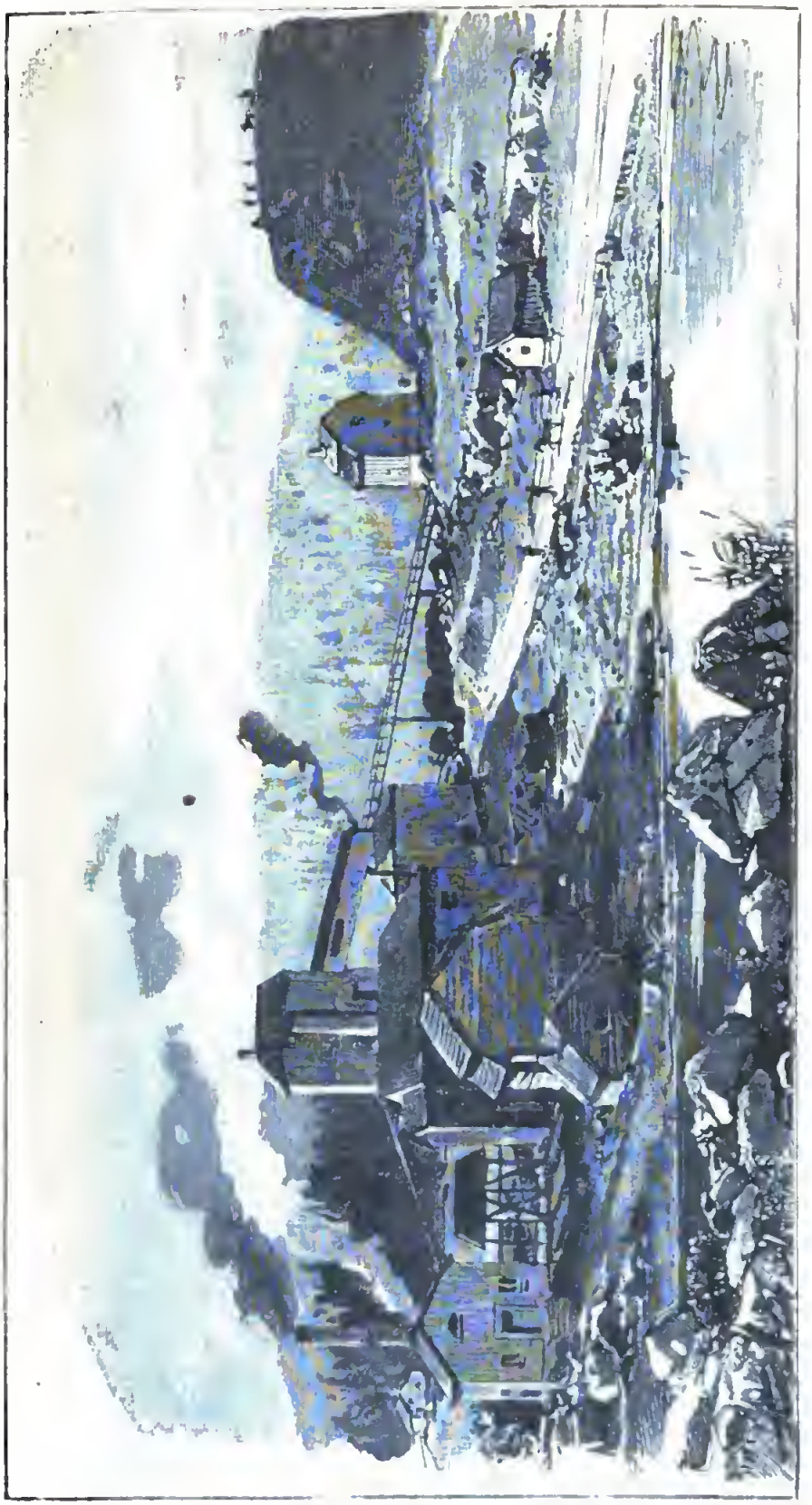
Hüttenwerk Schiſſhyttan.

daß man in der ſogenannten Birne durch das noch flüſſige Roheiſen unter hohem Drucke Wind hindurch preßte, was

die Verbrennung des Kohlenstoffs bewirkte, indem das Eisen selbst den zur Erhaltung der Hitze nothwendigen Brennstoff lieferte. Es ist jedoch schwer, den Prozeß genau in dem richtigen Augenblick, sobald nämlich gerade genügend von dem Kohlenstoff des Roheisens verzehrt ist, zu beenden, weshalb man neuerdings lieber den Kohlenstoff beinahe gänzlich verbrennen läßt, um nachher wieder stark kohlenstoffhaltiges Roheisen zuzusetzen. Seine Mischung mit dem vorher zu sehr entkohlten Eisen hat dann eine Rückkohlung und damit die Bildung der gewünschten Eisensorte zur Folge, die bei einem höheren Kohlenstoffgehalt den harten und spröden Flußstahl, bei geringerem das weichere Flußeisen ergibt. In den schwedischen Hüttenwerken stellt man die gewünschte Sorte aber unmittelbar durch Entkohlung (ohne Rückkohlung) her.

Das Direktorialgebäude.

Große Verdienste um die Einführung und Ausbildung des „Bessemerns" in Schweden erwarb sich Konsul G. F. Göransson, der Gründer und Hauptbesitzer des oben genannten Bessemerwerks Sandviken, welches mit seiner Jahreserzeugung von 10,000 Tonnen die größte derartige Anlage in Schweden darstellt. Bereits Ende 1857



Der Hochofen zu Ebste im Jahr 1857.

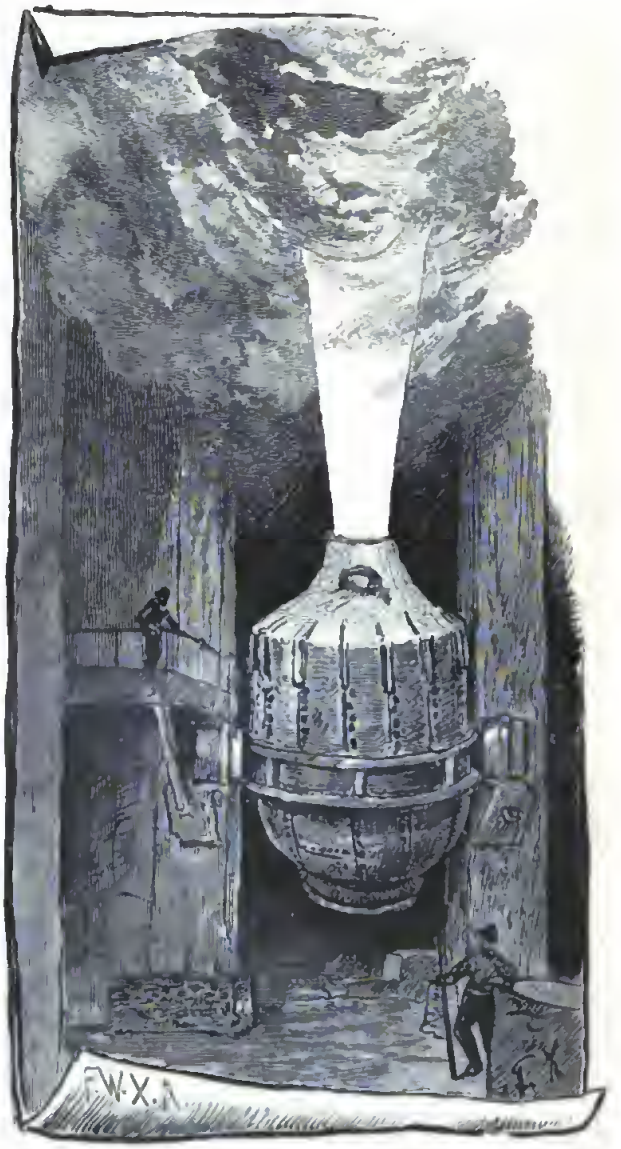
führte Göransson dies Verfahren auf dem kleineren Werke Edske ein.

Man läßt das flüssige Roheisen aus dem Hochofen mittelst Pfannen in die aus feuerfestem Material hergestellte Birne laufen, die in der Mitte um zwei Zapfen drehbar, 1½ Meter weit und 2 bis 3 Meter hoch ist. Hierauf wird die unter diesem Behälter mündende Windrohrleitung geöffnet, so daß die stark gepreßte Luft durch die Oeffnungen im Boden der Birne in das Innere dringt und das darin befindliche flüssige Roheisen von unten nach oben durchströmt. Dabei wird nicht nur der Kohlenstoff, sondern auch das Silicium des Roheisens (letzteres zu Kieselsäure) verbrannt oder oxydirt, was in England 15 bis 20 Minuten, in Schweden blos 5 bis 8 Minuten in Anspruch nimmt. Die einzelnen Stadien dieser Verbrennung lassen sich durch spektroskopische Untersuchung der Farbe der aus der Birne emporschlagenden Flamme, sowie durch das Aufschäumen der Masse während der Koch- oder Eruptionsperiode genau verfolgen.

Unsere Abbildung auf S. 227 veranschaulicht eine große Birne, worin 60 bis 80 Centner Roheisen in Stahl umgewandelt werden, während dieses Prozesses. Das schwedische Bessemerwerk Avesta dagegen arbeitet mit kleinen „Chargen" von 4 bis 16 Centner Gewicht — ein Verfahren, das durch seine Billigkeit die Aufmerksamkeit der Fachleute erregt hat. In Sandviken fertigt man nur Stahl von hervorragender Güte, aus dem man Klingen, Sensen, Rasirmesser u. s. w. herstellt, die wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit bei großer Billigkeit nicht blos in England, sondern auch in Deutschland, Frankreich und sogar in Tirol Absatz finden.

Die schwedischen Walzwerke und mechanischen Werkstätten, in denen Schmiedeeisen und Stahl nun weiter verarbeitet werden, unterscheiden sich wenig von derartigen

Anlagen in Deutſchland und England, weshalb von einer ausführlichen Beſchreibung hier Abſtand genommen werden kann. Bis auf einzelne Etabliſſements beſitzen ſie zudem keine hervorragende Bedeutung, weshalb auch das Königreich Schweden ſeinen Bedarf an fertigen Eiſen- und Stahlwaaren nicht aus dem eigenen Lande zu decken vermag, ſondern jährlich um mehrere Millionen Mark mehr davon ein- als ausführt.



Birne eines Beſſemerſtahlwerkes.

Egon Zöller, dem wir ein ſehr lehrreiches Werk über „Schweden, Land und Volk" verdanken, faßt ſein Urtheil über die dortige Eiſeninduſtrie dahin zuſammen, daß dieſes an Kopfzahl kleine Volk (4,825,000 Einwohner) es meiſterhaft verſtanden habe, „gewiſſe von der Natur dem Lande gewährte Vorzüge, vor Allem die Reinheit der Erze, den Reichthum an Waldungen, die mächtige Betriebskraft der Flüſſe in höchſt praktiſcher Weiſe zu einer ſelbſtſtändigen eigenthümlichen

Entwickelung jener Industrie auszunützen. Ohne der Qualität — der Lebensader der schwedischen Eisenindustrie — Abbruch zu thun und ohne den zur Produktionssteigerung wesentlichen Faktor, die Steinkohle, zu besitzen, haben die schwedischen Eisenhüttenbesitzer es verstanden, durch eine möglichst hohe Vervollkommnung der Eisenhüttentechnik die Produktion an Schmiedeeisen und dementsprechend auch die Förderung an Erzen in den letzten fünfzig Jahren auf das Vierfache, und die Stahlproduktion allein im Jahrzehnt von 1876 bis 1886 von 15,000 auf 66,000 Tonnen zu steigern, sowie in gleichem oder nahezu gleichem Maße den Absatz in's Ausland zu vermehren, obgleich die vom Weltmarkt entfernte Lage des Landes und die lange Unterbrechung der Schifffahrt zur Winterszeit den Absatz erschweren.

Auch die Ausbildung der Technik in der Verhüttung minderwerthiger, z. B. phosphorhaltiger Erze durch das Thomas-Gilchrist'sche Verfahren, womit der Vorzug, den Schweden in der Reinheit seiner Erze besitzt, vermindert wird, hat die Stellung Schwedens auf dem Eisenmarkt nicht zu erschüttern vermocht, wenn auch Schweden von der in der Eisenindustrie herrschenden Krise keineswegs unberührt geblieben ist."

Mannigfaltiges.

Anheimlicher Wettlauf. — Ein Deutscher, welcher in den vierziger Jahren im nördlichen Theile des nordamerikanischen Staates Maine beschäftigt war, hatte häufig Muße, sich den Unterhaltungen der Wildniß, welche dort gebräuchlich sind, zu widmen. Er war keiner von denselben leidenschaftlicher ergeben, als dem Schlittschuhlaufen. Die durch die grimmige Kälte eines nordischen Winters mit Eis bedeckten tiefen und von Bäumen umschlossenen Seen dieses Staates bieten dem Liebhaber dieses Sportes ein weites Feld. Er band oft seine Schlittschuhe an, glitt den glitzernden Fluß hinauf und folgte dem Laufe jedes von den labyrinthischen Bächen, die unter der Eisdecke dem Ozean zuströmen. Diese Ausflüge machte er auch bei Mondschein. Bei einem dieser Ausflüge hatte er eine Begegnung, an die er sich sein Leben lang nur mit Grauen erinnerte.

Ich hatte — so erzählt er selbst — eines Abends, kurz vor dem Einbruche der Nacht, mein Haus in der Absicht verlassen, eine kleine Strecke weit den geraden an der Thür vorüberfließenden Kennebec hinauf zu fahren. Die Nacht war hell und wunderschön, über leichten Lämmerwölkchen stand des Mondes runde Scheibe und Millionen Sterne glitzerten am Himmel. Ein wunderschönes Licht schimmerte von dem Eise, von der Schneedecke und den inkrustirten Aesten, während das Auge meilenweit dem Scheine des Flusses folgen konnte, der sich gleich einem Juwelengürtel zwischen den mächtigen Wäldern, die seine Ufer besäumten, dahinschlängelte. Tiefe Stille herrschte; die Kälte schien die Bäume, die Luft und Alles, was lebte, zum Erstarren gebracht

zu haben, ſelbſt das Klirren meiner Schlittſchuhe hallte von den Hügeln mit doppelter Stärke wider.

Ich war etwa zwei Meilen weit den Fluß aufwärts gelaufen, als ich an einen kleinen Bach kam, der ſich in den Fluß ergießt, und in jenen bog ich, um ſeinen Lauf zu erforſchen. Ueber meinem Kopfe wölbten ſich hundertjährige Fichten und Tannen, und bildeten einen Bogengang. Tiefes Dunkel herrſchte darunter, aber ich war jung und furchtlos; als ich in den ununterbrochenen Wald ſpähte, der ſich zu beiden Seiten des Baches ausdehnte, lachte ich laut vor Freudigkeit. Mein wildes Hurrah hallte in dem Forſte wieder, und ich blieb ſtehen und lauſchte auf das ſanft verſchwindende Echo.

Plötzlich vernahm ich einen Laut — er ſchien mir unter dem Eiſe hervorzukommen und anfangs erklang er leiſe und bebend, bis er mit einem wilden Geheul endete. Ich war entſetzt. Ein ſolches Geheul war noch nie zu meinen Ohren gedrungen. Gleich darauf hörte ich Zweige auf dem Ufer knacken, als ob ein Thier darauf trete Das Blut ſtrömte mir nach dem Kopfe; meine Geiſtesgegenwart kehrte wieder, und ich ſah mich nach einem Mittel zur Flucht um.

Der Mond ſchien durch die Oeffnung an der Mündung des Creeks, mittelſt deſſen ich in den Wald gedrungen war, herein, und da ich das breitere Eis des Fluſſes für das beſte Mittel zum Entkommen hielt, ſchoß ich pfeilſchnell darauf zu. Er war kaum hundert Schritte entfernt, und ich glaube nicht, daß eine Schwalbe mir auf meinem verzweifelten Fluge zuvorgekommen wäre; als ich aber den Kopf nach dem Ufer zu wendete, konnte ich zwei dunkle Gegenſtände mit einer der meinen beinahe doppelt überlegenen Schnelligkeit durch das Gebüſch jagen ſehen. An dieſer großen Schnelligkeit und dem kurzen, heißen Gebell, welches ich von Zeit zu Zeit hörte, erkannte ich ſofort die gefürchteten grauen Wölfe.

Ich war noch nie auf eines von dieſen Thieren geſtoßen; aber die mir von ihnen gegebenen Beſchreibungen ließen mich wahrlich kein Vergnügen an dem Bekanntwerden mit denſelben ſpüren. Ihre unbezähmbare Wildheit, ihre große Ausdauer und Stärke machen ſie für jeden von der Nacht überfallenen Reiſenden zu Gegenſtänden des Schreckens.

Die das Ufer bedeckenden Gebüsche flogen mit der Schnelligkeit eines Blitzes an mir vorüber, während ich auf meiner Flucht der schmalen Oeffnung zueilte. Ich hatte die Mündung beinahe erreicht und in der nächsten Minute würde ich ziemlich sicher gewesen sein. Plötzlich wurden aber meine Verfolger auf dem Wege über mir, welcher hier eine Höhe von ungefähr zehn Fuß hatte, sichtbar. Ich hatte keine Zeit mehr zum Denken; rasch bückte ich mich und schoß wie rasend vorwärts. Die Wölfe sprangen, hatten sich aber in meiner Schnelligkeit verrechnet und fielen hinter mir nieder, während ich auf das Eis des Flusses hinausglitt.

Das natürliche Gefühl trieb mich heimwärts. Die leichten Schneeflocken wirbelten unter dem Stahle meiner Schlittschuhe empor, und ich befand mich bereits in einiger Entfernung von meinen Verfolgern, als mir ihr wüthendes Geheul verkündete, daß ich immer noch vor ihnen flüchten müßte.

Ich blickte nicht zurück, ich fühlte mich weder erschreckt, noch betrübt, noch froh. Nur einen Gedanken hatte ich, den an die Heimath, an die strahlenden Gesichter, welche meine Rückkehr erwarteten, und ihr Trauern, wenn sie mich nie wieder sehen würden. Alle Kräfte des Körpers und des Geistes wurden zum Entrinnen angestrengt. Ich war auf dem Eise vollkommen heimisch; manchen Tag hatte ich auf meinen guten Schlittschuhen zugebracht, ohne je zu bedenken, daß diese dereinst mein einziges Rettungsmittel werden würden.

Jede halbe Minute machte mir ein wechselweise erschallendes Kläffen von meinem blutgierigen Gefolge nur zu gewiß, daß es sich nahe hinter mir befand. Sie kamen näher und näher; ich hörte ihre Füße noch näher auf dem Eise klappern und endlich hörte ich sogar ihr schnüffelndes Schnauben. Alle Nerven und Muskeln meines Körpers wurden auf's Aeußerste angespannt.

Die Bäume am Ufer schienen in einem unsicheren Lichte zu tanzen und das Gehirn kreiste mir selbst von meiner athemlosen Schnelligkeit; aber immer noch schienen sie ihre Stimmen mit einem wahrhaft schauerlichen Laute hervorzuzischen, bis eine unwillkürliche Bewegung mich aus meiner Richtung brachte. Die dicht hinter mir befindlichen Wölfe, welche nicht stehen bleiben und ebenso wenig auf dem Eise wenden konnten, glitten aus und

fielen nieder. Die Zungen hingen ihnen aus den Schnauzen, ihre weißen Fangzähne schimmerten und ihre dunkle zottige Brust und Rachen waren mit Schaum bedeckt, und als sie an mir vorüberrutschten, glühten ihre Augen und ich vernahm ihr Wuthgeheul. Da durchfuhr meinen Kopf der Gedanke, daß ich sie vermeiden könne, indem ich jedesmal, wenn sie mir zu nahe kamen, ausbog, da sie infolge der Bildung ihrer Füße auf dem Eise nur in gerader Linie laufen können.

Ich befolgte dieses System augenblicklich.

Nachdem die Wölfe sich wieder auf die Füße gerafft hatten, sprangen sie mir von Neuem nach, der Wettlauf wurde zwanzig Schritte stromabwärts erneuert und sie waren bereits dicht hinter mir, als ich herumbog und an meinen Verfolgern gerade vorüberschoß. Ein wüthendes Geheul begleitete meine Schwenkung Die Wölfe rutschten auf ihren Hinterschenkeln hingleitend vorwärts, während sie ein wahres Bild der Hilflosigkeit und vereitelten Wuth darboten. So gewann ich bei jeder Wendung beinahe hundert Schritte. Dieses wiederholte ich noch zweimal, und mit jedem Momente begannen die Wölfe aufgeregter und hitziger zu werden.

Wenn mich meine Schlittschuhe nur auf einen Augenblick verlassen hätten, wenn ich über einen Zweig gestrauchelt oder mit dem Fuße in einer Eisspalte hängen geblieben wäre, so würde die Geschichte, die ich jetzt erzähle, nie zur Erzählung geworden sein.

Ich überdachte alle Möglichkeiten. Ich wußte, wo sie mich zuerst erfassen würden, wenn ich fiel, ich berechnete, wie lange es dauern würde, ehe ich stürbe, und dann würde man nach meinem Körper suchen, der bereits sein Grab gefunden hätte. O, wie schnell sich der Geist des Menschen das Bild des Todes mit allen entsetzlichen Farben ausmalt, davon können nur Diejenigen, welche ihm nahe gewesen sind, erzählen.

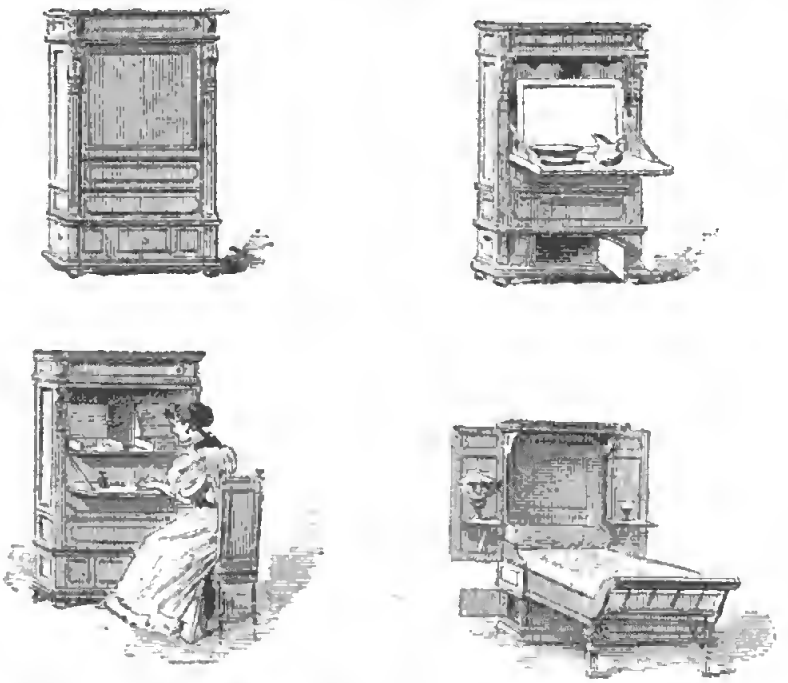
Ich gelangte aber bald meinem Hause gegenüber an, und meine Hunde — ich kannte ihre tiefen Stimmen —, die durch den Lärm geweckt worden waren, bellten wüthend.

Die Wölfe stutzten, hielten in ihrem tollen Laufe inne, wendeten sich und flohen. Ich blickte ihnen noch nach, bis ihre Gestalten hinter einem nahen Hügel verschwanden, dann band ich

meine Schlittschuhe ab und schlug mit Gefühlen, die man sich besser vorstellen als beschreiben kann, den Weg nach dem Hause ein.

Selbst jetzt noch kann ich nie eine große Eisfläche im Mondscheine sehen, ohne an den schnaubenden Athem und die furchtbaren Geschöpfe zu denken, die mir den zugefrorenen Kennebec hinab so nahe auf den Fersen folgten. C. T.

Neue Erfindungen: Ein vielseitiges Möbel. — Die Miethpreise in unseren Großstädten bewegen sich durchweg noch



Ein vielseitiges Möbel: Geschlossen, als Toilettentisch, als Schreibsekretär und als Bett.

immer in steigender Richtung und nöthigen daher viele Familien, sich mit den Wohnräumen möglichst einzuschränken. So kommt es, daß oft ein Fremdenzimmer gänzlich fehlt oder, wenn vorhanden, doch nur sehr klein ist. Man hat deswegen schon Sopha- oder Schrankbetten und dergleichen mehr hergestellt, die Tags über als Sopha oder Schrank dienen, um erst am Abend vor der Benutzung durch Aufklappen oder Ausziehen in Lagerstätten umgewandelt zu werden. Derartige Verwandlungsmöbel sind auch für Wohnungen auf dem Lande bei unerwartetem Besuch oder zum Mitnehmen in eine Sommerfrische, einen Badeort u. s. w.,

wenn man sich dort die Wohnung selbst möbliren will, sehr praktisch, zumal sie mit der Zeit auch recht vervollkommnet worden sind. Die Möbelfabrikanten stellen sie jetzt derartig her, daß nicht nur Tags über die Bestimmung des betreffenden Möbels als Bettstelle den Blicken vollständig entzogen bleibt, sondern daß es auch gleichzeitig durch seine gefällige Form einen Zimmerschmuck bildet. Ein Beispiel dafür gibt jenes vielseitige Möbel (Pariser Fabrikat), welches unsere Abbildung in seinen verschiedenen Gestalten vorführt. Wenn dieser Proteus unter den Möbeln bei Tage völlig geschlossen ist, so sieht es aus, wie ein recht eleganter Schrank, der ebenso gut im Wohn- oder Arbeitszimmer, wie im Schlafzimmer stehen kann. Oeffnen wir eine große Klappe in der oberen Vorderseite dieses scheinbaren Schrankes und klappen sie herab, so ist ein niedlicher Schreibsekretär hergestellt, für den die inneren Fächer alles nöthige Schreibgeräth enthalten. Soll das Möbel sich am Abend in ein Bett verwandeln, so wird die Schreibtischplatte wieder in die Höhe geklappt und die untere Abtheilung hervorgezogen. Es tritt alsdann eine vollständige Bettstelle zu Tage, deren äußerer Theil auf zwei, in Gelenken beweglichen Füßen ruht, und die jetzt nur noch mit Matratze u. s. w. versehen zu werden braucht. Will man am anderen Morgen nach dem Aufstehen Toilette machen, so hat man nur nöthig, die Bettstelle wieder in das Innere des Möbels zu schieben und dann die große Vorderplatte des Schrankes niederzulassen. Es ist darin ein Spiegel eingelassen, der beweglich ist und aufgeklappt werden kann. Man setzt hierauf das Waschgeräth u s. w. auf die Platte, und der Toilettentisch ist fertig. P. G.

Ein Fürstenkind bittet um ein Stückchen Brod. — Dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, dem Freunde Goethe's, gefiel es nicht, daß sein Erstgeborener, der Erbprinz Karl Friedrich, im Gegensatz zu seinem jüngeren Sohne, sich als ein stilles, sinniges und schüchternes Kind entwickelte. Von der unglücklichen Ansicht ausgehend, daß das zarte, weiche Naturell des Prinzen durch stramme und strenge Behandlung abgehärtet werden müßte, damit sich ein selbstständigerer, gefestigterer Charakter herausbilde, wählte der Herzog zum Erzieher des Prinzen einen sehr strengen

und überenergiſchen Mann, den Rath Riedel. Dieſer behandelte den ſanftmüthigen, ſenſitiven Erbprinzen, dem jeder unfreundliche Hauch Seelenſchmerzen bereitete, mit einer Strenge, die bisweilen faſt in Grauſamkeit ausartete. Das einzige Gefühl, daß ſein Zögling, der wohl lieben und wohlwollen, aber nicht haſſen konnte, für ihn hatte, war das der Furcht.

Der Prinz litt aber nicht allein unter der rauhen Behandlung Riedel's, ſondern auch noch durch allerlei ihm auferlegte Entbehrungen, beſonders im Eſſen. Obgleich der Knabe nicht beſonders kräftig war und eine reichliche und kräftige Nahrung ſehr gut am Platze geweſen wäre, war ihm doch eine äußerſt karge Diät vorgeſchrieben.

Einmal, als Riedel im Nebenzimmer mit Schreiben beſchäftigt war, fragte der Prinz ſeinen Spielgenoſſen, den Sohn des Geheimen Regierungsraths Schwabe, ob er ſchon Schwarzbrod gegeſſen habe.

„Jawohl," antwortete dieſer, „das eſſe ich alle Tage mehrmals."

„Ach," ſagte der Prinz, „wenn ich doch nur öfter Schwarzbrod zu eſſen bekäme!"

„Wiſſen Sie was, Prinz, ich bringe Ihnen das nächſte Mal, wenn wir zu Ihnen kommen, ein tüchtiges Stück von unſerem Schwarzbrod mit."

„Wie gut iſt das von Dir! Aber nimm Dich ja in Acht, daß der Herr Rath nichts davon merkt."

Der kleine Schwabe hielt Wort und brachte nach einigen Tagen dem Prinzen ein tüchtiges Stück friſches Schwarzbrod, das dieſer, hinter einer Thür verſteckt, mit außerordentlichem Wohlbehagen verzehrte. Von da an vergaß der treue Kamerad nie, ſo oft er zum Prinzen gerufen wurde, eine gute Brodportion einzuſtecken, und es fanden ſich immer einige günſtige Minuten, in denen der Prinz, unbemerkt von Riedel, ſeinen geſunden Appetit ſtillen konnte.

Im Jahre 1797, kurz ehe der junge Schwabe Weimar verließ, übergab er dem damals vierzehnjährigen Erbprinzen ſein neues Stammbuch mit der Bitte, das erſte Blatt zu beſchreiben. Der Prinz weihte das Stammbuch ein. Oben auf der Seite ſtand der Vers: „Daß Alle, die ſich Freunde nennen" u. ſ. w.;

zur Seite des Verses der lateinische Sinnspruch: „Dulcis est concordia amicorum“ (Süß ist Eintracht unter Freunden) und darunter ein sogenanntes „Symbolum“ in folgender Gestalt:

Symb.: E. l. g. f. B.

Ein solches sinnbildliches, versteckspielendes Zeichen war nach dem damaligen Stammbuchgebrauch nichts Ungewöhnliches. Aber seine Deutung? Die geheimnißvollen Buchstaben verkündeten: „Es lebe gutes frisches Brod!“

Aus dem Munde eines Prinzen gewiß seltene, einem gepreßten Herzen entstammende Worte. D—t.

Die Grannen der Gerste. — Ein auffälliges Unterscheidungsmerkmal der Gerste von den übrigen Getreidearten sind die langen Grannen, mit denen ihre Aehre ausgestattet ist. Man war bisher gewöhnt, sie nur als ein Schutzmittel für die Körner gegen Thierfraß anzusehen, da sie namentlich zur Reifezeit in gewisser Weise eine Art Stacheln darstellen. Neuerdings haben aber zwei österreichische Forscher gefunden, daß sie noch eine weitere Aufgabe für die Pflanze zu erfüllen haben. Die Botaniker Liebenberg und Proskowetz kamen nämlich auf Grund einer mikroskopischen Untersuchung auf den Gedanken, daß die Grannen als Verdunstungsorgane zu betrachten seien. Um den experimentellen Beweis für diese Auffassung zu bringen, steckten die genannten Forscher zwei gleiche Gerstenähren in zwei, die gleiche Menge Wasser enthaltende Gläschen. Von der einen Aehre wurden die Grannen entfernt, während die andere unverletzt gelassen wurde. Die Wasseroberfläche in beiden Gläschen wurde durch eine Oelschicht abgeschlossen, so daß nun das Wasser von seiner Oberfläche aus nicht verdunsten konnte. Nach 24 Stunden wurden nun beide Gläschen mit ihrem Inhalt gewogen und es zeigte sich dabei das Ergebniß, daß die entgrannte Aehre ihrem Wasservorrath nur 1,5 Gramm, die unverletzte Aehre dem ihrigen aber 7,3 Gramm Wasser entzogen hatte. Diese Gewichtstheile Wasser konnten nur dadurch dem beiderseitigen Wasservorrath entnommen worden sein, daß das Wasser in dem Zellengewebe der Aehren aufgestiegen und hier verdunstet worden war. Das Experiment bewies also, daß die Grannen in der That, wie vermuthet worden

war, für die Gerste Verdunstungsorgane abgeben, da die mit Grannen versehene Aehre 5,8 Gramm mehr Wasser verdunstet hatte als die grannenlose Aehre. Diese Bethätigung der Grannen ist nun von hoher Wichtigkeit für das Gedeihen der Gerstenpflanze und die Entwickelung der Gerstenkörner. Denn je mehr Wasser die Gerstenpflanze verdunstet, um so mehr Wasser muß sie auch dem Boden entnehmen und um so mehr Nährstoffe, die in dem Wasser enthalten sind, werden dadurch der Pflanze und den sich bildenden Gerstenkörnern zugeführt. Die Grannen begünstigen also durch die größere Nahrungszufuhr das Gedeihen der Körnerfrucht. Damit stimmt denn auch die bekannte Erscheinung überein, daß unter den längsten Grannen der Gerstenähre die schwersten Körner liegen. Th. S.

Verbrecherbräute. — In Frankreich werden weibliche Gefangene und Verurtheilte im Ganzen milder behandelt als anderswo. Ihre Aufseherinnen sind Augustinernonnen, deren Regiment trotz strenger Vorschriften doch wohlwollender und zuvorkommender ist, als das von Frauen aus dem Laienstande sein würde. Die weiblichen Gefangenen dürfen sich — ebenso wie die männlichen — durch Arbeit etwas verdienen und dafür in der Kantine der betreffenden Anstalt kleine Nebenbedürfnisse decken, was übrigens in den deutschen Gefangenanstalten auch der Fall ist. Die jüngeren derselben genießen aber noch ein in anderen Staaten unbekanntes Privilegium, nämlich, daß der Staat ihnen Ehegatten besorgt, nur sind das wieder nur verurtheilte Verbrecher. Alle Jahre zweimal werden die weiblichen Gefangenen aufgerufen, sich zu melden, wenn sie sich entschließen können, nach Neukaledonien zu gehen und dort in die Ehe zu treten. Die Kandidatinnen müssen noch jung und frei von körperlichen Gebrechen sein, auch mindestens zwei Jahre in der Strafanstalt zugebracht haben. Mädchen, die zu längerer Strafzeit verurtheilt sind, ergreifen oft diese Gelegenheit, um dem bedrückenden Gefängnißleben zu entweichen, und die hübscheren unter ihnen können auch sicher sein, in die aufzustellende Liste aufgenommen zu werden, wie schwer auch die von ihnen begangenen Verbrechen gewesen sein mochten. Die erwählten Ehekandidatinnen haben dann schriftlich zu bezeugen, daß sie einen deportirten Verbrecher heirathen und daß

sie sich für den Rest ihres Lebens in Neukaledonien aufhalten wollen. Unter diesen Bedingungen übernimmt die Regierung ihre Ueberführung, gibt ihnen eine mäßige Aussteuer und bei der Landung in Noumea einen Freilassungsschein. Die Eheschließungen werden dann von dem Gouverneur der Kolonie in die Hand genommen und dieser hat stets eine Auswahl geeigneter Verurtheilter „im Vorrath", aus denen die Mädchen wählen dürfen, und dabei können sie sogar etwas wählerisch sein, denn die Zahl der männlichen Deportirten verhält sich zu der der ankommenden Mädchen immer wenigstens wie drei zu eins. Der Erfolg dieses Verfahrens soll oft ein überraschend guter sein. —dn—

Originelle Rache. — Als König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1825 den Thron bestieg, bestand eine bereits zu Lebzeiten seines Vaters für eine südamerikanische Expedition bewilligte staatliche Subvention von 100,000 Gulden, wovon erst 20,000 Gulden erhoben waren. Ludwig nun, ein Feind von Unternehmungen, die auf wissenschaftliche Sammlungen, namentlich Herbarien, welche er schlechtweg als „Heu" bezeichnete, und Aehnliches hinausliefen, wollte die noch restirenden 80,000 Gulden nicht auszahlen lassen, sondern für Kunstzwecke verwenden. Die Professoren Spix und Martius, welche an der Spitze der Expedition standen, strengten jedoch einen Prozeß gegen ihn an und gewannen denselben. Der König ließ nun seinen Aerger an den Beiden, als sie von der Expedition zurückgekehrt waren, in origineller Weise aus. Begegnete er beispielsweise Spix, so redete er ihn folgendermaßen an:

„Guten Tag, mein lieber Martius. Wie geht's? Was macht denn der Spix? Dummer Kerl das; hat mich bare 80,000 Gulden gekostet mit seinem Heu!"

„Majestät, ich bin der Spix!"

„So? Na, dann bitte ich sehr um Entschuldigung!" —

Traf Ludwig den Professor Martius, so begrüßte er ihn umgekehrt als Spix und nannte Martius einen dummen Kerl, um sich dann, wenn der Letztere den angeblichen Irrthum ebenfalls richtig gestellt, mit den gleichen Worten: „So? Na, dann bitte ich sehr um Entschuldigung!" zu entfernen.

Das dauerte eine lange Zeit so; Ludwig verwechselte hart-

näckig die Gelehrten, welche ſich ſtets als dumme Kerls bezeichnen laſſen mußten, bis ſchließlich Spix an der Cholera ſtarb. Er wurde in allen Ehren zu Grabe getragen. Am folgenden Tage begegnete der König Martius. „Guten Tag, lieber Spix," ſagte er gemüthlich, „wie geht's? Der Kollege, der Martius, iſt ja nun todt. War ein dummer Kerl, hat mich bare 80,000 Gulden gekoſtet mit ſeinem Heu!"

„Majeſtät, ich bin Martius und noch am Leben, Spix dagegen iſt geſtern beerdigt worden!"

„So? Na, dann bitte ich ſehr um Entſchuldigung!" E. K.

Vom Soldatenkönig. — Eines Tages beſuchte Friedrich Wilhelm I. ſeinen Sohn, den ſpäteren König Friedrich den Großen, in Rheinsberg, und da es gerade Sonntag war, fuhr er ſofort zur Kirche, trat ein und ſtellte ſich, auf ſeinen Krückſtock gelehnt, der Kanzel gegenüber. Der damalige Prediger Roſſow, ein ſchon bejahrter Mann, beſteigt die Kanzel, keineswegs einen ſo vornehmen Beſucher in der Kirche vermuthend. Nachdem er ein Eingangsgebet geſprochen, will er ſeine Predigt beginnen, da fallen ſeine Augen urplötzlich auf den König. Er erſchrickt, wird verwirrt, ſtammelt einige Worte und hält vor Verzweiflung inne. Da erhebt der König drohend ſeinen Krückſtock und befiehlt ihm, fortzufahren. Aber der Geiſtliche hat die Faſſung völlig verloren, ſpricht in ſeiner Herzensangſt nur noch den Segen und verläßt die Kanzel.

Der Prediger mußte infolge deſſen in Berlin vor dem Konſiſtorium noch einmal ſein Examen ablegen; glücklicherweiſe beſtand er die Prüfung, worauf die Sache mit einem derben königlichen Verweis ſein Bewenden hatte. E. K.

Mondbewohner. — Nach den neueſten Forſchungen beſitzt der Mond keine Atmoſphäre, alſo auch keine mit menſchlichen Organen verſehenen Bewohner. Frühere Aſtronomen jedoch, namentlich Schröter und Gruithuiſen, glaubten an die Exiſtenz von „Seleniten" oder Mondbewohnern. Nach Letzterem wohnten dieſelben wegen des jähen Temperaturwechſels auf dem Monde in unterirdiſchen Räumen, und die allerdings auf dem Monde bemerkten, noch nicht erklärten plötzlich erſcheinenden Lichtſtrahlen kämen von den zum Wärmen angezündeten großen Feuern her.

Ja, Gruithuisen entdeckte zwischen dem 50.° nördlicher und dem 37.° südlicher Breite des Mondes gerade oder in regelmäßiger Bogenkrümmung angelegte Kunststraßen und im 8.° der östlichen Länge und 6.° der nördlichen Breite eine — fünf geographische Meilen im Durchmesser große — Stadt mit Wällen und einem Gebäude (!), das einer Sturmschanze gleicht. Wenn sich gewisse Stellen der Mondoberfläche verdunkelten, so erklärte sich das Gruithuisen mit dem Einernten der Früchte auf den Feldern. D.

Der Weg einer Gewehrkugel kann ziemlich leicht sichtbar gemacht werden, wenn man das Geschoß vorher gut mit Vaseline einsalbt. Die Vaseline entzündet sich bei der Pulverexplosion und bildet dann in der Luft einen feinen Rauchring, der bei ruhiger Witterung bis zum Einschlagen der Kugel erkennbar ist. —dn—

Deutlicher Wink. — Der berühmte Geheimrath Heim behandelte einst einen sehr reichen Mann, der als Geizhals hinlänglich bekannt war, und der ihn nach seiner Genesung für eine große Anzahl von Besuchen mit nur drei Dukaten bezahlte. Heim, der viel Witz besaß, ließ die drei Dukaten absichtlich auf den Teppich fallen. Der Geizhals bückte sich sogleich, um das Geld aufzusuchen. Als er sämmtliche drei Goldstücke zusammen und sie auf den Tisch gelegt hatte, sagte der Geheimrath: „Das sind ja erst drei Dukaten und Sie hatten mir doch deren sechs auf den Tisch gelegt gehabt." Der Geizige verstand den Wink und zahlte drei Dukaten nach. —dn—

Neue Bezeichnung. — In der südfranzösischen Stadt Toulouse faßten die Stadträthe in Schulangelegenheiten so sonderbare Beschlüsse, daß der satirisch beanlagte Schuldirektor Lessoir sie wiederholt mit bekannten Vierfüßlern verglich. Eines Tages war er zu einer Konferenz auf dem Rathhause gewesen und verließ mit einem Kollegen das Sessionszimmer. Als sie den Rathhaussaal passirt hatten und vor die Thür zum Eingange des Rathhauses traten, sahen sie eine Menge roher Ochsenhäute zum Trocknen aufgehängt.

„Was ist denn das?" fragte der Kollege erstaunt.

„O," erwiederte Lessoir, „die Herren Stadträthe haben hier nur ihre Ueberzieher hergehängt." —dn—

Digitized by Google

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Empfehlenswerte Festgeschenke!

C. W. Allers:

Fürst von Bismarck in Friedrichsruh.

Text von Sidney Whitman.

Mit einem Gedicht von Felix Dahn.

70 Blätter in Lichtdruck. Eleg. geb. oder in Mappe 50 Mark.

Fürst Bismarck als Redner.

Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden 1848—1890.

19 Bände der Collection Spemann à 1 Mark.

In 16 Bänden gebunden.

Schatzkästlein des guten Rats.

Sechste vielfach vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 54 Illustrationstafeln.

Preis elegant gebunden 5 Mark.

Dieses Hausbuch gibt auf alle möglichen Fragen, die das tägliche Leben mit sich bringt, ausführliche und zuverlässige Antwort. — Dasselbe wird jeder Familie zur Anschaffung bestens empfohlen.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben beginnt zu erscheinen.

Unser Bismarck

von

C. W. Allers und Hans Kraemer.

Zweite Auflage.

280 Seiten Text mit 215 Illustrationen und 43 Seiten Kunstbeilagen.

In 28 Lieferungen à 1 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.

Jubiläums-Ausgabe
der
Illustrierten Geschichte des Krieges 1870/71.

Im unterzeichneten Verlage erscheint:

Illustrierte

Geschichte des Krieges

1870/71.

Jubiläums-Ausgabe.

Alle 14 Tage erscheint ein reich illustriertes Heft in größtem Quart-Format.

Vollständig in 30 Heften zum Preise von je 25 Pfg.

Die **25jährige Gedenkfeier** des Feldzugs 1870/71, welche die Erinnerung an die große Zeit aufs neue belebt, veranlaßt uns zur Veranstaltung einer **textlich revidierten**, auch in **illustrativer** Hinsicht **wesentlich verbesserten Jubiläums-Ausgabe** obiger Kriegsgeschichte. Die frühere, von unsrem Geschäftsvorgänger Hermann Schönlein in Stuttgart verlegte Ausgabe derselben hat gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch die **Frische und Lebendigkeit der Darstellung** und durch die **große Mannigfaltigkeit** des Gebotenen eine über alle Maßen günstige Aufnahme gefunden, und ebenso soll auch die neue nicht etwa eine trockene Aufzählung geschichtlicher Thatsachen bieten, sondern alle Vorzüge in sich vereinigen, welche der früheren so viele Freunde zugeführt und treue Anhänglichkeit gesichert haben. Wird aber einerseits der Text der früheren Auflage einer sorgfältigen Revision unterzogen und mit entsprechenden Zusätzen versehen, so soll andrerseits der illustrative Teil in weitgehendem Maße erneuert, verbessert und bereichert werden, so daß unsre Kriegsgeschichte — gleich interessant für diejenigen, welche die glorreichen Tage miterlebt haben, wie für die jüngere Generation — mit ihren vielen schönen Bildern, Karten und Plänen sich zu einem Prachtwerke gestaltet, das gewiß ebenfalls ein allbeliebtes **Haus- und Familienbuch** bilden wird. — Die meisten Buch-, Kolportagehandlungen, Journalexpeditionen ꝛc. haben das erste Heft auf Lager und nehmen Bestellungen auf das Werk entgegen.

Union Deutsche Verlags[illegible]in, Leipzig.